This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 879 2

3 879 277

DAS GRAUE LEBEN

BEITRAG ZUR PSYCHOLOGIE
DES VIERTEN STANDES
ROMAN VON F. A. BEYERLEIN

VERLAG VON ALBERT LANGEN MÜNCHEN

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 876
B573

Das graue Leben

Das graue Leben

Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes

Roman

von

Franz Adam Beyerlein

Zweite Auflage

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF
A L

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1903

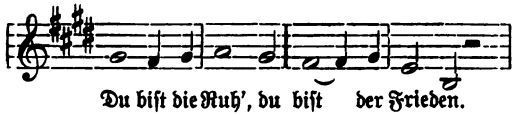
MAIN

PT 2603
E94 G7
1903
MAIN

Meiner lieben Frau

Helene,

geborenen Rentsch



197356

1

Ein Maigewitter hatte in den späten Nachmittagsstunden die Tageshitze abgekühlt. Der heftige Regen war nur kurz gewesen, aber noch gegen Mitternacht standen die schwarzen Wetterwolken am Himmel und türmten sich über der flachen Landschaft zu einer niedrig gewölbten Decke. Die geringe Helligkeit der wenigen Sterne, denen es gelungen war, den Wolkenschleier zu durchleuchten, reichte kaum hin, auf ein paar Schritte die breite Landstraße, die von dem Landstädtchen Borna nordwärts nach Leipzig führt, erkennen zu lassen. Weiterhin versanken die feuchtschimmernden Geleise und die Pappeln an den Grabenböschungen in der schwärzlichen Finsternis, und dieser wohlgepflegte Weg schien in ein dunkles, ungewisses Nichts zu führen.

Gustav Reutter ging an den letzten Häusern des Städtchens vorüber; er stieg über den grellen Lichtbalken hinweg, der, zwischen den halbgeschlossenen Läden

einer Gärtnerwohnung hindurchfallend, den Weg zu versperren schien, und trat auf die freie Chaussee hinaus.

Solange er in den bekannten Gassen sich gewußt hatte, hatte er der Umgebung gar nicht acht gehabt, vielmehr war er mit sich zu Rate gegangen, ob er auch alles, was ihm vor seinem Urlaub zu tun oblag, getan hatte. Er meinte, ohne Sorge sein zu dürfen: die Kleider und Stiefel des Bezirksfeldwebels waren gereinigt, und auch für die Frau Feldwebel hatte er Holz und Braunkohlen aus dem Keller geholt und den Bornständer mit frischem Wasser gefüllt. Diese häuslichen Arbeiten verrichtete er zwar nur aus freien Stücken und der gutmütigen, rundlichen Frau zu Gefallen, aber er hatte doch dabei seinen Nutzen im Auge. Denn es galt, sich bei dem Vorgesetzten lieb Kind zu machen, einmal, um im Herbst zur Disposition beurlaubt zu werden, und dann, um die bequeme Stellung eines Schreibers bei dem kleinen Meldeamt, dem nicht einmal ein Offizier beigegeben war, zu behalten. Gustav Reutter hatte von Herzen gern dem Befehl, der ihn zu dieser Stellung kommandierte, gehorcht; er war damit dem Frontdienst, der den in der Schreibstube eines Advokaten Herangewachsenen über Gebühr anstrengte, voraussichtlich auf die übrige Dauer seiner Dienstzeit entrückt und begann sich fast in seiner gleichförmigen Tätigkeit wohlzufühlen, wenngleich die tiefgehenden militärischen Umwandlungen noch in diesem Frühjahre 1869, im dritten Jahre nach dem Eintritt Sachsens in den norddeutschen Bund, übergenug Arbeit brachten.

Für den Sonntag hatte er Urlaub erhalten, „zum Besuch der Eltern", wie auf dem Passe vermerkt war. Er hatte sich aus Gründen der Sparsamkeit entschlossen, den sechsstündigen Weg von Borna nach Leipzig zu Fuß zurückzulegen, und war um Mitternacht aufgebrochen. Unvermerkt war er während seiner Selbstprüfung aus dem Innern der Stadt an die äußere Grenze gelangt und war eben im Begriff, seine Gedanken, die bisher nach rückwärts geschaut hatten, vorwärts zu richten, als die nachtstille Finsternis der Landstraße sich ihm entgegenstellte. Seine Augen waren noch halb geblendet von dem Licht der Öllampe, bei deren Schein der weißhaarige Gärtner und eine junge Frau Kränze wanden. Im ersten Augenblick konnte er nicht einmal den Boden erkennen, auf den er trat, aber allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, und die Füße schritten sicherer darauf los.

Der junge Soldat befand sich in einem Zwiespalt. Er wußte ganz gewiß, daß ihm bei seinem nächtlichen Gange, weder von Mensch noch von Tier, kaum irgend eine Gefahr drohe, und doch bewirkte die Beschränkung seines Erkenntnisvermögens auf einen so geringen Raum, daß über dem Verarbeiten der äußeren Eindrücke jede andere Geistestätigkeit aufhörte. Seine Sinne waren übermäßig angespannt, so daß sie bei der geringsten Berührung in lang nachzitternde Schwingungen gerieten. Die kleinen Geräusche, die das Schweigen einer Nacht unterbrechen, verstärkten sich für ihn, und die wechselnde Beleuchtung der blaß schimmernden Sterne versetzte ihn in Unruhe. In regelmäßigen

Zwischenräumen erhob sich ein leiser Luftzug, um sogleich wieder zu ersterben, ein Wehen, das kein Wind war; denn man wußte nicht, woher es kam. Es mochte das Atmen der schlummernden Erde sein. Die Wiesen und die noch grünen Getreidefelder, von denen er wußte, daß sie die Straße links und rechts begleiteten, sogen die frische Feuchtigkeit der Luft ein und atmeten dafür den derben Duft der schwarzen Erde aus. Die Halme und Ähren bewegten sich sacht darin, und die Blätter der Pappeln schauerten leicht zusammen.

Anfangs ging er am Rande der Chaussee hin, auf einer Art Fußsteig, den die Wagen nur beim Ausweichen berühren, aber als er dabei in eines der kleinen Rinnsale trat, die das Regenwasser von der Fahrbahn in den Graben leiten, und sein Fuß nicht sofort die ebene Bodenfläche fand, glaubte er, einen Schritt in einen bodenlosen Abgrund zu tun, und zog es vor, über die ausgefahrenen Geleise der Straßenmitte zu stolpern, um nicht wieder dieses entsetzliche Gefühl eines Sturzes ins Leere zu erfahren. Zuweilen meinte er, die hastigen Tritte eines ihm Nacheilenden zu vernehmen, aber er wagte nicht, sich umzusehen, wenn er auch überzeugt war, daß ihn der Hall seiner eigenen Schritte täuschte. Das Gefühl verließ ihn nicht, daß jemand hinter ihm her sei, und er ergriff vor seinen überspannten Sinnen, die ihm in stets gleichem Abstande nachjagten, eine törichte Flucht. Er lief, bis ihm in der kühlen Frühjahrsnacht heller Schweiß das Gesicht benetzte.

In den Dörfern, durch die die Landstraße führte,

glaubte er, Beruhigung und Sicherheit vor sich selbst finden zu können. Aber die lichtlos daliegenden Häuser und Scheunen verdunkelten den Weg noch mehr, und die ungleiche, grobe Pflasterung der Querwege vermehrte die Unsicherheit seiner tappenden Schritte. Ein geräuschvolles Fehltreten weckte den leisen Schlaf der Hofhunde. Gustav hörte, wie sie nach einem kurzen, zornigen Blaff in flüchtigen Sätzen an die nach der Straße führenden Lattentore eilten und mit einem langgezogenen Bellen daran emporsprangen, oder wie die an der Kette liegenden Hunde in blindem Eifer gegen ihre Fessel wüteten. Er war froh, wenn er aus der Nähe dieser wütenden Tiere, die ihn am liebsten mit ihren Zähnen angefallen hätten, sich entfernte und an der größeren Helligkeit merkte, daß er wieder auf der freien Straße angelangt war. Dann klang ihm noch lange das Geheul der Hunde nach, die sich nun gegenseitig nicht ruhig werden ließen.

Die Eile, mit der ihn diese Anwandlungen von Furcht vorwärts trieben, hatte zum mindesten den einen Vorteil, daß er bereits die größere Hälfte seines Weges zurückgelegt hatte, als die Sterne in den ersten voraneilenden Lichtwellen der aufgehenden Sonne allmählich untertauchten und eine von oben hereinbrechende Klarheit die Finsternis auf die Erde niederdrückte. Zur Rechten wurde es über der dunklen Linie des Oberholzes, das sich am Horizont von der weißnebligen glatten Fläche der Felder und Wiesen abhob, licht und lichter, und endlich stieg die schöne Sonne empor, vor der die schwarzen Wolken, die noch den

Platz am Himmel behauptet hatten, ängstlich zurückwichen.

Über Gustav war die Ruhe des Tages gekommen. In langsamerem Gehen erholte er sich von dem Hasten der Nacht. Seine Augen und Ohren tranken die Köstlichkeit des mit Sang und Schall erwachenden Maitages, und das hohe Gefühl der Lust, das er empfand, weil er in dieser prangenden Herrlichkeit lebte und atmete, machte, daß er die Ermüdung seines abgehetzten Körpers rasch überwand und mit einer ihm unerschöpflich erscheinenden, frischen Kraft vorwärts schritt.

Er näherte sich jetzt der Gegend, in der ein Teil der dreitägigen Katastrophe der Völkerschlacht sich abgespielt hat. Zahlreiche Denksteine erinnern an die einzelnen Abschnitte des gewaltigen Kampfes, und die Namen der Dörfer reden die tönende Sprache der Geschichte. Zur Rechten der Straße liegt Güldengossa, wenig nördlich davon der Hügel, an dessen Abhang die Gardekosaken des ersten Alexander dem Reitersturm Murats sich entgegenwarfen, weiterhin zur Linken im Pleißentale Markkleeberg und dicht an der Chaussee Wachau, das kein Heldenmut der Preußen und Russen den Franzosen abgewinnen konnte, wiederum zur Rechten Liebertwolkwitz und die Schäferei Meusdorf, in der der stürzende Titane die unruhvolle Nacht nach dem Teilsiege des sechzehnten Oktobers zubrachte, östlich davon aber der denkmalgekrönte Monarchenhügel, der Platz, den sich zwei Kaiser und ein König ausgewählt hatten, um dem ersehnten und erlesenen Schauspiele des Falles eines unendlich erfolgreichen Usurpators zuzuschauen,

endlich da, wo sich die Bornaische Landstraße mit der von Grimma nach Leipzig führenden Chaussee vereinigt, Probstheida, der Stützpunkt der französischen Linie am Hauptschlachttage.

Alle diese Dörfer waren durch die zerstörenden Gewalten des Krieges in Schutt und Trümmer gelegt worden, und die Bewohner, die den Mauerresten ihrer Häuser Dächer aufsetzten oder auf dem verwüsteten Grunde neue Gebäude aufführten, hatten nicht verfehlt, die Erinnerungen an diese Zeit der schweren Not sorgfältig zu bewahren. Die Stückkugeln, die sich in die stehengebliebenen Wände eingewühlt hatten, wurden an ihren Stellen belassen, und in das neue Mauerwerk wurden auf dem Schlachtfeld aufgelesene Vollgeschosse eingefügt. Diese geschwärzten Kugeln, die sich zumal in den sauberen, weißgetünchten Giebeln der neuen Häuser wie naive Verzierungen ausnahmen, waren zwar nur tändelnde Denkzeichen der namenlosen Greuel, die ein Krieg im Gefolge hat, aber die Bewohner hätten sie nicht missen mögen; sie waren für sie Gegenstände des Ruhmes und eines wohlfeilen Stolzes, in dem die sorglos besitzenden Enkel mit der Mühsal der Großväter sich brüsteten.

Gustav Reutter ging achtlos durch diese erinnerungsreiche Umgebung, die ihm schon als Knaben bekannt gewesen war, und die ihm, je näher er seinem Ziel kam, immer vertrauter erschien. Er sah angelegentlich die Straße entlang, die jetzt im hellen Sonnenschein sich streckte, aber die zwei, die ihm hatten entgegenkommen wollen, vermochte er nicht zu entdecken.

Um ein gegenseitiges Verfehlen zu verhüten, entschied er sich, lieber eine Zeitlang zu warten, so lange für ihn und für jene die Wahl nur eines Weges möglich war, und bog links nach dem Napoleonstein ab. Von der geringen Erhöhung aus konnte ihm niemand entgehen, der auf der Chaussee daherkam. Er warf einen stolz-freudigen Blick auf das Gelände, das er durchmessen hatte, und ging dann um den schlichten Denkstein herum, der den Ort bezeichnet, von dem aus Napoleon die Wende seines Geschickes sich vollziehen sah. Beim Stehen machten sich die Anstrengungen der langen Wanderung durch eine starke Müdigkeit bemerkbar. Gustav legte sich deshalb auf dem Rasenabhang nieder.

Die Sonnenstrahlen hatten kaum die Tauperlen von den Gräsern weggetrunken, und der Boden hauchte in die werdende Tageshitze einen letzten kühlen Hauch, der den Müden erfrischte. Von Zeit zu Zeit schaute er nach der Landstraße hinüber, um die Erwarteten nicht vorübergehen zu lassen, dann blinzte er wieder überwältigt von dem wohltuenden Gefühl des Ausruhens mit einem lässigen Interesse in die Gegend hinaus. Ganz zur Linken lag weit abseits von allen menschlichen Wohnungen eine in ihrer Einsamkeit unendlich traurige Stätte der Toten, der von kahlen Ziegelmauern umgebene, von keinem Baum beschattete Südfriedhof, darüber hinaus im Tale das freundlichgrüne Connewitz, durch weite Feld- und Wiesenflächen von der Stadt getrennt. Das Häusergewirr Leipzigs breitete sich gerade vor ihm aus, nur der Osten war

durch die Gebäude des nahen Vorwerks Thonberg der Übersicht entzogen. Über der regellosen Masse von Dächern ragten die charakteristischen Merkzeichen der Stadt hervor: der massige Turm der Pleißenburg, das hohe, gewaltige Giebeldach der Thomaskirche, der ungefüge Knauf des Nikolaikirchturms und dicht daneben der kastenartige Oberbau des neuerbauten Theaters.

Auf dem letzteren blieben die Augen des Ruhenden mit einer stillen Freude haften, und es schienen ihm bei diesem Anblick Gedanken des Glücks aufzusteigen, die die matten Glieder aufmunterten. Er richtete sich auf und schob seinen Anzug zurecht. Steif geworden von der kurzen Ruhe, reckte er sich, und wie er nun straff aufrechtstehend in den sonnigen Morgen blickte sprach die fröhliche, zuversichtliche Erwartung von etwas Schönem aus seinen Augen.

Währenddem waren auf der Landstraße von der Stadt aus zwei frühe Spaziergänger schon an dem Hügel vorübergegangen. Gustav sah ihnen scharf nach; er glaubte, seine Leute erkannt zu haben, legte die Hände an die Lippen und rief ihnen über das Feld ein helles „Heh!“ zu. Daraufhin unterbrachen die beiden auf der Landstraße ihren bequemen Schritt und kehrten sich nach dem Schalle um. Gleichzeitig erkannten sich alle drei und strebten nun mit freudiger Eile aufeinander zu. „Guten Morgen, Gustav!“ rief es drüben, und „Guten Tag, Paul und Reinhold!“ gab Gustav zurück. Sie schüttelten einander herzhaft die Hände; dann nahmen Paul und Reinhold den Bruder in die Mitte, und indem sie ihn mit den ersten stets wieder-

kehrenden Fragen eines Wiedersehens überschütteten, wandten sich die drei jungen Männer der Stadt zu.

Gustav, Paul und Reinhold waren einander in aufrichtiger brüderlicher Neigung zugetan, aber nur Gustav und Paul Reutter waren leibliche Geschwister, während Reinhold Wehrenpfennig in keiner Blutsverwandtschaft zu ihnen stand.

Die Eltern der beiden Brüder waren lange verheiratet gewesen, ohne sich über ein Kind freuen zu können. Sie sehnten sich aber beide gleichmäßig nach einem Wesen, dessen Wachsen und Gedeihen für sie ein stetiger Quell der Verjüngung sein sollte, und hielten es daher für eine göttliche Schickung, als ein um Gaben ansprechendes elendes Weib, dem das Mitleid der Frau Reutter für eine kurze Rast die Wärme des Ofens gegönnt hatte, in der fremden Wohnung von ihrer schweren Stunde überrascht wurde. Die Kinderlose nahm sich des neugeborenen Knaben mit herzlicher Sorge an und pflegte die Mutter, die Not und Elend zu einer sicheren Beute des Todes gemacht hatten, bis sie die armen Augen schloß, nachdem noch in ihren letzten Tagen ein Sonnenstrahl der Liebe ihr den dunklen Pfad erhellt hatte.

Über die Tote ließ sich wenig in Erfahrung bringen. Sie hieß Anna Wehrenpfennig und war Kammerjungfer bei einer alten verwitweten Baronin Hagen in Dresden gewesen. Für die Auffindung des Vaters ihres Kindes gab es nicht den geringsten Anhalt.

Unter diesen Umständen erteilte die Behörde gern ihre Zustimmung, als sich die Eheleute Reutter bereit

erklärten, das Kind ohne irgend welches Entgelt aufzuziehen. Reinhold Wehrenpfennig wurde mit der doppelt zärtlichen Liebe überhäuft, die ein unerwartetes, gleichsam vom Himmel gefallenes Glück in den Herzen entzündet. Er erfuhr auch keinerlei Zurücksetzung, als etwa drei Jahre später der Pflegemutter die einigermaßen späte Freude einer eigenen Mutterschaft widerfuhr. Gustav wurde geboren, dann elf Monate darauf Paul und nach einem Zwischenraum von fast zwei Jahren als jüngstes Kind ein Mädchen, Lina.

Als die Kinder heranwuchsen, glaubten die Eltern oft, schon eine reichliche Vergeltung der der fremden Frau erwiesenen Guttat zu genießen, wenn sie sahen, mit wie sorgender Zärtlichkeit Reinhold über den Geschwistern wachte. Die Kinder waren unter keines Erwachsenen Aufsicht besser aufgehoben, als in der Obhut des Pflegebruders. Dabei war indessen doch herauszumerken, daß Reinhold für Gustav, den älteren der Brüder, die lebhaftere Zuneigung empfand. Diese Empfindung wurde aber noch weit übertroffen durch die unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit, die er Lina entgegenbrachte.

Die Anspruchslosigkeit der Lebenshaltung der gesamten Reutterschen Familie hatte es trotz des nicht großen Verdienstes, den ihr Haupt als Bodenmeister der Sächsischen Staatsbahn fand, möglich gemacht, daß die drei Jungen nach ihrer Einsegnung eine allerdings beschränkte Freiheit in der Wahl ihres Berufes gehabt hatten. Alle drei waren auch, jeder in seinem Zweige, bis zu einem Punkte gelangt, der ihnen den Blick in

eine sichere Zukunft zu gestatten schien. Reinhold war der wegen seiner über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Zeichenfertigkeit geschätzte Gehülfe eines Dekorationsmalers, Gustav war nur durch die militärische Dienstzeit aus der Laufbahn eines in seinen Obliegenheiten wohlunterrichteten Bureauschreibers gerissen worden, und Paul war Geselle in einer Glockengießerei.

Der Jüngste hatte allerdings überhaupt keine besondere Neigung verspürt, als er sich entscheiden mußte, was er werden wollte, vielmehr war er nur deshalb als Lehrling in die große Gießerei eingetreten, weil er einmal über einen älteren Gelbgießer, der es die meisten Wochen auf mehr als zehn Taler Lohn brachte, hatte erzählen hören. Ein solcher Wochenverdienst erschien Paul sehr erstrebenswert, und er ergriff kurzerhand diesen Beruf, der ihm so günstige Aussichten bot. Aber er nahm dabei nicht in Obacht, daß die verhältnismäßige Höhe der Lohnsumme allein auf die in der Gießerei bestehende Einrichtung der Stückarbeit gegründet war; Arbeiter, die ebenso fleißig wie jener, aber minder geschickt waren, erarbeiteten sich weit geringere Erträge, und der Betrag des Lohnes stand in einer beständigen notwendigen Abhängigkeit von der im Belieben des Einzelnen stehenden größeren oder kleineren Kräfteanspannung.

Paul fühlte sich durch dieses System bedrückt und meinte, der Zwang einer beaufsichtigten Stundenarbeit würde weniger fühlbar sein, als die Bürde dieser Arbeit, bei der die Arbeiter in einer höhnischen Freiheit das Maß ihrer Leistungen selbst zu bestimmen hatten und

zu einer erbitterten, höchst egoistischen Konkurrenz genötigt waren. Sein Tagewerk war ihm zur Last geworden, und der Fleiß, den er trotzdem an den Tag legte, war unehrlich.

Die Freudlosigkeit, mit der er an seine Verrichtungen ging, zeichnete auch seinen Körper; sie krümmte ihm den Nacken und machte seine Schultern hängend, seine Schritte ließ sie schwerfällig werden, und sie grub ihm eine frühe Grämlichkeit ins Gesicht.

Daher kam es, daß Paul gemeiniglich für den ältesten der drei gehalten wurde. Seine mürrische Müdigkeit stach sehr gegen die frische Jugend Reinholds und Gustavs ab. Diese zwei waren hochgewachsene junge Männer; während Gustav ein wenig schmächtig war, hatte Reinhold die Brust und die Gliedmaßen eines jungen Siegfried, und die kraftvolle Schöpferlust der Natur, die seinen Körper gebildet hatte, schaute aus den grauen Augen mit der siegesgewissen Zuversicht eines Welteroberers. Dagegen war Paul von gedrungener, kleiner Figur.

Es sah fast so aus, als gehörte er nicht zu den beiden stattlichen Gestalten, neben denen er stumm herging.

Wie von selbst hatte es sich gegeben, daß bald nach dem Zusammentreffen am Napoleonstein Paul aus dem lebhaften Gespräch, das sich zwischen Gustav und Reinhold entwickelt hatte, allmählich ausgeschieden war. Im Grunde hätte er auch nicht mehr mitzureden vermocht, weil die Kenntnisse, die den zwei anderen zu Gebote standen, ihm abgingen. Er war von je an den

Abenden durch die schwere, mit Unlust erfüllte Pflicht körperlich zu erschöpft gewesen, als daß er seinem ohnehin schwerfälligeren Geiste noch anstrengende Zumutungen hätte stellen können, während Reinhold und Gustav, die die leichtere, gern geleistete Berufsarbeit bei weitem nicht in dem Maße ermüdet hatte, durch Lesen weitere, wenn auch nicht immer vollständig verstandene Gebiete des Wissens sich hatten aneignen können. Da Paul leicht geneigt war, sein unbefriedigendes Leben als für immer verpfuscht zu betrachten, verschloß er sich auch mit resignierter Hartnäckigkeit gegen die Bemühungen seiner Brüder, ihm gesprächsweise von den neuerworbenen Kenntnissen mitzuteilen.

Infolgedessen sah er sich mehr und mehr auf sich angewiesen, und er litt nun unter diesem Zustand der Vereinsamung, für den er allein das Los seines Berufes verantwortlich machte, der ihn und gleich ihm noch viele andere durch harten körperlichen Zwang gleichzeitig in einer geistigen Knechtschaft hielt. Die Vergleiche, die er zwischen sich und Reinhold und Gustav zog, und die immer zu seinen Ungunsten ausfielen, hatten trotzdem nicht in ihm das Gefühl der Mißgunst gegen die glücklicheren und von jedermann weit freundlicher aufgenommenen Brüder erzeugen können. Weil er für sich eine glücklichere Zukunft gänzlich ausgeschlossen wähnte, freute er sich neidlos darüber, daß gerade die ihm Liebsten so guten Grund hatten, mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein.

Gutmütig lächelnd sah er, daß Gustav und Reinhold so in ihre muntere Unterhaltung sich vertieft

hatten, daß sie kaum auf den Weg achteten. Sie merkten beide über ihrem Hin- und Herreden nicht, daß sie der Schützenstraße, in der die Wohnung der Eltern gelegen war, nahe gekommen waren, und daß aus einem der Fenster die Mutter nach ihnen ausschaute. Paul winkte ihr zu und zeigte belustigt auf die eifrig Disputierenden. Die Mutter nickte gütig zurück und begleitete die drei jungen Leute mit hellen Blicken, bis vor der Haustür Gustav und Reinhold plötzlich gewahr wurden, wo sie sich befanden, und, durch ein fröhliches Lachen aufmerksam gemacht, in das freudestrahlende Gesicht der Mutter emporblickten. Sie rief ihnen einen heiteren Gruß hinunter, und als die Söhne die letzten Stufen zur Wohnung hinaufeilten, stand sie schon in der Flurtür, um sie mit einem liebevollen Kusse willkommen zu heißen.

„Vater schläft noch und das Fräulein auch," flüsterte die Mutter.

Auf den Fußspitzen gingen die folgsamen Söhne den Korridor entlang nach der Wohnstube, die der Schlafkammer des Vaters entgegengesetzt lag, so daß dort ungestört die lauten freudigen Begrüßungen zwischen Mutter und Kindern und Brüdern und Schwester stattfinden konnten. Nach einer Weile unterbrach die Mutter die Erkundigungen nach immer anderen bekannten und unbekannten Dingen und rief an den Frühstückstisch. Der Kaffee tat den von der Wanderung in der Morgenkühle durchfröstelten Körpern und den nüchternen Magen wohl und brachte eine ruhige Behaglichkeit hervor, in der auch das zuerst von allen zugleich

geführte verworrene Gespräch geordneter zu werden begann.

Gustav, der einstweilen den eigentlich dem Vater zukommenden bequemen Platz in der Sofaecke eingenommen hatte, fand, daß Lina etwas schmalere Backen bekommen habe. Die Schwester wehrte aber lachend ab und stimmte mit allen andern darin überein, daß Gustav weit wohler aussehe als beim letzten Urlaub. Die Mutter saß, eine Schüssel Spinat zurichtend, seitab vom Tische und hob nur von Zeit zu Zeit das freundliche Gesicht, dem das Zartrosa der schon etwas eingefallenen Wangen neben dem leicht ergrauten Haupthaar das Aussehen eines frischen, gesunden Alters verlieh, von der Arbeit empor, um mit einem mütterlich stolzen Blick die an dem runden Tisch sitzenden Kinder zu umfassen.

Die Geschwister mochten wohl eine Stunde plaudernd dagesessen haben, als der Vater ins Zimmer trat. Die Kinder gingen ihm entgegen und sagten ihm guten Morgen. Der Bodenmeister erwiderte kurz ihren Gruß, nur bei Gustav fügte er ein „Glücklich angekommen, Gustav?“ hinzu und setzte sich dann in seine Ecke Während er seinen Kaffee trank, sprach keines der Geschwister. Alle waren noch in der Gewohnheit der Kinderzeit befangen, in Gegenwart der Eltern nur auf Befragen zu reden.

Gustav gab auf die knappen Fragen des Vaters Auskunft über seinen nächtlichen Marsch. Darnach herrschte wieder Schweigen um den Tisch, bis der Vater mit Frühstücken fertig war.

Im Aufstehen fragte er: „Wer geht heute mit in die Kirche?“

Die Augen der drei Brüder richteten sich mit einer geheimen Bitte auf Lina, die mit dem Hinaustragen des Geschirrs beschäftigt war, aber die Mutter erklärte: „Lina kann ich heute nicht entbehren.“

Reinhold erfand noch geschwind die einigermaßen glaubhafte Entschuldigung: „Ich möchte wohl noch ein kleines Muster fertig zeichnen,“ aber Paul war nicht gewandt genug, um sich herauszuhelfen; er mußte sich zum Kirchgang verstehen. Er fühlte zwar nicht das mindeste Verlangen nach einem Gottesdienste, indessen wollte er den Vater nicht erzürnen und hatte ohnedem schon aus den Ereignissen der Vergangenheit den ergebungsvollen Schluß gezogen, daß in den seltenen Fällen, in denen Lina den Brüdern die unbequeme Last nicht abnahm, immer dieses notwendige Opfer auf ihn fallen werde.

Die Mutter sah den Unmut in seinem Gesicht, und wie sie ihm den Sonntagsrock abbürstete, flüsterte sie ihm tröstend zu: „Sei gut, Paul; du verdienst dir damit einen Gotteslohn.“

Als der Vater und Paul das Haus verlassen hatten, begaben sich auch die Mutter und Lina in die Küche an ihre Arbeit, und Reinhold und Gustav blieben allein. Reinhold war ans Fenster getreten und sah den beiden Kirchgängern nach.

Scherzend begann Gustav, indem er seine Uniform lockerte und es sich auf dem Sofa wohl sein ließ: „Nun, ich dachte, du wolltest zeichnen?“

„Will ich auch," erwiderte der andere etwas empfindlich.

„Aha! Um dein Gewissen hinterher zu beruhigen?"

„Ach was! Gewissen!" fuhr Reinhold auf. „Von der Art habe ich gar keines. Ich langweile mich jedesmal sträflich in der Kirche. Was kann dabei Gescheites für mich herauskommen? — Rein gar nichts; — und obendrein, den Vater ärgere ich noch. Denn der liest mir die Unaufmerksamkeit glatt vom Gesicht ab. Da ist mir schon jedes Mittel recht, um vor zwei solchen öden Stunden davonzulaufen, und wenn alle Stränge reißen, darf mir's auch auf eine Lüge nicht ankommen, selbst gegen den Vater nicht."

„Aber warum sagst du das nicht einfach dem Vater?"

„Weil ich ihn nicht kränken will, weil ich weiß, daß er mir sagen würde, ich wäre noch zu jung zum Mitreden, wenn ich einmal käme und ihm sagen wollte, was ich so von der Kirche halte, weil es Zank und Streit geben würde, — darum und aus tausend andern Gründen."

„Hm", brummte Gustav bedeutungsvoll vom Sofa her.

Reinhold wandte sich vom Fenster ab und fuhr fort: „Jawohl. Im Grunde sollte man auf alle solche Rücksichten pfeifen."

In diesem Augenblick schaute das freundliche Gesicht der Mutter durch die Türspalte. Sie trat, von der Küchenglut erhitzt, auf die Schwelle und sagte: „Weißt du, Reinhold, für jetzt würdest du Gustav die

größte Rücksicht erweisen, wenn du ihn eine Stunde sich ausruhen ließest. Er wird es nötig genug haben."

„Natürlich hast du recht, Mutter," antwortete Reinhold und ging zur Tür.

Die Mutter gab dem lustig Lachenden einen wohlmeinenden Klaps auf die Schulter und ging näher zu Gustav hin. Sie legte ein Achtgroschenstück auf den Tisch und flüsterte: „Hier! Damit du heut abend den weiten Weg nicht wieder laufen mußt."

Gustav war dadurch von einer schweren Last befreit; denn der bevorstehende abermalige Weg durch die Nacht hatte ihn arg bedrückt. Er dankte der Mutter herzlich für ihre Liebe, und seine Freude konnte gar kein Ende in den zärtlichsten Dankesbeweisen finden.

Endlich erklärte die Mutter, wieder in die Küche zurückkehren zu müssen. Aber der Sohn hielt sie noch zurück und fragte mit schlecht verhehlter Gespanntheit: „Mutter, weißt du, wann das Fräulein heute fortgeht?"

„Ich glaube, um einhalbzwölf ist Probe," antwortete die Mutter. „Warum aber?"

„Nun, nur so. Und jetzt schläft sie noch?"

„Ich denke."

Gustav hatte den Kopf tief auf die Tischplatte gesenkt. Der Mutter entging seine Verlegenheit nicht. Sie hob ihm sacht das Kinn empor und suchte ihm in die niedergeschlagenen Augen zu sehen. Gustav wollte standhalten, aber gegen diese klaren Blicke vermochte er die Verstellung nicht weiterzuführen, und die Mutter las ihm das Geständnis von den Augen ab.

„Hast sie lieb?" fragte sie leise.

Gustav nickte stumm, während ihm Tränen in den Augen aufstiegen.

„Nun, nun!“ begütigte die Mutter und strich ihm sanft über das Haar. „Es wird schon gut werden, mein Junge.“

Dann ging sie still zur Tür hinaus und ließ den Sohn allein.

Gustav aber war mit der seelischen Aufregung an die Grenze seiner durch die Anstrengungen der Nacht erschöpften Kraft gelangt: er fühlte sich nun derart ermattet, daß er seiner Müdigkeit nicht länger wehren konnte und in einen ruhigen, festen Schlaf fiel, der ihn gegen die Geräusche der Außenwelt taub machte. Noch nach einer Stunde lag er tief atmend und in der Lage, wie er sich gelegt hatte, auf dem Sofa; er hörte das gedämpfte Klirren aus der Küche nicht und merkte auch nicht, wie leise die Tür geöffnet wurde.

Ein zierliches, liebreizendes Persönchen huschte mit flinken, leichten Schritten herein. Auf ihrem schmalen, kindlichen Gesicht zeigte sich Verwunderung, als sie im ersten Augenblick niemand gewahr wurde, dann aber entdeckte sie den Schläfer und sah ihm eine Weile zu, indem ihr die Arme langsam am Körper herabsanken. Schließlich wandte sie sich ab; nach einem flüchtigen Blick in den Wandspiegel drückte sie das Strohhütchen fester auf das dicke, mattblonde Haar und übersah prüfend das helle Kleid, in dem ihre schlanke Figur sich sehr lieblich ausnahm. An der Tür kehrten ihre Augen noch einmal zu dem schlafenden Gustav zurück, bis sie die Klinke von außen geräuschlos ins Schloß drückte.

Das war das „Fräulein“.

Das junge Mädchen, eine Waise, namens Röschen Nadler, war aus Wien gebürtig und war am Stadttheater als Tänzerin engagiert. Sie war, als sie noch als halbes Kind einem Engagement nach Leipzig gefolgt war, von einer entfernten österreichischen Base der Frau Reutter ans Herz gelegt worden, und diese Frau, für die mütterliche Fürsorge den wesentlichsten Zweck des Daseins bedeutete, hatte sich des unerfahrenen Dinges ebenso liebevoll wie streng angenommen. Ihre eigenen Kinder hatten sich dem lustigen wienerischen Irrwisch sofort herzlich angeschlossen, und das Verhältnis zwischen ihnen schien ein innig geschwisterliches zu sein.

Das hatte auch die Mutter bisher geglaubt, so daß ihr Gustavs Geständnis einigermaßen überraschend gekommen war. Sie hatte sich vorgenommen, Röschen nebenbei etwas auszuforschen, ob sie Gustav auch ein wenig gut sei, aber die Flinke steckte nur flüchtig das lachende Gesichtchen in die Küche hinein, rief ein heiteres „'n Morgen, Mutterle!“ und war schon zur Flurtür hinaus. Hinterher überlegte sich die Mutter auch, daß es in alle Wege besser sei, die Liebe ihre eigene Straße gehen zu lassen, und schlug sich den Gedanken, Röschen insgeheim zu befragen, aus dem Kopf.

Sie überließ Lina die Küchenarbeit und machte sich daran, Röschens Zimmer in Ordnung zu bringen.

Die junge Wienerin hatte es verstanden, in die solide Kahlheit der bürgerlichen guten Stube durch allerlei Kleinigkeiten und Nippsachen eine frohe, zierliche, etwas leichtsinnige Schönheit hineinzutragen. An

den Wänden waren zwischen den Stahlstichen des Königs Johann und der Königin Amalia die Bilder der berühmtesten Koryphäen der Tanzkunst angeheftet, umrahmt von den bunten Schalgürteln der Theaterphantasiekostüme, und zu den Falbeln des zitzenen Betthimmels hatte die Gaze alter Tanzröcke dienen müssen. Selbst das Postament der porzellanenen Himmelskönigin mit dem Jesusknaben war durch eine Wolke von rosaem Tarlatan geschickt verdeckt, so daß die Madonna auf dem duftigen Geflirr zu schweben schien.

Frau Reutter hatte an dieser naiven Ausschmückung ihr Wohlgefallen, während ihr Mann mit diesen „Kinkerlitzchen" sich nicht befreunden konnte. „Vaterunser und Balletröckchen taugen nicht zusammen," meinte er. Im Innern war auch er jedoch herzlich froh darüber, daß durch Röschen ein fröhlicheres Leben in der Wohnung aufgeblüht war. Er zweifelte zuweilen im Stillen, ob er nicht seine Kinder gar zu streng erzogen habe, da sie wenigstens in seiner Gegenwart alle jugendliche Munterkeit ablegen zu müssen glaubten, während doch Röschens Lachen noch nie gegen den Respekt verstoßen hatte, den er auch von ihr verlangte. Seitdem ihm der frische Klang beim ersten Vernehmen Helligkeit in die Brust getragen hatte, gewann er ihn täglich lieber und wollte seine verjüngende Wirkung nicht wieder entbehren. Röschens anmutige Heiterkeit machte die Zufriedenheit, mit der ihn wohl sonst schon die wohltuende Ordnung und Sicherheit im Leben seiner Familie erfüllt hatte, zu einem vollkommenen Glück. —

Der Reuttersche Haushalt erweckte für die Außen-

CALIFORNIA

stehenden fast den Anschein der Wohlhabenheit, jedenfalls trug er eine gewisse sorglose Reichlichkeit zur Schau, die zu dem Gehalt eines Bodenmeisters in keinem Verhältnis stand. In der Tat traten auch zu dem Einkommen des geringbezahlten Subalternbeamten zwei weitere hinzu, die, jedes für sich, hingereicht hätten, den bescheidenen Ansprüchen einer besonderen Familie zu genügen. Reinhold und Paul und vordem auch Gustav hielten es für etwas Selbstverständliches, ihren Wochenlohn jeden Sonnabend an den Vater abzuliefern und behielten nur ein verhältnismäßig kleines Taschengeld zurück. Der Bodenmeister ließ diese Beträge im Haushalt zur Verwendung gelangen, nachdem er jedesmal eine immer gleiche Summe für die Söhne in die Sparkasse eingezahlt hatte. Angesichts der Unterstützung der Eltern durch die Brüder wollte Lina nicht zurückbleiben und trug ihren Verdienst als Feinnäherin für ihren Teil zu den allgemeinen Kosten bei. Da endlich auch Röschen für ihr Zimmer und für ihre Beköstigung ein entsprechendes Entgelt zahlte, konnte es nicht fehlen, daß die Tür dieses Hauses für die Sorge verschlossen blieb, und daß man sich seit geraumer Zeit nicht mehr an auch nur vorübergehende Zeiten der Knappheit erinnern konnte.

Freilich war das Ende dieses Zustandes leicht abzusehen, sobald die jungen Leute, die jetzt ihre Kräfte in den Dienst eines gemeinsamen Ganzen stellten, dazu schreiten würden, jedes einen eigenen Herd sich zu gründen. Während aber die Mutter eine Trennung, befangen in dem Gedanken an das dann bevorstehende

Glück der Kinder, für eine unabwendbare, natürliche Notwendigkeit hielt, ertappte sich der Vater dabei, daß er eine sehr egoistische Besorgnis vor der Einbuße, die sein Wohlbefinden dann erleiden würde, empfand. Allerdings war der Gerechtigkeitssinn in ihm zu stark, als daß er aus diesem Grunde dem Willen eines seiner Kinder hätte irgendwie einen ernstlichen Widerstand entgegensetzen können, aber er glaubte, doch auf der Hut sein zu müssen und kleine vorbeugende Maßregeln sich gestatten zu dürfen.

Es hatte seine Aufmerksamkeit erregt, daß Gustav dem Vaterhause so häufige Besuche abstattete, und er neigte zu der Ansicht, daß dies seinen Grund in einer Liebschaft haben müsse. Besondere Vermutungen waren ihm nicht aufgestiegen, und er klopfte deshalb bei seiner Frau scheinbar arglos auf den Busch, als sie ihm nach der Kirche in der Schlafkammer beim Ablegen des Sonntagsanzuges behilflich war.

„Sage mal, Mutter," begann er, im Umkleiden begriffen, „glaubst du denn, daß Gustav um uns alter Leute willen jetzt so oft auf Urlaub kommt?"

„Warum soll ich's wohl nicht glauben?" antwortete die Mutter. „Ist er nicht immer ein guter Sohn gewesen?"

„Ja doch, ja. Aber es scheint mir doch noch etwas anderes dahinter zu stecken. — Vielleicht ist er verliebt?"

„Je! Verliebt! — Na, und wenn auch?"

„Nun, ich dachte, er ist noch ein bißchen gar zu jung."

„Mein Himmel! — Das Übel wird mit jedem Tage beſſer.“

„Aber warten könnte er trotzdem.“

„Aber Vater! Wo denkſt du nur hin? Hat er denn ſchon heiraten wollen?“

„Nun — nein.“

Der Bodenmeiſter brummte noch einiges vor ſich hin und wollte eben von neuem anheben, da rief Lina vom Flur aus: „Vater! Mutter! Es iſt gedeckt.“

Die Eltern gingen in die Wohnſtube, wo ſich auch Reinhold und Guſtav, die kurz vor Mittag Röschen aus der Probe abgeholt hatten, wieder einfanden. Alle traten hinter ihre Stühle und ſetzten ſich, nachdem der Vater ein kurzes Tiſchgebet geſprochen hatte, mit einem „Geſegnete Mahlzeit!“ zu Tiſche.

Es dauerte nicht lange, bis Alte und Junge ihren geſunden Hunger mit den einfachen, kräftigen Speiſen geſtillt hatten; nach einem Dankgebet gaben ſich alle, die am Eſſen teilgenommen hatten, die Hände und küßten einander. Sie folgten damit einer Sitte, die der Bodenmeiſter aus ſeinem Elternhauſe, das verſpäteten pietiſtiſchen Einflüſſen unterworfen geweſen war, in die eigene Familie übernommen hatte.

Die Mutter richtete dabei ihr Augenmerk auf Guſtav und Röschen. Guſtav war erſt zu allen anderen gegangen und näherte ſich dem jungen Mädchen zuletzt, aber Röschen, die ſich kurz vorher noch wie ein lachendes Kind einen herzhaften Kuß von Reinhold hatte gefallen laſſen, wurde plötzlich über und über rot, als Guſtav zu ihr trat. Sie ſenkte den Kopf, ſo daß nur ihr

krauſes Haar von ſeinen Lippen berührt wurde. Dann eilte ſie flink zur Tür hinaus, um Lina beim Abdecken des Tiſches zu helfen.

Die Mutter hielt das für ein gutes Zeichen für ihren Sohn, und auch Guſtav konnte zu ſeiner eigenen Verwunderung keinen Schmerz über dieſe entgangene Liebkoſung empfinden, die ihm im Angeſichte ſo vieler Menſchen ihren innigeren Wert ganz verloren zu haben ſchien.

2

Seitdem Guſtav durch die Trennung beim Antritt ſeiner Dienſtzeit zu der Erkenntnis gekommen war, daß er Röschen lieb habe, war er zufällig nicht mehr imſtande geweſen, ſie je allein zu ſprechen. Wahrſcheinlich würde ihm das ſchon längſt möglich geweſen ſein, wenn er ſeine Liebe weniger ſtreng geheim gehalten hätte und unter den Geſchwiſtern einen Vertrauten ſich erwählt hätte. Wenn auch eine überzeugte Ahnung ihm ſagte, daß Röschen ihm gut ſei, litt er doch unter der tatſächlichen Ungewißheit. Um dieſem Widerſtreit zwiſchen Zuverſicht und Zweifel in ſeinem Innern ein Ende zu machen, entſchloß er ſich, von Röschen einen gewiſſen Beſcheid ſich zu erbitten.

Schweren Herzens verzichtete er eine Zeitlang auf die ſonntägigen Beſuche, um eine größere Gewähr dafür zu haben, daß ihm dann einmal ein mehrtägiger Urlaub bewilligt würde, während deſſen er eine Ge-

legenheit, sich auszusprechen, bestimmt zu finden hoffte. Er war zu gewissenhaft, als daß er an den dienstfreien Feiertagen eigenmächtig aus der Garnison sich entfernt hätte, und wartete, ohne Röschen wiedergesehen zu haben, schon zwei Monate, als ihm endlich Ende Juli der Urlaub, aber nur von einem Sonnabend Mittag bis Sonntag Abend erteilt wurde. Der wohlwollende Feldwebel tat ein übriges und entließ ihn am Vormittag gegen neun Uhr, nachdem die notwendigsten dienstlichen Geschäfte erledigt waren.

Gustav machte sich mit fliegender Hast auf den Weg, aber die Sonnenhitze bezwang seinen vorwärtsdrängenden Willen. Er schlief fest ein, als er sich auf einer Wiese abseits der Straße im Schatten eines einsamen Birnbaums zu einer Viertelstunde Ruhe gelagert hatte. Wie er schließlich mit schmerzenden Füßen in Leipzig ankam, geriet er in das rege Treiben der siebenten Abendstunde, in der die nach dem Schluß der Fabriken heimkehrenden Arbeitermassen die Straßen mit einer kurzen, sich bald wieder verlaufenden Flutwelle zu überschwemmen scheinen.

Zu Hause fand er die Seinen zum Fortgehen gerüstet. Der Vater war eben erst vom Dienst gekommen und hatte sich nur gerade umgekleidet. Alle zusammen waren nun im Begriff, nach Plösen aufzubrechen, wohin ein Bruder der Mutter, der Besitzer einer ansehnlichen Wirtschaft, die ganze Reutterſche Familie zur Taufe seines Enkelkindes eingeladen hatte. Die eigentliche Feier sollte zwar erst am Sonntag stattfinden, aber der wohlhabende Onkel hatte die lieben Verwandten,

von denen der Vater und Lina Paten des Täuflings sein sollten, schon am vorhergehenden Tage bei sich sehen wollen.

Gustav hatte in seinen sehnlichen Hoffnungen ganz auf dieses Taufffest vergessen. Das, was ihn aber jetzt am meisten daran erschreckte, war der Weg, den er mit seinen wehen Füßen noch hätte zurücklegen müssen. Er wandte sich deshalb bittend an den Vater: „Wenn Sie nichts dagegen hätten, Vater, wäre es mir schon recht angenehm, für die Nacht noch zu Hause bleiben zu dürfen. Die Glut heute hat mich gar zu sehr mitgenommen."

Der Bodenmeister sah das von Anstrengung und Hitze gerötete Gesicht, auf dem dicker, grauer Straßenstaub lag, und meinte: „Meinethalb, Gustav. Du hast für heute schon genug hinter dir, und ich will dir unsern Marsch nicht noch zumuten. Dann komm nur morgen mit Röschen nach."

„Danke schön, Vater," antwortete leise Gustav.

Die Freude über diese plötzliche Erfüllung seines Wunsches, die alle Erwartungen überstieg, überwältigte ihn fast. Geschäftig brachte er die Eltern und Geschwister zur Tür, wünschte allen für den Abend vieles Vergnügen und trug ihnen Grüße an den Onkel auf.

Noch von der Treppe aus fragte Reinhold herauf: „Da kannst du wohl auch Röschen abholen?"

„Ich will sehen," rief Gustav über das Geländer zurück, „wenn ich ausgeruht genug bin, gerne."

„Ach ja, bitte. Sie geht so ungern allein," klang es darauf schon beinahe von der Haustür her.

3*

Der Zurückgebliebene sah zum Fenster hinaus, bis als letzte die Mutter in die Promenade eingebogen war. An der Ecke wandte sie sich noch einmal um und drohte ihm ernsthaft mit dem Finger. Gustav zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf darüber, was die Mutter mit dieser Gebärde wohl habe sagen wollen. Vielmehr ging er mit lebendiger Eile daran, sich von den unsauberen Spuren seines heißen Marsches zu befreien. Er wusch und kämmte sich und legte neue Wäsche an. An Stelle der nägelbeschlagenen Stiefel zog er bequemere Schuhe an und bürstete Rock und Hose sauber aus.

Dann holte er von dem Zeitungsstoße auf dem Sekretär des Vaters das oberste Blatt herunter und suchte die Theateranzeige. Im neuen Theater wurde „Der Blumen Rache", ein Zaubermärchen mit Gesang und Tanz gegeben. Unter den Mitwirkenden las er auch Demoiselle Nadler als Herbstzeitlose verzeichnet.

Die Vorstellung begann um einhalb acht Uhr; er hatte also noch reichlich Zeit, zum Beginn zurecht zu kommen. Das für das Billett nötige Geld mußte er wohl oder übel den kleinen Ersparnissen entnehmen, die er eigentlich zu Geschenken für Weihnacht und für die Geburtstage der Eltern und Geschwister bestimmt hatte. Aus dem Schlitz seiner tönernen Sparbüchse holte er mit Hilfe eines Messers nach unzähligen vergeblichen Versuchen zehn Silbergroschen heraus. Er zählte sie sorgfältig in seinen Geldbeutel und machte sich damit auf den Weg zum Theater.

Auf dem weiten Rechteck des Augustusplatzes war noch ein lebhaftes Kommen und Gehen. Die Läden

der inneren Stadt pflegten um diese Zeit geschlossen zu werden. Die zahlreichen Angestellten, für die damit das Tagewerk ein Ende erreicht hatte, strebten nun ihren billigen Wohnungen in der östlichen Vorstadt zu. Dazwischen gingen mit bequemeren Schritten Spaziergänger, die nach Sonnenuntergang im Freien Kühlung zu finden gehofft hatten; aber die anhaltende Glut des Tages wurde durch keinen frischen Abendwind gemildert.

Vor dem Theater standen die Besucher in Gruppen beieinander, weil sie sich scheuten, aus der freien Luft sich in die drückende Hitze des Zuschauerraumes zu begeben, auf dessen Schieferdach die brennende Sonne vom Morgen bis zum Abend herabgestrahlt hatte.

Gustav aber fand, trotzdem er an den immer noch gemächlich Wartenden vorübergegangen war, nicht eher Ruhe, als bis er auf seinem Platze in der Mitte des dritten Ranges sich niedergelassen hatte. Dann glaubte er jedoch, jeder Sorge ledig sein zu dürfen, und gab sich ganz der freudigen Erwartung des bevorstehenden Genusses hin. Die Minuten, die ihm erst kaum hinreichend erschienen waren, um sich ein Billett zu lösen und auf den Platz zu eilen, dehnten sich nun derart für ihn aus, daß er ernstlich annahm, ein Unglücksfall auf der Bühne verzögere den Beginn der Vorstellung. Dabei malte ihm die Phantasie seiner sorgenden Liebe stets Röschen als das Opfer dieses vermeintlichen Unfalles vor. Endlich erlösten ihn die Klingelzeichen, die die Zuschauer aus den Foyers und Garderoberäumen auf ihre Plätze riefen, aus seiner Unruhe. Da aber fand er wieder reichlichen Grund, sich über die

Langsamkeit zu ärgern, mit der die Besucher der unteren Ränge und des Parketts sich auf ihre Sitze begaben, zuweilen hie und da auf ein paar Worte stehen blieben, dann umständlich das weite Halbrund des Theaters sich betrachteten und erst, die weitbauschigen Röcke und langen Rockschöße ordnend, sich niedersetzten, als ein doppeltes, kurzes Klingeln dem Orchester das Zeichen zum Beginn der Einleitungsmusik gab.

Sogleich geriet Gustav in den Bann der leicht ins Ohr gehenden, einigermaßen oberflächlichen Musik, die einen singspielartigen Charakter hatte und oft in gefälligen Tanzweisen sich bewegte. Die Ouvertüre ging in einen Anfangschor über, und darnach spielte sich eines jener harmlosen Stücke ab, die Nestroyschen und Raimundischen Vorbildern ohne Erfolg nachstrebten und, das allergeringste Maß inhaltlicher Erwartungen durch eine dürftige Märchendichtung mit Mühe erfüllend, darauf angewiesen waren, allein durch eine prächtige Ausstattung ihre Wirkung auszuüben.

Die Handlung in „Der Blumen Rache" vollzog sich folgendermaßen: Die Fee der Blumen verliebt sich in den schönen Prinzen, der auf Abenteuer ausgezogen ist und dem daheim eine ebenso schöne Prinzessin liebend nachweint. Der junge Fürstensohn fällt in die Netze der zaubermächtigen Blumenkönigin und führt als eine Art Tannhäuser im Hörselberg ein Leben der Sinnenlust im Blumenreiche. Da zieht die verlassene Prinzessin nach dem verlorenen Liebsten aus. Mit liebendem Mute überwindet sie die Hexenhindernisse ihrer Rivalin und dringt ins Feenreich ein. Sogleich ist der Prinz vom

Zauber gelöst und stürzt, in Reue zerfließend, seiner holden Befreierin an die Brust. Aber die Blumenfee rächt sich: als die Liebenden, von den Mühen der Flucht ermattet, auf dem Waldmoose eingeschlummert sind, eilt sie mit ihren Blumengeistern herbei, und die Blütenelfen betäuben und töten mit ihren starken Düften das Menschenpaar im Schlafe.

In jenen trägen, unfruchtbaren Jahren waren die Gebildeten durch so geartete, wohlfeile Bühnenwerke zwar nicht befriedigt, aber man ließ es stillschweigend sich gefallen, daß sie auf den Spielplänen der Theater eine wichtige Rolle spielten, und unmerklich wurde der Geschmack durch die rückwirkende Kraft der Schaubühne beeinflußt, die in ihrer bequemen Konkurrenzlosigkeit begreiflicherweise weit eher geneigt war, ein einmal erprobtes Verhältnis zwischen Theater und Publikum festzuhalten, als durch unsichere, fortschreitende Versuche ihren erzieherischen Beruf auszuüben.

Es war daher nicht zu verwundern, daß Gustav Reutter, der nur eine lückenhafte Halbbildung sich hatte aneignen können, gar nicht daran dachte, sich gegen diese verbrauchteste und geschmackloseste Romantik zu sträuben. Gleich jedem, der nur selten die Gelegenheit sich verschaffen kann, einer Theateraufführung zuzusehen, widerfuhr es ihm alsbald, daß ihn die geheimnisvolle, buntschillernde Macht der Bühne in Besitz nahm.

Auch die, die neben ihm saßen, waren im Banne der Dichtung befangen. Er merkte das an den leisen Äußerungen, die die Arglosen am liebsten vor der Hexe gewarnt hätten, und die den Triumph der Guten

begrüßten und ihr Ende bedauerten. Dabei sprach aus diesen Flüsterworten ein hoher Respekt vor den Künstlern und Künstlerinnen auf der Bühne, auf deren Personen in den naiven Köpfen dieser einfachen Leute etwas von der Pracht der Kostüme, in die sie gekleidet waren, überging. Gustav empfand ein gewisses Gefühl des Stolzes, weil er mit einer von jenen, die von seinen Nachbarn so hoch eingeschätzt wurden, so eng bekannt war, und zugleich kam ihn ein leichtes, ein wenig geringschätziges Lächeln an, weil er als ein Wissender sich vorkam, der die Einfachheit des Alltags kannte, in der Röschen um nichts anders als andere Menschen lebte.

Aber als die junge Tänzerin nun selbst auf der Bühne auftrat, kam sie ihm doch wie eine andere, neue vor, und es wollte ihm mit einem Male außerordentlich kühn erscheinen, daß er sich vorgenommen hatte, die Liebe dieser zarten Gestalt, die von glänzender Seide und duftiger Gaze umhüllt war, sich zu erringen.

Röschen stellte eine Herbstzeitlose dar. Das seidene Mieder, das ihre enge Taille umschloß, und die gesteiften Tanzröckchen, die bis über die Knie herabreichten, waren von einer zartlilaen Farbe und mit weißen Bändern besetzt. Das Haar war aus dem Gesicht zurückgekämmt, und darin als Kopfputz die stark vergrößerte Glocke einer Herbstzeitlose befestigt. Die schmale Figur des Mädchens mit den ein wenig mageren Armen und den schlanken Beinen machte neben einigen bejahrteren Schönen, die sich ihrer üppigen Reize vollauf bewußt zu sein schienen, einen fast kindlichen Eindruck, und Gustav sah mit freudiger Genugtuung, daß sie

nicht, wie andere es taten, über Gebühr viel von ihrer Brust und ihrem Rücken sehen ließ. Sie tanzte ihre Pas mit einer ungezwungenen lässigen Grazie, flink und mühelos, denn der Tanztakt der Musik lebte in ihr.

Der nickende Kopfputz machte es Gustav leicht, sie wieder herauszufinden, wenn sie ihm im Gewirr der Figuren und Ronden einmal aus den Augen geschwunden war, und er entzückte sich stets von neuem an ihrer leichten Schönheit.

Als der Vorhang endlich zum letzten Male sich gesenkt hatte, wurde er durch eine erneute Sorge aus der genießenden Ruhe des Zuschauers aufgeschreckt. Er fürchtete, Röschen möchte schneller sich umgekleidet haben, als es ihm möglich sein würde, am Künstlerausgang des Theaters zu sein. Rücksichtslos drängte er sich durch die die Treppen füllende Menge und stellte sich der Tür gegenüber auf. Aber es dauerte noch eine lange Weile, bis der erste Chorist das Theater verließ, und Gustav wußte, daß Röschen sich reichlich Zeit gönnte, um sich gründlich von der Schminke und dem Puder zu reinigen.

Unterdessen hatten sich eine Anzahl anderer Wartender neben ihm eingefunden: Dienstmädchen, die die jungen Schauspielerinnen nach Hause begleiten sollten, Väter und Mütter, die ihre Kinder, die in der Vorstellung beschäftigt gewesen waren, abholten, und einige sehr modisch gekleidete junge Leute, die ihre Geliebten vom Chor oder Ballett zu einem späten Abendessen mitzunehmen gedachten. Ein übermäßig fetter junger Mann lüftete ein wenig seinen grauen Zylinder und

fragte, indem er eine Papierzigarre in seinem Munde wälzte, mit näselnder Stimme: „Junger Krieger, haben Sie vielleicht etwas Feuer?"

Gustav antwortete kurz „nein" und kehrte sich wieder der Tür zu.

Allmählich kamen auch die weiblichen Mitglieder die Treppe herunter. Die Choristinnen gaben ihren Männern, die an der Tür stehen geblieben waren, den Arm, und drei für die späte Stunde in prächtigen Staat gekleidete Erscheinungen mit auffälligen Hüten und überweiten Röcken aus knisterndem Taffet schlossen sich den jungen Elegants an. Nur der im grauen Zylinder blieb noch wartend stehen.

Die Tür des Ausgangs war offen geblieben, so daß die erleuchtete, von den Garderoben herabführende Treppe sichtbar war. Gustav erkannte schon auf den obersten Stufen Röschens weiß- und blaugetupftes, mit lichtblauen Bändern verziertes Kleid und trat näher herzu. Das junge Mädchen knöpfte im Heraustreten die durchbrochenen fingerlosen Zwirnhandschuhe an den Handgelenken zu und war im Begriff, ohne aufzublicken, die hinter dem Theater gelegene Terrasse zu betreten, als Gustav mit einem etwas verzagten „Guten Abend, Röschen!" auf sie zukam. Das Gesicht Röschens spiegelte zuerst einen leisen Schrecken und dann eine aufrichtige, lebhafte Freude wider; sie streckte Gustav die Hand hin und sagte: „Schau! Du, Gustav! Das ist hübsch, daß ich nun nicht allein zu gehen hab'."

Die beiden jungen Leute waren während dieser

kurzen Begrüßung einen Augenblick stehen geblieben und gingen nun nebeneinander her auf die Goethestraße zu. Dabei kamen sie an dem fetten modischen Herrn vorüber. Er trat nahe an das Paar heran und zog vor der Tänzerin mit einer nachlässigen Vertraulichkeit den Hut.

Wie Röschen diesen Gruß sah, verzerrte sich ihr Gesicht zu einer Grimasse, die einen so lebhaften Abscheu vor dem Dicken und einen so bitteren Hohn über seine plumpe Unart ausdrückte, daß Gustav sogleich die eifersüchtigen Gedanken, die ihm zuerst aufgestiegen waren, sich aus dem Kopfe schlug und nur darüber nachdachte, wie das fröhliche, kindliche Gesichtchen Röschens sich so plötzlich derart habe verwandeln können. Er ging still neben dem Mädchen her, das ihm ein wenig blasser als sonst auszusehen schien, und bog in die Straße ein, die, den Augustusplatz in der Mitte durchschneidend, nach dem Grimmaischen Steinwege führt. Aber als er dann den Promenadenring nach links weiter verfolgen wollte, blieb Röschen stehen und meinte: „Es ist noch gar so eine Hitz' heute. Ist dir's recht, Gustav, so gehen wir nochmal rund um die Promenade."

„Gern, Röschen," erwiderte Gustav, „wenn du nicht zu müde bist."

Er fand das muntere Röschen an diesem Abend seltsam schweigsam und begann darum, nachdem sie schon eine Zeitlang stumm unter den Lindenreihen hinspaziert waren, endlich seinerseits mit einer Frage, die ihm trotz allem gar sehr am Herzen lag: „Wer war denn der?"

Röschen stieß kurz hervor: „Hö! Das Elefantelmännel, das den Hechtgrauen vor mir lüpfte? Den meinst? Oh! Das ist ein Feiner! Einer vom Pistolenklub!"

„Du kennst ihn?"

„Nein! — Der möchte mir recht kommen. Ganz ein Reicher ist es aber. Sie sitzen im Proszenium in einer Loge vorn heran ganz an der Rampe, daß sie alles auch hübsch genau besehen können. Schön sind sie nicht anzuschauen, einer wie der andere nicht, — und besonders klug auch nicht, aber wunder wie gekämmt und frisiert sind sie alle Tage, und Geld mögen sie schon ein grausames haben."

„Warum heißen sie denn aber der Pistolenklub?"

„Ach! Das ist nur so ein Witz im Theater. Wir haben's uns halt ausgedacht. Schau, weil sie gar zum Erbarmen dumm dreinschauen, drum sagen wir: es hat ein jeder von ihnen das Recht, eine Pistole unterm Rock zu tragen, damit, wenn er einen trifft, der noch dümmer ist als er, er den sofort niederschießen kann."

Gustav lachte herzlich über die Bosheit der harmlosen Rache, die die Theaterleute an den Reichsten der Stadt nahmen, die die auf der Bühne Auftretenden nicht nahe genug vor ihren interessierten Augen haben konnten, dann aber fragte er ernst: „Kränkt es dich nicht, daß er dich so grüßt wie irgend eine?"

Röschen antwortete leichthin: „Was soll ich tun? Kann ich's ihm verbieten, daß er den feinen Zylinderhut vor mir zieht? Man muß sich halt des Fliegengeschmeißes erwehren, so gut es gehen mag. Das kennt man am Ende schon beim Theater."

„Aber möchteſt du da nicht manchmal am liebſten weg davon?“

„Ich? Nein, das nicht. Ich verdiene mein Brot und hab' mein Auskommen; — und 's gefällt mir auch ganz wohl.“

„Ja, aber ſiehſt du, — ſolche Beläſtigungen und die Gefahren überhaupt, denen ihr jungen Mädchen da ausgeſetzt ſeid —“

„Gefahren! Nicht, daß ich beſonders wüßte. Schau, Guſtav, das iſt halt ſo. Es iſt wahr: es paßt nicht eine jede dahin. Aber ebenſo zu allen Zeiten hat es Mädels beim Theater gegeben, die ihr Leben lang brav geblieben ſind. Und wenn ich ſchon offen ſprechen will, Guſtav — du Herrgott, ja, man erfährt, daß der Storch nicht die kleinen Kinder von der Wieſe bringt, — aber das halte ich am End' für keinen großen Schaden —, und man muß zuweilen etwas mit anhören, das man gerade lieber nicht hören möchte, aber allermeiſt ſind die Leute ſo zu einem, wie man ſich ſelber gibt. Was freilich dann noch immer kein Einſehen und Verſtand hat, dem gehört ſchon ein Patſch übers ungewaſchene Maul. Gottlob, iſt's nicht gar ſo häufig vonnöten.“

Guſtav hatte von ſeinem ſchulmeiſterlichen Einwand erhofft, daß er ihn zur Erklärung ſeiner Liebe überleiten ſollte, indem er der Geliebten gewiſſermaßen als Befreier von dem unerträglichen Theatertreiben entgegentrat, aber als Röschen ſo friſch und entſchieden ihre Anſichten dartat, glaubte er von einer ſolchen Anknüpfung wenig Erfolg ſich verſprechen zu dürfen und entſchloß ſich dazu, während des Spazierganges auf

seine Absicht zu verzichten. Lebhaft über gleichgültigere Dinge plaudernd, kamen die beiden nach ihrem Rundgang in die Schützenstraße und betraten die Wohnung.

In Röschens Stube hatte Frau Reutter ein einfaches Abendbrot für ihre Pflegebefohlene zurecht gestellt, während sie es in der Eile des Aufbruches versäumt hatte, für Gustav etwas herauszugeben. Infolgedessen lud Röschen Gustav mit drolliger Förmlichkeit ein, ihr Butterbrot und die Handvoll Kirschen, die als Zukost dienten, mit ihr zu teilen, und hieß ihn zu der gemeinsamen Mahlzeit in ihr Zimmer eintreten.

Er trat mit einer zögernden Scheu in die Stube, die schon für die Nacht bereit gemacht war. Er begriff die seltsame Empfindung, die ihn beim Überschreiten der Schwelle befiel, selbst kaum; denn in dem Zimmer war nichts anders geworden, und der Raum war ihm wie jeder andere Teil der elterlichen Wohnung in allen Einzelheiten vertraut. Auch dann wurde er des drückenden Gefühls nicht ledig, als ihn Röschen neben sich auf das Sofa genötigt hatte und mit freudigem Eifer daran ging, die für diesen Abend sehr leichten Pflichten einer Gastgeberin zu erfüllen. Sie strich das Brot mit Butter und teilte die Kirschen in zwei redliche Hälften. Dabei flog es ihr durch den Kopf, in was für einer besonderen Lage sie beide am Tische saßen, und, Brot kauend und vergnüglich auf den Sofapolstern wippend, sagte sie zu Gustav: „Gerade, was mir einfällt: da sitzen wir zwei allein in der großen Wohnung, mutterseelenallein, Mann und Weib und Weib und Mann,

genau als ob wir der Herr und die Frau Reutter wären."

Dieser Gedanke machte sie immer von neuem lachen, sobald sie wieder daran dachte, und in ihrer herzlichen Lustigkeit übersah sie es vollständig, daß Gustav neben ihr ganz schweigsam blieb, kaum, daß er ihr zuweilen eine knappe Antwort gab. Plötzlich verzog sie ihren lächelnden Mund zu einer kleinen Schmerzensmiene und klagte: „Ui jeh! Was drückt mich auf einmal der Schuh! Geh, Gustav, sei so gut und such' mir geschwind den Stiefelknecht vor."

Gustav ging zu dem weiß bezogenen Bette hin und suchte darunter, dann unter den Schränken, unter der Kommode und schließlich unter dem Sofa, — nirgends fand sich der Stiefelknecht.

Röschen sah seinem Forschen ungeduldig zu und zankte, als er, ohne etwas gefunden zu haben, zurückkehrte, ärgerlich: „Gewiß hat ihn nun die dumme Lina mitgenommen; ja, ganz gewiß, weil's schon an Pfingsten auf'm Dorf draußen beim Onkel keinen gehabt hat."

Ihre Füße begannen schmerzhaft zu brennen; sie bewegte den Fuß und die Zehen hin und her, um den Druck des Leders weniger zu empfinden, und versuchte vergebens die Schuhe, einen am andern, abzustreifen. Eine Weile saß sie mit weinerlichem Gesicht ratlos da, dann hob sie den Kopf zu Gustav empor und bat, indem sie ein wenig rot wurde: „Schau, Gustav, so mußt du mir schon den Gefallen tun und mir die Schuhe ausziehen."

Durch diese Worte wurde das beklemmende Gefühl,

von dem Gustav, seit er Röschens Zimmer betreten hatte, nicht losgelassen worden war, auf das höchste Maß gesteigert. Er war außer stande, ein Wort der Zustimmung hervorzubringen. Stumm ließ er sich auf die Knie nieder, faßte Röschens Bein über dem oberen Schuhrand leise an und zog ihr mit geringer Mühe den Zugstiefel vom Fuße. Wie er dann die schmale Ferse, deren leichte Wärme er durch den dünnen Strumpf spürte, in seiner Hand hielt, überkam ihn ein Zittern, denn er hatte nie die zarte Zierlichkeit der Schönheiten eines Weibes gefühlt. Eine übergewaltige Empfindung ließ ihn den Kopf auf die Knie des jungen Mädchens legen und unter heißen Tränen die lange zurückgedrängten Worte seiner Liebe flüstern.

Röschen sah mit glücklichen Augen auf ihn herab und strich ihm liebkosend über das Haar; begierig lauschte sie auf seine verwirrten Geständnisse von einer nicht mehr zu ertragenden Qual und von einer übergroßen Liebe. Als er endlich schwieg, hob sie ihm sanft den Kopf in die Höhe, blickte ihm fest in die Augen, und, halb lachend, halb in Tränen ausbrechend, jubelte sie: „Schau! Gelt! Daß du mir das endlich gesagt hast! — Und siehst: daß du's auch weißt, daß ich's schon lang' gewußt habe, nur daß du's nicht mir zu sagen dir getraut hast, und daß ich dich auch — recht ganz von Herzen wieder lieb habe!"

Nachdem sie einander die ersten langen Küsse gegeben hatten, griff Gustav wieder nach Röschens Ferse. Die Gewißheit, daß er wieder geliebt wurde, hatte ihn ruhiger gemacht. Es kam ihm mit einem Male zur

Erkenntnis, daß, wie er diesen schmalen Fuß festhielt, er eine unbegrenzte Macht über das ganze Sein der Geliebten habe, und er wollte die Ferse aus seinen Fingern gleiten lassen. Aber wie er sie aus der Hand gab, gewahrte sein staunendes Auge die Schönheit des Fußes, und der zaghafte Kuß, den er auf die zarten Knöchel drückte, erweckte in den beiden liebenden Menschen eine übermächtige Sehnsucht. — —

Am Morgen brachte es Gustav nicht über sich, Röschen unter die Augen zu treten. Er hörte, wie sie in der Frühe aufstand und sich in der Küche mit dem Bereiten des Morgenkaffees zu schaffen machte. Obwohl er fertig angekleidet war, ging er nicht eher hinaus, als bis sie an seine Tür klopfte und ihm zurief, das Frühstück sei bereit. Mit gesenkten Augen trat er in die Wohnstube, in der der Kaffeetisch gerichtet war. Röschen aber kam ihm unbefangen entgegen und schaute ihm mit einfachen klaren Blicken ins Gesicht.

„Geh! Wenn wir uns doch lieb haben!“ sagte sie dabei und bot ihm ihre Lippen zum Kuß.

Gustav blieb aber still. Er fühlte sich durch das schwere Unrecht, das er der Geliebten angetan zu haben glaubte, unsäglich beschämt und bedrückt.

Nach einem kurzen Frühstück machten sie sich auf den Weg nach Plösen. Da sie zum Kirchgang eben recht kamen, wurden sie durch Fragen über die Nacht nicht behelligt, und während nachher Röschen mit einer etwas stillen Heiterkeit den Zerstreuungen des Tauftages sich überließ, blieb Gustavs

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

bedrückte Stimmung im fröhlichen Lärm des Festes unbemerkt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Herbst war Gustav Reutter zur Disposition beurlaubt worden. Er hatte dem Soldatenrock, in den sein etwas schwächlicher Körper ebensowenig hineinpaßte wie sein nachdenklicher, träumerischer Geist in die genauen, strengen Formeln des Militärlebens sich finden konnte, ohne Trauer Valet gesagt. Trotzdem hatte er es nicht nötig, mit Zorn an die zwei Dienstjahre zurückzudenken, da seine letzte, günstige Stellung unter einem freundlichen Vorgesetzten die Erinnerung an die vorhergegangenen schweren Tage auslöschte. Sogleich nach der Entlassung siedelte er nach Leipzig über und wohnte wieder in der Stube der elterlichen Wohnung, die er vordem schon mit Reinhold zusammen innegehabt hatte.

Ein günstiger Zufall fügte es, daß er nach ein paar Tagen des Ausruhens eine neue Stellung erhalten konnte, indem er in dem in der Querstraße gelegenen Verlagsgeschäft des Buchhändlers Quaas an die Stelle eines „jungen Mannes" trat, der zur Ableistung seiner Heeresdienstpflicht einberufen worden war.

Die Haupttätigkeit der Handlung lag aber nicht auf dem Gebiete des Buchverlags, obwohl die Firma Friedrich Ernst Quaas in außergewöhnlich starken Auflagen die in den sächsischen und thüringischen Schulen eingeführten Buchstabier- und Lesebücher für die untersten Unterrichtsklassen verlegte, sondern in der Kommission. Friedrich Ernst Quaas war der Kommissionär von

zahlreichen auswärtigen Verlagshäusern, unter denen ein süddeutscher Verlag, der neben Bilderbogen das verbreitetste humoristische Wochenblatt herausgab, und ein Verlag von Reisehandbüchern an erster Stelle standen. Gustav Reutters Obliegenheit bestand im Ausschreiben, Kopieren und Kontrollieren der Frachtbriefe und Begleitzettel für die von den Kommittenten ankommenden und an sie abgehenden Güter und für die an die Sortimenter ausgelieferten und von ihnen zurückkommenden Bücherpakete.

Gustav hatte sich in den neuen Beruf, der hauptsächlich eine äußerst geschwinde Handschrift verlangte, bald einzuarbeiten vermocht und fühlte sich schon nach wenigen Wochen darin zu Hause. Er ging mit Lust und Eifer an seine Tätigkeit, die ihn einen staunenden Blick in das weitverzweigte, gewaltige Getriebe des Buchhandels tun ließ, und die trotz der mechanischen Beschäftigung, die ihm selber zugewiesen war, doch seiner Phantasie einige Nahrung bot, indem er je nach der Verlagsfirma, deren Besonderheiten er allmählich kennen lernte, nach freiem Belieben einen Inhalt der Bücherballen sich erträumen konnte. Freilich hatte er selten genug Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, und insbesondere an den Donnerstagen, an denen weitaus der größte Teil der buchhändlerischen Güter ankommt und abgeht, wollte ihm oft die Laune ausgehen, wenn die überanstrengte, schmerzende Schreibhand ihm nur mehr mit Mühe gehorchte. Aber er zwang sie auszuharren und blieb auf seinem Platze.

Darum empfand er eine berechtigte Genugtuung,

4*

als er nach einem Probemonat von der Firma fest angestellt wurde. Er sollte für seine Arbeitsleistung einen monatlichen Gehalt von fünfunddreißig Talern erhalten; dazu traten außerdem eine außerordentliche Zuwendung in der Höhe eines Monatsgehaltes zur Weihnachtszeit und eine von zwanzig Talern am Sonntag Kantate, der den Abschluß der arbeitsreichen Ostermesse bezeichnet. Dieser Jahresgehalt von insgesamt vierhundertfünfundsiebzig Talern erschien Gustav über die Maßen hoch, nachdem er vorher als Schreiber beim Advokaten sich kaum die Hälfte dieser Summe durch mühsames Bogenschreiben hatte verdienen können.

Mit solchen Aussichten glaubte er es wagen zu können, den Vater von seiner Absicht, Röschen zu heiraten, in Kenntnis zu setzen. Es war überdies noch in Betracht zu ziehen, daß die zukünftige Gattin selbst eine monatliche Gage von dreißig Talern, die besonders in der Weihnachtszeit durch Spielhonorare beträchtlich vermehrt wurde, zum Unterhalt beitragen würde, so daß dem jungen Paare allerdings ein reichliches Auskommen gesichert war. Trotzdem bedurfte es für Gustav einiger Überwindung, bis er zu dem Entschluß sich aufraffte, mit dem Vater zu sprechen. Denn eine Ahnung sagte ihm, daß sein Plan dem Vater ungelegen kommen würde.

Vorher aber wollte er nochmals die erneute Zustimmung des jungen Mädchens einholen und suchte deshalb nach einer Gelegenheit, allein mit ihr zu reden.

Bisher war er ihr geflissentlich aus dem Wege gegangen, weil er sich immer noch nicht von der Scheu,

die ihn seit jener heißen Julinacht befallen hatte, freizumachen vermocht hatte. Jetzt, da er Herr über seine freie Zeit war, fiel es ihm leicht, eine Unterredung zu zweien herbeizuführen. Als Reinhold, der sonst Röschen vom Theater nach Hause zu begleiten pflegte, an einem der ersten Novemberabende über eine Erkältung klagte, erbot sich Gustav, an seiner Stelle zu gehen.

Die Tänzerin war sehr erstaunt, als sie von Gustav sich erwartet sah. Sie hatte das absonderliche Verhalten des Geliebten, der ihr absichtlich auszuweichen schien, sich nicht zu deuten gewußt, und nur immer aus seinen stummen Blicken, in denen eine unveränderte Glut sich ausdrückte, einen neuen Glauben an seine Liebe geschöpft.

Gustav gab ihr ein wenig feierlich den Arm und sagte ihr im langsamen Gehen das, was er sich vorgenommen hatte, mit stockenden Worten. Zum Schluß fragte er sie: „Ist es dir auch recht so, Röschen? Und ist es dir wirklich ernst damit, daß du mich zum Manne nehmen willst?"

Röschen antwortete, indem sie wie von einer ungeheuren, drückenden Last befreit aufatmete: „Mein Gott, ja, Gustav, und aus allertiefstem Herzensgrunde ja!"

Dann wandte sie sich ab und brach in Tränen aus. Gustav sprach der Weinenden gut zu und versuchte ihr in die Augen zu sehen, aber sie hielt die Blicke hartnäckig niederwärts gerichtet. Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis kurz vor dem Haus-

tor Gustav, Röschens Arm sanft an sich drückend, noch einmal begann: „Siehst du, wie gut es war, daß ich davon angefangen habe! Denn du selber hättest mir, glaube ich, kein Wort gesagt. Ja?“

Das junge Mädchen sah ihn einen Augenblick mit klaren, glücklichen Augen, an deren Wimpern noch helle Tränentropfen hingen, ins Gesicht und sagte schon wieder halb lächelnd und eilends die Blicke niederschlagend: „Nein.“

Gustav hatte von der Straße aus gesehen, daß der Vater noch wach war. Er entschied sich, nunmehr nicht erst der Mutter sich anzuvertrauen und durch sie des Vaters Meinung zu erforschen, sondern noch an demselben Abend sich einen raschen Bescheid zu holen. Röschen gab ihm, als er ihr auf dem Flur „Gute Nacht“ sagte, einen Kuß mit auf den schweren Weg und sah durch den Spalt ihrer Türe zurück, wie er anklopfte und beim Vater eintrat.

Der Bodenmeister sah erstaunt von der Zeitung auf, aber er nickte kurz, als Gustav ihn fragte, ob er ihn in einer wichtigen Sache anhören wolle, und ließ den Sohn sein Anliegen vorbringen, ohne ihn zu unterbrechen. Dann sah er eine Zeitlang, die Stirn in die Hand gestützt, vor sich hin und begann schließlich langsam, als ob er jedes einzelne Wort vor dem Aussprechen noch einmal überlege: „Ich müßte lügen, Gustav, wenn ich sagen sollte, daß mir das, was du mir erzählt hast, besonders lieb wäre. Übrigens, von vornherein, damit du mich nicht falsch verstehst: ich habe keineswegs die Absicht, dir etwa deine Heirat zu

verbieten, wenn du sie ernstlich dir vorgesetzt hast. Denn wenn ich auch streng darauf gehalten habe, daß ihr Kinder, solange ihr nicht erwachsen wart, mir aufs Wort gehorchtet, so stehst du doch jetzt auf eigenen Füßen und verdienst auch zu meiner Freude genug, um eine Frau ernähren zu können. Aber einen Rat will ich dir geben, Gustav, wenn du ihn dir annehmen willst. Siehst du — Röschen; du weißt, daß sie mir lieb ist, und sie bekommt, glaube ich, auch eine kleine Aussteuer und ein paar hundert Taler Erbteil mit, — das ist ja alles ganz schön und gut, aber ich habe zweierlei an ihr auszusetzen, einmal, daß sie vom Theater ist, und dann ist sie katholisch. Es ist nicht gut, wenn zwei Eheleute, der eine auf Luther und die andere auf den Papst schwören."

„Oh, Vater," erwiderte Gustav, „wenn es nur daran läge! Sie wissen doch, daß Röschen stets mit in unsere Kirche gegangen ist, und sie hat mehrmals dann hinterher gesagt, daß ihr, außer der Mutter Maria, unser Glaube schöner und einfacher vorkommt. Ich glaube, sie würde sich schon dazu verstehen, zu unserer Kirche überzutreten."

„Um so schlimmer," beharrte der Bodenmeister. „Dann ist es ihr mit dem alten Glauben nicht Ernst gewesen, und mit dem neuen wird's ihr erst recht nicht Ernst sein."

Gustav schwieg; aber gleich danach fing er wieder schüchtern an: „Und daß sie am Theater ist — Vater, Sie kennen sie doch ebenso wie ich, daß sie nicht leichtsinnig ist und nichts sich hat zu schulden kommen lassen."

„Gewiß," gab der Vater zu, „das ist ja auch am Ende das geringste. Aber wenn du auf mich hören willst, mein Rat ist der: wartet vorderhand noch ein, zwei Jahre, dann mögt ihr euch, so Gott will, getrost heiraten. Siehst du, du bist jetzt knapp dreiundzwanzig Jahre alt, Röschen gar erst neunzehn; ihr habt also alle beide noch Zeit genug!"

Als Gustav daraufhin schwieg, trat er zu ihm hin und fragte ihn mit einer väterlichen Freundlichkeit in der Stimme: „Nun, wie steht's? Willst du meinem Rate folgen, Gustav?"

Eine kurze Weile zauderte Gustav, dann stieß er heftig hervor: „Vater, ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, aber für diesmal kann ich Ihnen nicht folgen. Ich muß jetzt Röschen heiraten, jetzt, sofort!"

Der Bodenmeister trat einen Schritt zurück und sah erstaunt fragend den Sohn an. Als dieser beschämt zu Boden blickte, begriff er.

Gustav wünschte in diesem Augenblicke in die Zeit seiner Knabenjahre zurückversetzt zu sein, da er der drohenden Züchtigung für einen dummen Streich sich durch die Flucht hatte entziehen können. Er sah flüchtig aufschauend, wie der Vater mit sich rang, um einen Ausbruch seines Zornes niederzukämpfen, und dabei mit ungleichmäßigen Schritten in der Stube auf und ab ging.

Mit einem Male machten die Schritte vor ihm Halt, und er hörte den Vater mit mühsamer Ruhe sagen: „Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Wenn die Sache aber einmal so liegt, müßt ihr euch

heiraten, sobald als möglich. — Was ihr beide damit mir und der Mutter und den Geschwistern angetan habt, das brauche ich dir ja wohl nicht erst zu sagen."

Gustav wollte nach der Hand des Vaters fassen, aber der entzog sie ihm und fuhr fort: „Laß das! — Weiß Röschen, daß du mit mir sprichst?"

„Ja."

„Dann wird sie wohl auch noch wach sein."

Damit trat er auf die Tür zu; Gustav versuchte ihn aufzuhalten, indem er bat: „Bitte, Vater, zanken Sie nicht mit ihr. Sie war gewiß nicht schuld daran."

Aber der Bodenmeister schob ihn beiseite und rief mit halblauter Stimme in den Flur hinaus nach dem jungen Mädchen.

Es dauerte nicht lange, so erschien Röschen. In ihrem Gesichte sprach die schlimme Herzenssorge der quälenden Ungewißheit sich so deutlich aus, daß auch der Bodenmeister einige Teilnahme für das ratlose, angstvolle, junge Ding verspürte. Sogleich wollte sie sich an Gustavs Seite retten, denn sie hatte keinen freundlichen Klang in der Stimme, die nach ihr gerufen hatte, zu finden vermocht. Aber der Onkel — so pflegte sie den Bodenmeister anzusprechen — rief sie zu sich hin und sagte ihr gar nicht so scheltend und zornig, wie sie es vermutet hatte: „Röschen, Gustav hat mir erzählt, daß er dich lieb hat und dich heiraten will; er hat mir aber auch erzählt, weshalb ihr es so eilig damit habt. Das muß ja nun sein."

Bei diesen Worten wurde Röschen dunkelrot und guckte flink zu Boden. Der Onkel bemerkte es und

sprach weiter: „O ja. Du hast schon Grund, dich zu schämen. So etwas hätte ich mir mein Leben lang nicht von dir träumen lassen."

Als er Anstalten machte, seine Strafpredigt fortzusetzen, sah ihn Röschen herzlich bittend an und fragte, indem ein ganz fernes, lustiges Wetterleuchten um ihren trübseligen Mund zuckte: „Aber gelt, Onkel, sonst hätten wir am End' noch lang' warten müssen, eh' Sie Ja und Amen gesagt hätten, daß wir Mann und Frau werden?"

Der Bodenmeister wurde bei dieser harmlosen Frage plötzlich inne, daß seine ganze Weigerung in der Hauptsache nur auf höchst selbstsüchtige Gründe sich gestützt hatte. Er wurde durch das Bewußtsein seines Unrechts mild gestimmt. Liebkosend strich er Röschen ein paarmal übers Haar und murmelte vor sich hin: „Da hätteſt du recht haben können, Kind."

Das junge Mädchen hatte aber die Worte gleichwohl verstanden, und die Sinnesänderung des Onkels schnell erkennend, eilte sie zu Gustav hin und zog ihn mit sich.

Wie der Bodenmeister nun die jungen Leute, aus deren Augen eine sichere Glückszuversicht leuchtete, vor sich stehen sah, war auch der letzte Rest seines Unwillens verschwunden. Er nahm sie bei der Hand und sagte mit freundlicher Stimme: „Na, so soll mir's denn in Gottes Namen auch so recht sein, wenn auch — mir's anders lieber gewesen wäre, ihr hättet noch warten können."

Er wollte mit einem „denn“ fortfahren, aber Röschen schloß ihm mit einem raschen Kusse den Mund, und als sie dann den Geliebten zum ersten Male seit Monaten wieder umarmte, flüsterte sie ihm verstohlen zu: „Dann mag's schon immerhin drum sein.“

3

Im März 1870 gebar Frau Röschen einen Knaben, und auf den heimlichen, stillen Winter folgten ein heller, glücklicher Frühling und ein strahlender Sommer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am sechzehnten Juli wurde die Armee des norddeutschen Bundes mobil gemacht, und am neunzehnten erklärte Frankreich den Krieg an Deutschland.

Gustav Reutter wurde zum zweiten Bataillon des 107. Infanterieregiments einberufen. Sein Truppenteil lag in Leipzig in Garnison und wurde auch dort auf den Kriegsfuß gebracht.

Dieser Umstand gewährte Gustav die Möglichkeit, eine karge Frist von wenigen Tagen noch seine Frau und sein Kind zu sehen, solange das Regiment noch nicht bereit zum Aufbruch nach der Grenze war. Aber das waren nur die kurzen, todmüden Stunden einer zu spät beginnenden und zu früh endigenden Nachtruhe.

Denn seine frühere Tätigkeit bei dem Meldeamte hatte ihn als besonders geeignet zur Unterstützung des Kompagnieschreibers erscheinen lassen, und diese Dienstleistung, die ihn vorher eine Erleichterung gedünkt hatte, drückte ihn in dieser Zeit, in der es ein schier unermeßliches Schreibwerk zu bewältigen galt, mit ihrer Last darnieder.

Noch lange nach Zapfenstreich saß er wach auf über den leeren, weißen Spalten der Listen und Register, und wenn er endlich auf dem Wege nach seiner in der Tauchaer Straße gelegenen Wohnung war, begann der abendliche Lärm der aufgeregten Stadt sich schon zu beruhigen.

Zu Hause stillte er mit ein paar hastigen Bissen seinen Hunger, indem er nur mit Mühe sich wach hielt, um dann angesichts des Kindes, das mit roten Schlafwangen in einem Korbe dalag, seine letzte Kraft in einem Tränenstrom zu erschöpfen und in einem schweren Schlafe eine geringe Erholung zu finden.

Die übermäßige körperliche Anstrengung ließ ihn kaum je dazu kommen, aus dem Hasten des Dienstes zu sich selbst zurückzukehren und darüber nachzudenken, wie sehr sich in so kurzer Zeit seine Lage geändert hatte. Er vermochte auch nicht, sich über die Gefühle klar zu werden, die ihn seit dem lähmenden Schrecken, den er bei der ersten Kunde von der Kriegsgefahr empfunden hatte, beherrscht hatten. Er fühlte sich nur unter dem Zwange eines gewaltigen Muß, gegen das es kein Sträuben gab, und wenn er auch das Geschick, das ihn, den eben Verheirateten, zwang, seine Frau

und sein Kind allein zu lassen, für besonders grausam hielt, so war er doch keinen Augenblick versucht, auch nur in Gedanken dagegen sich aufzulehnen.

Ein gut Teil Sorge war ihm dadurch abgenommen, daß er versichert sein durfte, daß seine Familie in nichts Mangel leiden würde, solange er im Felde abwesend war.

Er wußte dafür seinem Prinzipal herzlichen Dank. Friedrich Ernst Quaas war einer von denen, die noch von der Einrichtung Nutzen gezogen hatten, die es in Sachsen vor dem Jahre 1866 gestattet hatte, sich vom Militärdienste loszukaufen. Er mochte jetzt die Ungerechtigkeit dieser Maßregel empfinden und ließ es sich angelegen sein, die Verfehlung des Gesetzes, die gleichwohl ihm nicht zugerechnet werden konnte, wett zu machen. Von den zahlreichen Angestellten des Verlags waren insgesamt neun zum Heere einberufen worden. Der Buchhändler gab ihnen allen nicht nur ein ansehnliches Geldgeschenk mit auf den Weg, sondern versprach mit seinem Handschlag, während der Dauer des Krieges ihren Familien zwei Drittel des Lohnes fortzuzahlen und sicherte zu, daß die glücklich Zurückkehrenden eine gleiche Arbeit wieder bei ihm finden würden.

Wenn Gustav von diesen tröstlichen Aussichten für die nächste Zukunft sprach, nickte Röschen nur traurig mit dem Kopfe; sie war in den schweren Zeiten still und wortkarg geworden und hatte wenig Tränen. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihr ihr guter Mann und ihrem Kinde der Vater genommen werden sollte. Wenn sie an den Abenden auf Gustav wartete, sah sie mit ihren übermüdeten Augen zu der Himmelskönigin auf,

die einen Ehrenplatz auf einem Eckbrett erhalten hatte, und bat die Schmerzensreiche um ein Wunder, das die Herzen der in Zwist geratenen Völker zum Frieden kehren möchte. Aber die Madonna ließ das tausendfältige Leiden über die Erde kommen, und Röschen gewann ihr nicht einmal die Macht ab, die schnellen Stunden aufzuhalten; mit jedem Atemzuge kam sie dem Tage näher, an dem die Trennung sich vollziehen mußte.

Am sechsundzwanzigsten Juli sollte das Bataillon von Leipzig abfahren. Schon mehrere Tage vorher wurden Übungen der kriegsstarken Kompagnien abgehalten. Wenn darnach die Truppen von den Exerzierplätzen nach ihrem Quartier in der Pleißenburg zurückgeführt wurden, schloß sich ihnen eine jubelnde, immer wachsende Volksmenge an. Auf den Bürgersteigen bildete sich ein buntbewegtes Spalier, indem die Männer ihre Hüte schwenkten und die Frauen mit ihren Tüchern winkten, und aus den Augen aller dieser Zuschauer sprach der Ausdruck eines unbegrenzten Vertrauens und zugleich einer ergreifenden Verehrung für diese Männer, die einem so ungewissen Schicksal entgegengingen. In den Soldaten wiederum erzeugten die Ausbrüche dieser Empfindung, die zugleich eine Bitte und einen Dank im vornhinein bedeuteten, das unbewußte Bestreben, nach Kräften die Hoffnungen der Vertrauenden zu rechtfertigen, und ließen sie etwas von dem freudigen Stolze des Wehrhaften ahnen, der zum natürlichen Schützer des Schwächeren berufen ist.

Gustav Reutter fand in diesem Gefühl, das ihm gleichzeitig den vernünftigen Zweck seiner neuen Lebens-

lage darzulegen schien, eine wohltätige Erlösung von dem unbestimmten Druck, der ihn vorher nicht hatte verlassen wollen. Nachdem seine Dienste als Schreiber mit der Vollendung der Mobilmachung überflüssig geworden waren, war er in seine Komgagnie eingereiht worden. Aber von dem anstrengenden Dienst mit der Waffe wurde sein ungeübter Körper dermaßen mitgenommen, daß nur die Angst, es könne ihm der Vorwurf der Feigheit gemacht werden, ihn aufrecht erhielt. Seine Füße waren wund gelaufen, ehe er mit einem Schritt aus der Garnison herausgekommen war, aber trotzdem trat er nicht vor, als am Abend vor der Abfahrt der Arzt eine letzte Frage an die Mannschaften tat.

Mit schmerzenden Schritten ging er nach dem Appell weg, um für eine lange Zeit die letzte Nacht zu Hause zu sein.

Das Kind schlief. Mit halblauter Stimme gab Gustav nochmals Röschen seine Aufträge und Ratschläge und bat sie, wenn er gar nicht wiederkommen sollte, ihn in gutem Gedenken zu behalten. Dann sprachen sie kein Wort mehr. Sie saßen zusammen Hand in Hand auf dem Sofa und schauten stumm in das Licht der Lampe. Als die Flamme verlöschte, legten sie sich zu Bett und wachten in dem grauen Halbdunkel der Julinacht. Beim frühen Morgengrauen erhob sich Gustav; er kleidete sich an und beugte sich über den Knaben, wortlos gab er Röschen einen Kuß, kehrte sich an der Tür noch einmal nach ihr um und ging. —

Kurz vor zwölf Uhr mittags setzte sich der Zug in Bewegung.

Es ist unmöglich, von den Gleisen der Thüringer Bahn aus auf die Stadt zurückzublicken. Die Bahn führt tief liegend in einem Bogen heraus, durchschneidet den äußeren Teil der Vororte Eutritzsch, Gohlis und Möckern und läuft dann an den Waldstücken hin, die nordwestlich an das Rosental anschließend die Häuser und Türme Leipzigs den Blicken entziehen.

Gustav hatte sich einen Platz an dem linken Fenster der Wagenabteilung zu verschaffen gewußt, denn tags zuvor hatte ihn Röschen gebeten: „Sieh links heraus, wenn ihr fortfahrt."

Ihm gegenüber saß ein älterer Landwehrmann mit einem vollen dunklen Bart. Er gefiel Gustav, weil er nicht an dem durch einigen Alkohol gesteigerten Lärm der übrigen teilnahm. Eine silberne Medaille auf seiner linken Brust zeigte, daß er im letzten Feldzug sich ausgezeichnet hatte. Zuerst brachte er sorgfältig sein Gewehr und seinen Tornister unter, dann machte er es sich bequem und begann aus einem hübsch gestickten Tabaksbeutel eine kurze Pfeife zu stopfen. Als es ihm gelungen war, sie in guten Brand zu setzen, schaute er rauchend neben Gustav zum Fenster hinaus.

Dieser suchte vergebens unter den Menschen, die sich, „Hurra" schreiend, an den Schranken der Übergänge drängten, nach Röschen. Allmählich wurden es immer weniger Leute, die gaffend dastanden, und endlich blieben die letzten einzelnen Häuser zurück. Der langsam fahrende Zug näherte sich der Station Leutzsch.

Kurz vorher führt bei einem Bahnwärterhaus ein Fußsteig über die Schienen nach dem Teil des Holzes,

in dem die „große Eiche“ sich befindet. Auf dem zum Bahndamm aufsteigenden Wege stand Frau Röschen und hatte den Wagen, in dem das Kind lag, so gewendet, daß der Vater von oben her das Köpfchen auf dem weißen, spitzengesäumten Staatskopfkissen sehen konnte.

Der Vorüberfahrende streckte die Hand nach der Mutter und dem Kinde aus, aber der gleichmäßig rollende Zug führte ihn weiter und ließ Röschen und ihren Knaben zurück.

Als Gustav nichts mehr von ihnen sehen konnte, trat er vom Fenster zurück und setzte sich still hin. Der Landwehrmann legte ihm die Hand aufs Knie und fragte leise: „Deine Frau?“

Gustav nickte.

Darauf der Vollbärtige: „Ich habe ihrer vier zu Hause, drei Jungens und — mein Mädel, ein ganz kleines, kleiner noch als —“, dabei zeigte er mit dem Mundstück der Pfeife zum Fenster hinaus.

Aber der andere blieb in sich versunken und antwortete nicht. Da zog der Landwehrmann die Schultern hoch und brummte ein gedehntes „Ja“ vor sich hin. Dann schien er seine ganze Aufmerksamkeit der Tabakspfeife zuzuwenden.

Währenddem saß Röschen auf der Bank vor dem Wärterhäuschen und konnte endlich weinen.

Der alte, grauhaarige Bahnwärter stand neben ihr und versuchte ihr Trost zuzusprechen: „Aber Madame, so beruhigen Sie sich doch. Es wird schon nicht so schlimm werden, und er wird Ihnen schon wiederkommen.“

Aber halb für sich fügte er zaghaft hinzu: „Wenn zwar mein Ältester auch bei Gitschin geblieben ist.“

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne hatte mit den Franzosen einen Bund gemacht. Versengend brannte sie auf die Pfalz herab, und drückend lag sie über den lothringischen Chausseen.

Gustav Reutter hatte der Hitze und den Mühen der Märsche nicht lange widerstehen können. An den meisten Tagen war er erschöpft hinter seiner Truppe zurückgeblieben. Wenn er dann auf dem Rasenrand der Straßen sitzend notdürftig sich erholt hatte, schloß er sich den Wagen an, die in einer streng abgemessenen Entfernung den marschierenden Truppen nachfolgten. Fast stets nahm sich ein mitleidiger Fuhrmann seiner an und hieß ihn irgendwo auf dem Wagen sich einen Platz suchen; aber auch wenn diese Erleichterung sich nicht bot, traf der gewissenhafte Soldat im Quartier des Regiments ein, indem er barfuß gehend in kleinen Strecken den mühevollen Weg zurücklegte.

Nachdem er infolge seiner körperlichen Schwäche ohnehin den gefechtsfähigen Mannschaften nicht mehr hatte zugezählt werden können, tat ein günstiges Zusammentreffen von Umständen ein übriges, ihn von seiner Plage zu befreien und ihm zugleich doch eine Stellung zuzuweisen, in der er nützlich war. In Guesseling erkrankte der Schreiber der Kompagnie an der Ruhr. Er mußte zurückgelassen werden, und Reutter trat an seine Stelle. Er schied damit gleichzeitig aus der Gefechtstruppe aus und trat zur Bedeckung des Kompagniewagens über, die außer ihm die Handwerker

5*

der Kompagnie, zwei Schuhmacher und ein Schneider, bildeten. Den Befehl über die kleine Eskorte führte der Kammerunteroffizier, der die ins Feld mitgenommenen Uniformstücke, Stiefel und Ausrüstungsgegenstände verwaltete.

Diese Gepäckwagen wurden divisionsweise vereinigt, und zu den langen Kolonnen traten dann als Begleitmannschaften noch eine kleine Anzahl Reiter hinzu.

Bis zum sechzehnten August hatte das sächsische Armeekorps eine im allgemeinen südwestliche Marschrichtung eingehalten, am siebzehnten aber, nachdem es die Mosel überschritten hatte, bog es nach Norden ab.

Unter den Soldaten liefen dunkle Gerüchte von Siegen um, die mit furchtbaren Opfern an den vorhergehenden Tagen erfochten worden waren, und es stand für sie außer Zweifel, daß der Ernst des Krieges in kürzester Frist auch an sie herantreten würde.

Am achtzehnten August erwachte im Biwak von Puxieux ein zwecklos frühes Leben. Die gewisse Voraussicht des Kommenden trieb nach einer kurzen Nachtruhe die Schläfer von dem spärlichen Stroh auf, und als es über dem bois des oignons nach und nach hell wurde, waren die Mannschaften schon lange Zeit wach. Von einer nervösen Unruhe gepeinigt, sahen sie immer wieder ihre Gewehre nach, von denen sie genau wußten, daß sie in gutem Zustande waren, oder sie suchten, in Gruppen beieinander stehend, in gesucht gleichgültigen Gesprächen über ihre heimlichen Besorgnisse sich hinwegzutäuschen. Wie ein Hauptmann, den die Feldmütze und das Karmesinrot der Aufschläge als dem General-

ſtab angehörig kennzeichneten, gefolgt von zwei Ulanen an dem Lagerplatz vorüber in den leichten Morgendunſt hineinritt, ſahen ſie ihm angeſtrengt nach, bis die Fähnchen der Lanzen in einer Talmulde verſanken, und ſie hätten viel darum gegeben, wenn ſie das, was jener nach ihrer Meinung vorauswiſſen mußte, hätten erfahren können.

Endlich, gegen ſieben Uhr, als die Sonne den Nebel des Moſeltales niedergezwungen hatte, marſchierten die Regimenter in die Gluthitze des Tages hinein.

Die Bagagewagen hatten für dieſen Donnerstag den Befehl erhalten, über den Biwakplatz der Nacht nur wenig vorzurücken. Wie ſie auf dem freien Feld nach Mars la Tour zu fuhren, wehte von Oſten her ein leichter Wind, der einen abſcheulichen Geruch auf ſeinen Flügeln herantrug. Dieſer unbeſchreiblich widerliche Geſtank rührte von den Kadavern der Pferde her, die zu verſcharren die vorwärts haſtenden Sieger von Vionville keine Zeit gehabt hatten. Auch in dem niedergetretenen Getreide der Äcker, an denen die Wagenreihe vorüberzog, war hier und da der unförmlich aufgetriebene Bauch eines toten Pferdes ſichtbar, und am Straßenrande waren die Pickelhauben, Käppis, Gewehre und Torniſter der Gefallenen zu kleinen Haufen zuſammengetragen.

Am ſpäten Nachmittag war die Kolonne in die Nähe von Jarny gekommen, nachdem ſie unterwegs viele Male hatte halten bleiben müſſen. Vor dem Dorfe verließ ſie nach links die Straße und machte Halt, um ihre weiteren Befehle zu erwarten. Die

Wagen wurden in regelmäßigen Abständen nebeneinander aufgefahren; die Zugpferde blieben zwar in den Geschirren, aber die Stränge wurden von den Ortscheiten gelöst und die Gebisse den Tieren aus den trockenen Mäulern genommen. Die Mannschaften der Bedeckung machten es sich leicht, indem sie die Mützen aufsetzten und die Gewehre vor der Linie der Pferdeköpfe in Pyramiden zusammenstellten. Dann lagerten sie sich im Schatten einer lose aus flachen Steinen aufgeschichteten Feldmauer und nahmen ihre geringen Eßvorräte aus den Brotbeuteln. Ein kleiner, flinker Schneider, der auf der Wanderschaft ein paar französische Redensarten sich angeeignet hatte, bat um die Erlaubnis, im Dorfe nach etwas Trinkbarem zu spüren, und wirklich kam er nach einer Weile mit einem großen hölzernen Kruge voll Zider zurück. Lachend meinte er, die Bauern seien fast alle mit Sack und Pack ausgerückt, und die, bei denen er den Obstwein gefunden habe, seien über ihn so erschrocken gewesen, daß sie ganz vergessen hätten, ihren Wein sich zahlen zu lassen. Ein anderer hatte inzwischen am jenseitigen Fuße der Mauer unter dichten Blattstauden ein Nest Hühnereier entdeckt, das eine kluge Henne dem eigenen Herrn hatte entziehen wollen. Nun bildeten die Eier eine willkommene Zukost zu dem trockenen Brote. Die Soldaten tranken den rohen Inhalt aus und warfen dann einander mit den hohlen Schalen.

Währenddem dröhnte beständig der Donner einer gewaltigen Schlacht, die mit immer erneuter Wut ausgekämpft wurde, von Osten herüber. Der ungeheure

Lärm ließ zuweilen minutenlang nach und verstärkte sich dann wieder zu einem betäubenden Getöse, das die Erde leise zittern machte. Da der Schall dem Halteort der Wagen nicht näher kam, war anzunehmen, daß das Gefecht einen guten Fortgang nahm; aber ob das Geschick des Krieges einen Sieg oder eine Niederlage beschieden hatte, das konnte erst aus dem Befehl zum Vorrücken oder zum Rückzuge hervorgehen.

Die Vorbeimärsche von Truppen auf der Chaussee hatten aufgehört. Den endlosen Munitionskolonnen waren geschlossene Reiterregimenter gefolgt, die die Straße verließen und seitwärts auf dem Felde in leichtem Trabe die langsameren Fahrzeuge überholten, um den linken Flügel der Armee immer mehr nach Norden zu verlängern. Dagegen hatte sich auf den Äckern längs der Straße allgemach eine gewaltige Wagenmenge angesammelt, deren Eskorten alle in gleicher Ungewißheit dem Kommenden entgegensahen.

Über dem Schlachtfeld erblickte man von der Niederung aus nur eine graue Wolke von Pulverdampf, die zeitweilig wie von fahlen Blitzen durchleuchtet wurde; dann aber, als der Abend kam, loderten die roten Feuersbrünste brennender Dörfer gegen die schwärzliche Rauchschicht empor.

Die Leute, die anfangs mit angestrengter Aufmerksamkeit nach der Gegend des Kampfplatzes ausgeschaut hatten, wurden es am Ende müde, das immer gleiche Bild stets vergeblich klarer erkennen zu wollen. Sie streckten sich entweder trotz des Donners der Geschütze zum Schlafen auf die Erde oder saßen kartenspielend beieinander.

Gustav Reutter hatte erst bescheiden dem zugehört, was der Regimentsschreiber und ein Feldgendarm sich über die Aussichten der Schlacht mitteilten, schließlich aber war auch über ihn die Müdigkeit gekommen, die als notwendige Rückwirkung einer endlos langen, ungestillten Erwartung eintritt. Er legte sich am Ende der Wagenreihe auf den sanft ansteigenden Wiesenhang und sah in den blutrot flammenden Abendhimmel hinein.

Der schauerliche Eindruck, den der lodernde Horizont und das Gebrüll der Kanonen auf ihn machten, war geeignet, ihm die Vorgänge, die in einer so furchtbaren Umgebung sich abspielten, noch grauenvoller erscheinen zu lassen, als sie es in der Tat waren. Er meinte, es könne nicht anders sein, als daß aus diesem Ozean von rotem Feuer und Blut kein einziger sein Leben zu retten vermöge, und war des Dankes voll, weil er so glücklich war, diesem unabwendbaren Verderben sich nicht preisgeben zu müssen.

Es drängte ihn, das überquellende Gefühl seiner Dankbarkeit einem persönlichen Wesen mitzuteilen, und da es sonst niemand gab, dem er hätte danken können, kehrte er am natürlichsten zu dem Gottesglauben seiner Jugend zurück. Das Christentum war vordem in seiner Brust allmählich eingeschlafen, weil er entweder seiner nicht bedurft hatte, oder weil er es als eine zu matte und kraftlose Hülfe für seine Leiden und Verzweiflungen befunden hatte. Jetzt gab er seinen Empfindungen in einem herzlichen Dankgebet zu Gott Ausdruck.

Als er jedoch, halb noch befangen im Überschwang

seines Gefühls, an den maßlosen Jammer dachte, der von jenem brennenden Schlachtfelde ausgehen würde, kam er sich klein und schlecht vor, daß er allein davon ausgenommen zu sein verlangte, und er glaubte, feig einer großen, allgemeinen Pflicht sich entzogen zu haben; aber bald trat an die Stelle dieser selbstquälerischen Gedanken wiederum das behagliche Gefühl der tatsächlichen Sicherheit und ließ ihn die wohlfeilen Überzeugungen sich zurechtlegen, daß er auch an seinem ungefährdeten Platze ein notwendiges Gliedchen der gewaltigen Kriegsrüstung sei, und daß es ihn nicht um seiner selbst, sondern nur um seiner Frau und um des Kindes willen freue, dem Gefecht fernbleiben zu dürfen.

An diesem Tage senkte die Dunkelheit frühzeitiger sich auf die Erde herab, als es sonst wohl im August zu geschehen pflegt. Es schien, als ob die Nacht, von Mitleid ergriffen, den Greueln des Tages endlich ein Ziel habe setzen wollen. Mit der hereinbrechenden Finsternis wurde der Lärm der Schlacht allmählich geringer und schlief endlich gegen neun Uhr ganz ein.

Die Fuhrwerke hielten immer noch an der alten Stelle, und da für die Nacht ein Befehl zum Vorgehen kaum mehr erwartet werden konnte, wurden die Vorbereitungen für die Nacht getroffen. In kurzer Zeit wurde es still. Die Pferde senkten schlafend die müden Köpfe, und die Soldaten schliefen, um vor dem Nachttau geschützt zu sein, zwischen den Rädern hingestreckt; nur an den Außenseiten des Wagenvierecks gingen die Posten auf und ab.

Unterdessen lagerten die siegreichen Truppen auf

den Teilen des Schlachtfeldes, die sie sich erstritten hatten. Am Abend dieses Tages, an dem sie bis Mittag bei brennender Sonnenglut unerhörten Anstrengungen im Marschieren sich unterzogen hatten, um dann bis zur sinkenden Sonne in einer mörderischen Schlacht siegend sich zu bewähren, hatten sie nur die eine Sehnsucht nach einer vollkommenen, durch nichts gestörten Ruhe. Während die Regimenter, die im Kampfe weniger mitgenommen worden waren, bereits in erneuter Tätigkeit zur Sicherung der eroberten Stellungen Vorposten ausstellten, waren die, die am erbittertsten sich geschlagen hatten, des herrlichen Erfolges, den sie errungen hatten, sich gar nicht bewußt und hockten ohne Feuer auf dem harten Boden, in regellose Haufen zusammengeschart, die sich kaum von den ringsum liegenden Toten und Verwundeten unterschieden. Einige waren in einen tiefen Schlaf gesunken, aus dem sie kein Kanonendonner hätte aufschrecken können, aber die meisten konnten nach den entsetzlichen Aufregungen des Tages keine Ruhe finden. Sie blickten lautlos vor sich hin, und ihre übermüdeten, von Hunger gepeinigten Körper wurden von dem empfindlichen Nachtfrost geschüttelt. Dann stand wohl der eine und der andere auf, ging mit schweren Schritten ein Stück seitab und schnallte einem Toten den Mantel vom Tornister ab. Er hing sich zwei, drei Mäntel um und konnte doch nicht warm werden.

Zuweilen kam strauchelnd vor Erschöpfung ein einzelner oder ein kleiner Trupp über das Feld her und rief schon von fern die Nummer seines Regiments.

Wenn er darauf eine bejahende Antwort erhielt, kauerte er sich zu den Waffengenossen und fragte flüsternd nach dem und jenem, der ihm nahe gestanden war; aber er erhielt nur unwirsche Antworten und verlor bald die Lust am Fragen. Dann wurde das drückende Schweigen nur wieder durch das leise Stöhnen der Verwundeten unterbrochen, und alle wünschten das Ende dieser Nacht herbei und erwarteten mit Sehnsucht einen hellen Morgen.

Am dreißigsten August empfing Gustav Reutter im Biwak bei Beaumont den ersten längeren Brief von Röschen, nachdem sie vorher nur kurze Nachrichten des Inhalts an ihn gerichtet hatte, daß es ihr und dem Kinde wohl gehe und daß sie einzig um ihn in Sorge lebe. Der Brief war am Tage der Schlacht von St. Privat geschrieben und lautete:

„Herzlich geliebter Mann!

Du wirst verwundert gewesen sein, daß ich Dir bis heut kaum mehr als wenige Worte jedesmal berichtete. Das machte aber, daß ich zu keinem ausführlicheren Schreiben die rechte Gemütsruh fand, weil ich mich schon gar zu sehr in der Sorge um Dich aufzehrte. Jedoch von nun an bin ich gleich ganz ruhig und ohne Sorgen, und das kommt daher, daß ich einen gar so schönen Traum gehabt habe, den ich Dir geschwind hiemit erzählen muß.

Die ganzen letzten Tag her ist unser Bub keineswegs recht wohl gewesen, er hat einen schlimmen Durchfall gehabt, und ich habe die Täg und Nächt bei ihm sitzen müssen, weil er sonst gar nimmer aufgehört hätte mit Schreien. Aber heute ist er ganz

auf einmal besser, trotzdem es gerad so heiß war, daß man auch noch das letzte Stückerl hätte vom Leibe ausziehen mögen; er schlaft nur und trinkt und dann schlaft er gleich wieder. Und gegen Abend leg ich mich auch hin aufs Sofa und schlafe auch. Da nimmt mich im Traum die Mutter Maria bei der Hand und sagt: „Geh, steh auf und schau: so wird's bei Dir übers Jahr ausschaun." Und wie ich hinsehe, bist Du am Tische gesessen wie sonst, nur ein bisserl schmale Backen hast Du gehabt, und ein Kinnbart ist Dir gewachsen gewesen. Du hast den Buben auf dem Schoß gehabt, und ich hab mich auch selber gesehen, wie ich dabei gestanden bin und ein Glück und eine Freude schon gar über die Maßen gehabt habe. Dann bin ich gleich aufgewacht.

Seitdem ist mir nun plötzlich ganz leicht ums Herz geworden, und ich habe meine Ruhe gefunden, wie ich denn auch mir fast schlecht vorkommen mag, weil ich mich nicht mehr um Dich sorge, aber also ist es halt, und ich glaube fest daran, wie an meiner armen Seelen Seligkeit, daß wir uns wiedersehen werden. Denn das traue ich der heiligen Mutter Gottes schon gleich gar nicht zu, daß sie mir gar einen Trug vorgespiegelt hat. Trotzdem aber sage ich Dir ein herzliches „Behüt Gott" und grüße Dich, wie mir's Vater und Mutter und Paul und Lina aufgegeben haben, denen es allen gut geht, wie auch mir und dem Buben.

Dein Deiner in herzlicher Liebe gedenkendes

Röschen.

Nachschrift: Dem Reinhold ist bis jetzt auch nix geschehn. Er hat schon mehrmals geschrieben, auch um Dich. Nochmals küßt Dich

Dein

Röschen."

Gustav dachte an den achtzehnten August zurück, und es fiel ihm ein, daß Röschen daheim um dieselbe Stunde ihren Traum gehabt haben konnte, in der er an jenem Abend sein Gebet zu Gott geschickt hatte. Dieses Zusammentreffen machte den neu in ihm sich regenden christlichen Gottesglauben felsenfest, und seine junggläubige Phantasie ließ ihm die Traumgestalt Röschens als eine Sendbotin des Allmächtigen erscheinen, der seine Bitte erhört hatte und die Mutter Christi hinschickte, um die Wunde im Herzen seines Weibes zu heilen. Die kindliche Zuversicht Röschens teilte sich ihm mit, und auch er gewann das sichere Vertrauen, daß er aus den Gefahren des Krieges unversehrt hervorgehen werde.

Als drei Tage darauf, am Vormittag des zweiten September, die Truppen von der Kunde überrascht wurden, daß infolge der siegreichen Schlacht des Tages zuvor neben dem Marschall Mac Mahon und seiner Armee auch der Kaiser Napoleon gefangen sei, wähnte er das Ende des Feldzugs und seine glückliche Heimkehr in nächster Nähe.

Aber anstatt auf dem schon einmal zurückgelegten Wege wieder heimzukehren, schlugen die Deutschen die Straße nach Südwesten ein und begannen den Vormarsch auf Paris. Wohl oder übel mußten die Sol-

daten ihre vorzeitigen Wünsche sich aus dem Kopfe schlagen, und sie verzichteten darauf mit verhältnismäßig leichten Herzen, weil sie den Krieg im Grunde für beendet hielten, nachdem die beiden französischen Feldarmeen unschädlich gemacht worden waren. Denn es war ihrer Meinung nach ausgeschlossen, daß die frisch aufgestellten Truppen der Republik einen ernstlichen Widerstand würden leisten können.

Aber sie mußten noch eine neue, weit erbittertere Art des Krieges kennen lernen, bevor sie den vollen Sieg sich zuschreiben konnten.

Seit dem einundzwanzigsten September lagerte das sächsische Armeekorps im Osten von Paris.

Von diesem Tage an trat eine gewisse Regelmäßigkeit in den dienstlichen Verrichtungen der Regimenter ein. In einer bestimmten Reihenfolge lösten sich die Truppen im Vorpostendienste ab, um fast jedesmal wieder in dieselben Quartiere zurückzukehren, die ihnen infolgedessen immer gewohnter und beinahe als eine Art neuer Garnison vertraut wurden. Mit derselben Gleichmäßigkeit und einer besonnenen Eile wurde in den Quartieren nach einem kurzen Ausruhen von den Beschwerden des Wachtdienstes an der Befestigung der eigenen Stellungen und späterhin an dem Bau der Geschützstände der schweren Belagerungsbatterien gearbeitet.

Die vorwärtsdrängende Kriegführung des ersten Teils des Feldzuges, die den Armeen aufgab, den Feind zu suchen, sich an seine Fersen zu heften und ihn, wo immer auch, zu schlagen, mußte sich eine erzwungene

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ruhe auferlegen, um im Bunde mit der minder schnellen Technik der Pioniere, dort an der Mosel, hier an der Seine und Marne, langsam und sorglich den Fall der beiden Riesenfestungen vorzubereiten. Freilich sah sie sich alsbald genötigt, wieder in der ursprünglichen, frisch darauf losgehenden Art der neuen feindlichen Heere im Süden, Norden und Osten sich zu erwehren.

Diese zeitweilige Sammlung der deutschen Truppen um zwei Mittelpunkte ermöglichte es auch, einen wohl geordneten Verkehr mit der Heimat einzuführen, der vordem, als die Standorte der einzelnen Heeresteile Tag für Tag sich änderten, nicht durchführbar gewesen war. Die reichlich bemessenen Feldportionen konnten den Mannschaften nun vollständig gereicht werden, und über diese hinaus versuchten die Daheimgebliebenen in Liebesgaben einen Teil des schuldigen Dankes an ihre tapferen Verteidiger abzutragen. Trotzdem so die Truppen weit besser verpflegt waren, als ehedem in der Periode der Gewaltmärsche und Gefechte, forderten doch gerade um diese Zeit infolge der aufreibenden Anstrengungen des Vorpostendienstes Ruhr und Typhus fast ebensoviele Opfer, als die Schlachten an Toten und Verwundeten gekostet hatten.

Der Kompagnieschreiber Gustav Reutter schätzte sich wahrhaft glücklich, durch einen erneuten Glücksumstand auch dieser Gefahr entzogen zu sein, die ihn für seinen wenig widerstandsfähigen Körper mehr fürchten ließ als ein noch so blutiger Kampf.

Bei St. Privat und darauf bei Sedan waren weit mehr als die Hälfte aller Unteroffiziere der Kom-

[illegible] werden, so daß der [illegible] der Gepäckwagen [illegible] der Gefechtstruppe verwandt [illegible] war Gustav [illegible] zu ver= [illegible], daß er ein [illegible] wurde. Wenn [illegible] der Wille [illegible]

[illegible] dem Feldwebel [illegible] mittelgroßen [illegible] Während der Leutnant eine [illegible], schlief [illegible] Kammer [illegible] waren [illegible] dem [illegible] untergebracht, [illegible] Küche eingerichtet [illegible] dem offenen Herde [illegible] des Abends [illegible] wurde. Die [illegible] Mannschaften [illegible] Branddachs des [illegible] Verschlage ein= [illegible]

[illegible] seine Frau [illegible] des [illegible]. Sie waren [illegible] vor den [illegible], weil es ihnen [illegible] zu verlieren, als ihr [illegible], oder vielleicht auch, weil sie [illegible] erkannt hatten, daß

mit dem Eigentum eines Anwesenden doch noch rücksichtsvoller würde verfahren werden als mit einem herrenlosen Hause, ja, daß sie schließlich gar irgendwie einen Vorteil von den ungebetenen Gästen würden ziehen können.

Jedenfalls hüteten sie sich wohl, den Soldaten ein unfreundliches Gesicht zu zeigen, wenn auch die Ställe leer waren, in denen, wie Mutter Geneviève mit Stolz erzählte, früher ein Stier und sieben Milchkühe gestanden hatten, und da, wo die Stute des Leutnants eingeschlossen war, drei schöne Mutterfauen. Das Vieh war aber nicht, wie die Alte dann wieder und wieder jammerte, von den Ulanen requiriert worden, sondern der weitblickende Vater Charlot hatte es samt seinem Hafer- und Weizenvorrat beizeiten um einen unverschämten Preis nach Paris verkauft, als die Hauptstadt in der ersten Bestürzung vor dem Heranrücken der Deutschen in rasender Eile Vorrat an Lebensmitteln für die drohende Belagerung sich verschaffte.

Auf diese Art war er in der Tat so von allem entblößt, daß seine Einquartierung ihn ernähren mußte. Dafür machte wenigstens Mutter Geneviève den Soldaten die Speisen auf eine schmackhafte Weise zurecht, und Vater Charlot saß am Herde und sorgte, daß das Feuer nicht verlöschte. Ein Scheit nach dem andern schob er auf die Glut, reichlich und ohne zu sparen, und lachte dazu zufrieden, obwohl das Holz erst frisch im Gehölz des Nachbardorfes Montfermeil geschlagen war.

Gustav bemerkte mit Befremden die sichtliche Freude

pagnie gefallen oder verwundet worden, so daß der Kammerunteroffizier, dem bis dahin der Gepäckwagen unterstellt gewesen war, in der Gefechtstruppe verwandt werden mußte. In seine Dienststellung war Gustav eingetreten und war nun, da er zwei Ämter zu verwalten hatte, derart mit Arbeit überhäuft, daß er ein für allemal vom Vorpostendienst befreit wurde. Wenn sein Bataillon nach der Maison blanche und der Ville Evrart abrückte, blieb er in Chelles zurück.

Er war mit dem Kompagnieführer, dem Feldwebel und einigen zwanzig Mann in einem mittelgroßen Bauerngute einquartiert. Während der Leutnant eine geräumige Stube im Obergeschoß bewohnte, schlief Gustav mit dem Feldwebel in einer schmalen Kammer zur ebenen Erde. Auf dem geleerten Boden waren die Ausrüstungsstücke aus dem Wagen untergebracht, und das Dienstzimmer war in der Küche eingerichtet worden, die von einem beständig auf dem offenen Herde flackernden Feuer zugleich erwärmt und des Abends notdürftig erleuchtet wurde. Die übrigen Mannschaften schliefen im Stalle zusammen mit dem Brandfuchs des Leutnants, der in einem besonderen Verschlage eingestellt war.

Der alte kahlköpfige Charlot Lepin und seine Frau Geneviève waren die Besitzer des Gutes. Sie waren nicht wie die Mehrzahl ihrer Dorfgenossen vor den Deutschen geflohen; sie waren geblieben, weil es ihnen leichter gefallen wäre, ihr Leben zu verlieren, als ihr Besitztum allein zu lassen, oder vielleicht auch, weil sie mit ihrer Bauernschlauheit richtig erkannt hatten, daß

mit dem Eigentum eines Anwesenden doch noch rücksichtsvoller würde verfahren werden als mit einem herrenlosen Hause, ja, daß sie schließlich gar irgendwie einen Vorteil von den ungebetenen Gästen würden ziehen können.

Jedenfalls hüteten sie sich wohl, den Soldaten ein unfreundliches Gesicht zu zeigen, wenn auch die Ställe leer waren, in denen, wie Mutter Geneviève mit Stolz erzählte, früher ein Stier und sieben Milchkühe gestanden hatten, und da, wo die Stute des Leutnants eingeschlossen war, drei schöne Mutterfauen. Das Vieh war aber nicht, wie die Alte dann wieder und wieder jammerte, von den Ulanen requiriert worden, sondern der weitblickende Vater Charlot hatte es samt seinem Hafer- und Weizenvorrat beizeiten um einen unverschämten Preis nach Paris verkauft, als die Hauptstadt in der ersten Bestürzung vor dem Heranrücken der Deutschen in rasender Eile Vorrat an Lebensmitteln für die drohende Belagerung sich verschaffte.

Auf diese Art war er in der Tat so von allem entblößt, daß seine Einquartierung ihn ernähren mußte. Dafür machte wenigstens Mutter Geneviève den Soldaten die Speisen auf eine schmackhafte Weise zurecht, und Vater Charlot saß am Herde und sorgte, daß das Feuer nicht verlöschte. Ein Scheit nach dem andern schob er auf die Glut, reichlich und ohne zu sparen, und lachte dazu zufrieden, obwohl das Holz erst frisch im Gehölz des Nachbardorfes Montfermeil geschlagen war.

Gustav bemerkte mit Befremden die sichtliche Freude

des Alten und schüttelte den Kopf zu seinem Eifer. Da nahm ihn Mutter Geneviève beiseite, und indem sie ihre Worte durch lebhafte Gesten deutlich machte, flüsterte sie ihm zu: „Er mag sie nicht leiden, die von Montfermeil. Der reiche Valquereau drüben hat ihm seine Clarisse nicht geben wollen, — damals, viel früher. Da hat er nun seinen Zorn auf sie."

Und auch sie lachte und nickte ihrem kahlköpfigen Charlot zu.

Es war natürlich, daß Gustav, der stets im Hause blieb und dann gern in seiner freien Zeit mit kleinen Diensten zur Hand ging, im Laufe der Wochen der Greisin vor allen anderen näher trat. Wenn sie sich unbeobachtet glaubte, steckte sie ihm mehr als einmal verstohlen eine Flasche wahrhaftigen Traubenwein zu, den sie in einem unentdeckten Versteck des Kellers verborgen hielt, während selbst der Leutnant sich mit Cider begnügen mußte, und wenn er in der Küche am Tisch, der an das niedere Fenster geschoben war, saß und schrieb, setzte sie sich so, daß sie ihm zusehen konnte. Sobald er die Augen vom Papier hob, nickte sie ihm fast mütterlich zärtlich zu, und es kam wohl zuweilen vor, daß sie leise zu ihm hinging, ihm sanft auf den Rücken klopfte und mit einem ungewöhnlich weichen Tone ein „bon garçon, bon garçon!" dazu murmelte.

An einem müßigen Abend, als das Bataillon auf Vorposten war, richtete Gustav in dem Gemisch von Deutsch und Französisch, das sie sich beide für ihren Verkehr zurechtgelegt hatten, die Frage an sie, ob sie auch Söhne drinnen in Paris bei der Armee habe.

Sie schüttelte den Kopf und wisperte ihm kichernd ins Ohr: „Nein, das war unmöglich für meinen Charlot. Die Kabylen von Algier haben ihm „das“ genommen, und ich habe ihm vor dem Herrn Pfarrer meine Treue versprochen.“

Dann fuhr sie laut fort: „Und es ist auch gut so. Denn wenn ich drüben die Marthe Guinaud wäre, der sie ihre zwei Jungen, den Jean-Marie und den Robert, gemordet haben, ich würde euch das Dach über euren Köpfen anzünden, und ich würde euch im Schlaf abstechen wie quiekende Ferkel. Aber sie ist eine Elsässerin. Der Vater Guinaud hat sie sich aus Straßburg mitgebracht.“

Mitte November wurde die Ruhe der Belagerung, an die sich die Soldaten bereits zu gewöhnen begannen, plötzlich unterbrochen. Die Nachricht vom Vorrücken der Loirearmee war auf irgendwelchem Wege nach Paris gelangt, und alsbald erkannten die Deutschen, daß der eingeschlossene Feind Vorbereitungen treffe, um die Zernierungslinie zu durchbrechen und dem Entsatzheere entgegenzugehen. Aus diesem Grunde wurden die Truppenteile, die im Süden die Hauptstadt eingeschlossen hielten, erheblich verstärkt, und ein Teil des sächsischen Korps mußte an Stelle der zu diesem Zwecke abrückenden Truppen die Verteidigung des freigewordenen Geländes südlich der Marne übernehmen. Das hundertsiebente Regiment wurde zuerst in Champs untergebracht, nach kurzer Zeit aber, als die Befestigung des Mont Avron und außerhalb das Vorgehen des Generals Aurelle de Paladine auf Beaune la Rolande einen

6*

Ausfall nach Südosten wahrscheinlich machten, bezog es in Noisy le Grand Alarmquartiere.

In der Nacht des neunundzwanzigsten November trafen zwölfhundert Mann Ersatzleute aus der Heimat ein; aber noch ehe sie auf die Kompagnien verteilt worden waren, griff General Ducrot die deutschen Stellungen an.

Früh am Morgen saß Gustav Reutter am Tische und war mit dem Einrichten der Listen für die neuen Mannschaften beschäftigt, als sein Kompagnieführer bei ihm stehen blieb. Er bedeutete ihn sitzen zu bleiben und sagte ernst: „Es hilfts nichts, Reutter, Sie müssen nun auch mitmachen. Suchen Sie nur heute abend mit dem Ersatz fertig zu werden, und morgen treten Sie dann mit ein."

Gustavs tonloses „Zu Befehl, Herr Premierleutnant!" ließ den gütigen Offizier, der wohl wußte, daß Reutter Frau und Kind zu Hause hatte, noch einmal anfangen: „Ja, jetzt heißt's ‚alle Mann auf Deck', denn die Sache hier darf uns nicht schief gehen, sonst —." Er zog die Brauen hoch und ließ einen leisen Pfiff hören. Dann sprach er tröstend weiter: „Und wenn hier so ein alter, schwerer Zuckerhut vom Avron in die Bude einschlägt, dann sind Sie schließlich noch viel schlimmer dran als draußen im Freien."

Gustav hatte darnach überviel Arbeit zu bewältigen, und der Lärm dieses unruhvollen dreißigsten Novembers war so groß, daß er kaum je ungestört seinen trüben Gedanken nachhängen konnte. Während er noch immer über den Überweisungspapieren der Ersatzmannschaften

saß, rückte die Ausfallarmee von Neuilly her gegen Bry und, nachdem die schwachen sächsischen Vorposten ihr das Dorf hatten überlassen müssen, gegen Noisy vor. Es gelang ihr aber nicht, dieses Stützpunktes der deutschen Linie sich zu bemächtigen.

Die Truppen waren noch am Spätnachmittage am Westrande des Dorfes im Gefecht, als trotz des Granatfeuers eine Feldpost die Kriegsbrücke von Gournay passierte und in Noisy einfuhr. Gustav beeilte sich, die für seine Kompagnie bestimmten Postsachen in Empfang zu nehmen. Auch für ihn war ein Brief darunter: von Röschen.

Das Schreiben fühlte sich hart an, und er vermutete sogleich, daß ein Bild darin enthalten sein würde.

Röschen hatte sich mit dem Knaben auf dem Schoß photographieren lassen. Das Bild war nicht eben scharf, und besonders das Kind mochte wohl bei der Aufnahme recht unruhig gewesen sein, aber für Gustav war es ein köstlicher Schatz.

Je länger er von Röschen entfernt war, desto mehr entschwand ihm ihre Erscheinung aus dem Gedächtnis. Im Traume sah er sie zuweilen ganz deutlich, aber wenn er wachend die Augen schloß und sich ihre Züge zusammendenken wollte, glückte es ihm schon nicht mehr, eine ihn befriedigende, ihr ähnliche Gestalt sich zu erdichten. Darum war er der Photographie herzlich dankbar, die dem für ihn allmählich zerfließenden teuren Bilde aufs neue eine genaue körperliche Form verlieh.

Röschen schrieb dazu einen Brief voll der alten,

getrosten Zuversicht, und über das Bild fügte sie hinzu, es sei ihr auch gar nicht so teuer gekommen; denn als der Photograph gehört habe, daß es für einen Feldsoldaten bestimmt sei, habe er ihr geschwind zweieinhalb Silbergroschen vom Preise heruntergelassen.

Als Gustav den Brief genugsam durchlesen hatte, stellte er die Photographie vor sich hin und versank beim Anschauen in eine tiefe, schmerzliche Sehnsucht, so daß er es überhörte, wie der Kompagnieführer mit dem Feldwebel in das Zimmer trat. Als er aufblickte, stand jener schon hinter seinem Stuhl. Der Offizier sah das Bild liegen, beugte sich nieder und betrachtete es im Licht der Lampe.

„Ihre Frau?" fragte er.

„Jawohl, Herr Premierleutnant!" antwortete Gustav.

„Und das ist natürlich ein Junge?"

„Jawohl."

Mit einem „So, so" wandte sich der Leutnant ab. Er nahm von dem Briefhaufen den obersten an ihn gerichteten, dessen Adresse von einer Damenhand geschrieben war, und sah dann flüchtig die Aufschriften der anderen durch. Bei einem hielt er inne.

„Bruno Zimmermann —" fragte er, — „ist das der mit dem schwarzen Vollbart?"

„Nein, Herr Premierleutnant," erwiderte der Feldwebel, „Bruno ist der blonde."

„Der ist hin," sagte der Offizier. „Der arme Teufel ist ja fast in Stücke gerissen von so einem verdammten Granatschuß."

Der Feldwebel legte den Brief schweigend vor Gustav hin, und dieser schrieb auf die Rückseite: ‚Zurück. Adressat am 30. November in Noisy durch einen Granatschuß getötet.‘

Unterdessen hatte der Leutnant seinen Brief gelesen; eine Zeitlang blieb er stumm am Fenster stehen und starrte in den finsteren Garten hinaus, dann drehte er sich um und fragte unvermittelt, während er die Handschuhe anzog: „Sagen Sie mal, Reutter, wie alt sind Sie eigentlich?“

„Vierundzwanzig, Herr Premierleutnant.“

„Dann haben Sie aber sehr zeitig geheiratet?“

„Jawohl. Ich habe es bis jetzt aber noch nicht zu bereuen gehabt.“

„Natürlich nein, Reutter; das wollte ich auch gar nicht gesagt haben.“

Die Photographie lag noch auf dem Tisch. Im Vorbeigehen warf der Leutnant einen flüchtigen Blick darauf, dann verließ er mit einem freundlichen „Guten Abend“ das Zimmer.

Als er die Tür geschlossen hatte, sagte der Feldwebel, während er den Säbel abschnallte und die Halsbinde abband, zu Gustav mit Bezug auf den Hinausgehenden: „Diesen Herbst sollte er Hochzeit machen. Die Schwiegereltern wollten auch, daß die jungen Leute noch vor dem Feldzuge heirateten, aber da hat er wieder nicht gewollt. ‚Wenn ich wiederkomme‘ hat er gesagt. Na — bis jetzt hat er ja auch Glück gehabt.“ —

Wider Erwarten erneuerte der Feind am ersten Dezember seine Ausfallversuche nicht. Daher rückten

die ersten zwei Bataillone des hundertsiebenten Regiments, die vom Morgen bis zur Dunkelheit in Gefechtsbereitschaft bei Noisy gestanden hatten, gegen Abend nach Malnoue ab und bezogen dort enge Quartiere.

Die Nacht verlief ruhig, aber am zweiten Dezember früh kurz vor fünf Uhr wurden die Truppen alarmiert.

Mit einer übermäßigen Hast stürzten die Soldaten aus den Häusern auf die dunkle Dorfstraße, denn ein jeder glaubte beim Hören dieses grellen Signals im ersten Augenblicke, der Feind stehe schon im Ort. Es währte geraume Zeit, bis die erschreckten Massen, die in der Finsternis sich verirrten und durcheinander schreiend selbst ihre Verwirrung vermehrten, sich zu ordnen begannen. Endlich ließ die Aufregung nach, und die Kompagnien fanden sich allmählich auf ihren Sammelplätzen zusammen. In der nun eintretenden Stille gelangten sie alsbald zu der Erkenntnis, daß ihnen zum mindesten eine unmittelbare Gefahr nicht bevorstände. Denn weder war von den Vorposten her das Gewehrfeuer eines Gefechts vernehmbar, noch war der Donner der schweren Geschütze der Forts oder des Avron zu hören.

Diese Wahrnehmung ließ die durch die Alarmierung aufgescheuchten Sinne vollends sich beruhigen. Erst jetzt begannen die Mannschaften die Kälte des finsteren Wintermorgens zu empfinden; sie versuchten mit den Füßen stampfend sich zu erwärmen und schlichen in kleinen Trupps nach dem Wagen eines Marketenders, der ihnen um viel Geld einen erbärmlich verdünnten Branntwein verkaufte. Ein übereifriger Feldwebel

wollte es ihnen wehren, aber der Hauptmann hielt ihn an und brummte: „Laſſen Sie die Leute nur, Feldwebel. Es wärmt wenigſtens, — und ſchläfrig werden ſie uns heute kaum werden.“

Etwa eine halbe Stunde nach dem Alarm ordneten ſich die Bataillone und rückten nach dem Platze ab, auf dem ſie am Tage vorher gefechtsbereit geſtanden hatten.

Die Soldaten verhielten ſich bei dem eiligen Marſche ſchweigſam; zuweilen flüſterten ſie einander eine leiſe Bemerkung über den Froſt zu, oder einer ſtieß einen halblauten Fluch aus, wenn er über die feſtgefrorenen, ausgefahrenen Geleiſe des Weges ſtolperte.

Guſtav Reutter marſchierte im erſten Gliede ſeiner Kompagnie. Auch er hatte ſich ſeine Feldflaſche mit Schnaps füllen laſſen, und nachdem er davon genoſſen hatte, ſah er dem Tage mit einiger Zuverſicht entgegen. Er gab ſich der ſicheren Erwartung hin, daß das Regiment auch diesmal nur als Reſervetruppe verwandt werden würde und daß es abermals nicht genötigt ſein würde, in den Kampf einzugreifen. Und der wenige Alkohol, mit dem er ſeinen nüchternen Magen hatte erwärmen wollen, wirkte auf ihn für den Augenblick ſo belebend ein, daß er der gleichen, frohen Zuverſicht geweſen wäre, auch wenn er gewußt hätte, daß ihm eine ſo furchtbare Schlacht bevorſtand.

Je näher man Noiſy kam, deſto ſtiller wurde es unter den Marſchierenden, und auch die Stimmen der Offiziere, die zum Aufſchließen mahnten, klangen gedämpfter.

Man näherte sich dem Feinde, der überfallen werden sollte.

Auf dem Sammelplatze standen die beiden Bataillone still, während die Hauptleute, die sie befehligten, dem Regimentsführer meldeten. Der dankte ihnen, indem er leicht die Hand emporhob, und wandte dann sein Pferd dem Regiment zu, das erwartungsvoll zu ihm aufsah. Nach dem voraufgegangenen Flüstern und Raunen durchschnitt seine helle, scharfe Stimme wie ein mitleidloses Trompetensignal die Luft.

Er sprach: „Dem Regiment ist die ehrenvolle Aufgabe zu teil geworden, Bry zu stürmen. Ein jeder wird seine Pflicht tun. Ein schnelles, entschlossenes, geräuschloses Draufgehen sichert uns den Erfolg."

Diese Worte lähmten beim ersten Hören jegliches Denken. Die Mannschaften sahen einander scheu an, indem sie alle zugleich stumm das grausame Geschick anklagten, das gerade sie zu diesem schrecklichen Straßenkampfe bestimmte. Danach dachten sie insgeheim, den Nebenmann betrachtend: „Wer wird heute abend übrig sein? Wenn nur ich übrig bleibe, magst du getrost das Opfer sein." Und am Ende stieg eine schwache, allmählich immer stärker werdende Hoffnung in ihnen auf, daß die Sache vielleicht, ja hoffentlich, gar nicht so schlimm ablaufen werde.

Unterdessen hatten die Bataillonsführer den Kompagnien die Einzelaufträge gegeben, und die ermunternden Reden der Offiziere und Unteroffiziere, die sich nun wieder zu ihren Leuten wenden konnten, machten, daß die Niedergeschlagenheit mit der Zeit wich, und

eine entschlossenere Stimmung der Truppen sich bemächtigte.

Nur Gustav Reutter glaubte jeder Hoffnung sich entschlagen zu müssen. Die kurzen Worte des Regimentsführers hatten ihn mit einem Male seiner festen Zuversicht und seines gläubigen Vertrauens beraubt und hatten ihm seine ganze Willenskraft genommen. Aber er sah mit Erstaunen, wie alsbald ein anderer, ihm fremder Wille ihn ergriff, der ihn den ganzen Tag beherrschte und ihn gehen, sich niederlegen, schießen, aufspringen und wieder sich niederlegen hieß. Während er mit den erlernten Griffen mechanisch sein Gewehr lud, klang noch einmal die scharfe Stimme über die Bataillone weg: „Die Herren Offiziere sitzen ab."

Der Leutnant hielt dicht vor Gustav. Gemächlich stieg er von der Fuchsstute und übergab sie dem Burschen. Als das Pferd weggeführt werden sollte, kehrte es den Kopf nach dem Herrn um und rieb die weiche Nase an seinem Rock. Der Offizier griff mit der Hand in die Tasche, aber er fand nichts und sagte leise zu dem Fuchs, indem er ihm die Stirnhaare von den Augen wegstrich: „Grade hab' ich nichts. — Na, adieu denn, altes, gutes Tier."

Dann zog er seinen Säbel und trat an die Spitze seiner Kompagnie.

Beim ersten Morgengrauen drangen die deutschen Bataillone in Bry ein; die überrumpelten Franzosen wichen zurück oder ergaben sich. Als Gustav Reutters Kompagnie an den Eingang der Hauptstraße des Dorfes kam, wurden die Gefangenen in kleinen Abteilungen

zurückgeführt. Es mochten wohl an hundert Mann sein. Aber zugleich zeigte der wachsende Lärm im Innern des Dorfes an, daß der Feind ernstlicheren Widerstand zu leisten begann.

Gustav hatte sich vorgesetzt, solange es ihm möglich sein würde, bei seinem Kompagnieführer zu bleiben und hielt sich dicht hinter ihm.

An einer Biegung war die Straße durch eine Barrikade versperrt; sie war den Franzosen bereits abgenommen worden, aber die Angreifer hatten nicht vermocht, darüber hinaus vorzudringen. Gustav stellte sich an die Stelle eines Verwundeten, der gebückt sich zurückzog, indem ihm das Blut zwischen den Fingern der Hand, die er auf seine Schulter preßte, hervorlief, und feuerte auf die Franzosen, die aus den Fenstern der Häuser nach der Barrikade hinüberschossen.

Die Zahl der Feinde wuchs zusehends, während den Deutschen von rückwärts keine Unterstützung kam und ihrer immer weniger wurden. Manche ließen plötzlich das Gewehr fallen und warfen die Arme in die Luft, dann sanken sie schwer hintenüber und waren tot. Andere wurden auch zu Boden gestreckt, aber nach wenigen Augenblicken regten sie sich wieder und krochen, die verletzten Gliedmaßen nachziehend, zurück.

Gustav verwunderte sich über sich selbst, daß er weder auf die Toten noch auf die Verwundeten achtgab. Er lag hinter seiner Schießscharte, die ihm eine verhältnismäßige Sicherheit gewährte, und suchte dem Feind zu schaden, so gut es ihm gelingen wollte.

Seitwärts an der Mauer stand sein Leutnant,

aufrecht, das ruhige, ernste Gesicht nach dem Feinde. Er bemerkte, daß Gustav zu ihm aufblickte, und nickte ihm freundlich lobend zu. Von Zeit zu Zeit bezeichnete er mit der ausgestreckten Hand den ihm zunächst Liegenden besondere Zielpunkte: „Da rechts der im Goldkäppi!“ Damit bezeichnete er einen Offizier, der das Feuer seiner Leute, die hinter einer Gartenmauer standen, vortrefflich leitete. Oder: „Der Alte dort mit den breiten Armlitzen!“ Er wies dabei auf einen bärtigen Troupier, der mit vielem Eifer die jungen Mobilgarden aus den schützenden Häusern zum Sturm zu locken trachtete. Oder: „Die vier im Laden!“ Das galt dem Schaufenster eines etwas in die Straße vorgebauten Metzgerladens, aus dem vier feindliche Schützen ein ununterbrochenes Feuer unterhielten.

Als der Widerstand in den Häusern weniger lebhaft zu werden schien, richtete er sich straff auf, wies mit dem Säbel nach vorn und rief ein lautes „Vorwärts!“ Zugleich setzte er den Fuß auf die Barrikade; jedoch mußte er wohl ausgeglitten sein, denn er fiel zurück.

Aber die übrigen stürmten über die Barrikade hervor und drangen durch die durchgeschlagenen Seitenwände von einem Gebäude in das andere.

Im Laden des Metzgerhauses trat ihnen ein kleiner schwarzhaariger Sergeant entgegen. Er rannte dem ersten, der in die Tür trat, das Bajonett in die Brust. Der fiel, aber als den Kleinen die Wucht seines Stoßes mit fortriß, stieß ihm der Hintermann des Gefallenen das Seitengewehr in den Leib. Der tötlich Verwundete

brach mit einem schrecklichen Gebrüll zusammen. Er schleppte sich in eine Ecke und wimmerte nur leise, zuweilen aber schrie er in seinen Schmerzen wie ein rasendes Tier auf.

Währenddem begannen die Sieger aus dem Fenster von neuem den Kampf und beherrschten nun ihrerseits von dem vorspringenden Hause aus die Straße. Bis zum späten Mittag hielten sie sich gegen eine Übermacht, die keinen Fuß breit Boden gegen sie gewinnen konnte. Sie verteilten die Franzosen, die auf die Straße hervorzutreten wagten, untereinander als Ziele, und im Schutze der Mauern verloren sie selbst fast keine Leute.

Schließlich erreichte sie der Befehl zum Rückzuge. Wie sie das Haus verließen, klang hinter ihnen das Jammern des Verwundeten her, der nicht einsam sterben wollte.

Die kleine Mannschaft ging auf der Dorfstraße zurück. Hinter der Barrikade machte sie noch einmal Halt, um sich der allzu heftig nachdrängenden Franzosen zu erwehren. Seitwärts sah Gustav den Leutnant liegen. Ein Schuß hatte ihm den Kopf durchbohrt, und es war Blut und Gehirn aus der Wunde gequollen.

So schnell es möglich war, durcheilten die Reste der Bataillone die freie Strecke, die von den Forts eingesehen werden konnte und unaufhörlich aus den weittragenden Kanonen mit Granaten beworfen wurde. Erst in Noisy fanden sie ein Verschnaufen nach der atemlosen Eile.

Wenig mehr als die Hälfte derer, die am Morgen

zu dem Angriffe ausmarschiert waren, fanden sich bis zum Abend ein. Die Überlebenden sahen einander mit stieren Augen in die vom Pulverrauch geschwärzten Gesichter. Sie waren kraftlos infolge der maßlosen Mühen des durchkämpften Tages und taumelten vor Hunger, trotzdem ordneten sie sich ohne Widerstreben, als sie von ihren Führern gesammelt wurden, um vielleicht noch einmal dem Feind entgegengeworfen zu werden.

Aber am nächsten Tage zog sich die Ausfallarmee hinter die Marne zurück.

Das hundertsiebente Regiment wurde am zwölften Dezember wieder nach Chelles verlegt.

Als Gustav Reutter sein altes Quartier aufsuchte, kam ihm die Mutter Geneviève an der Tür entgegen. Ihr altes Gesicht strahlte, und mit herzlicher Freude drückte sie ihm die Hand.

„Ah! Da bist du ja, mein lieber Junge!" bewillkommnete sie ihn.

„Ja, und ganz unverletzt," erwiderte Gustav.

„Ich wußte es," sagte einfach die Alte.

„Aber woher, Mutter Geneviève?"

„Oh! — Ich wußte es. Du wirst auch deine Frau wiedersehen. — Sicherlich — ganz bestimmt. — Weil du ein guter Junge bist, ein guter Junge."

Dabei klopfte sie ihm auf die Wange, wie die Mütter ihren Kindern zu tun pflegen, und wiederholte immer ihr zärtliches „ein guter Junge, ein guter Junge!"

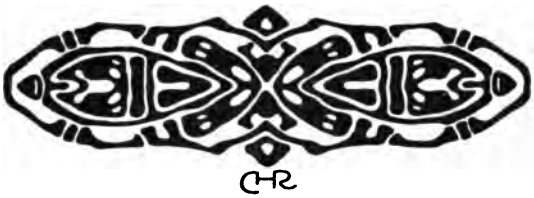
— — — — — — — — — — — — —

Aber es hatte gute Weile, bis sich die Vorausſage der Mutter Lepin erfüllte. Das hundertſiebente Regiment wurde zur Okkupationsarmee befehligt und erſt am Jahrestage der Kapitulation von Sedan konnte Guſtav zum erſten Male wieder Röschen in ſeine Arme nehmen. Er hatte Mühe, ſich aus dem Jubel dieſes Feſtes nach Hauſe zu dem heimlichen Glücke einer ſeligen Wiederſehensfreude zu retten.

Darnach ging er mit Röschen zu den Eltern.

Er glaubte, die Lobesworte und Grüße, die die Vorübergehenden ihm zuriefen, bei Bry ſich verdient zu haben und ruhigen Gewiſſens annehmen zu können, und dankte mit einer ſchüchternen Beſcheidenheit dafür.

Aber die Leute, die dem jungen Soldaten mit Wohlgefallen nachſahen, wurden nicht weniger ergriffen durch das überſchwengliche Glück in den Augen der jungen, zierlichen Frau, die dem Heimgekehrten am Arme hing.



4

Die Wohnung des jungen Reutterschen Paares war zu klein geworden; sie bot für den Vater, die Mutter und die zwei Knaben nicht mehr Platz genug.

Gar neuerdings, nachdem am Ostersonntage 1874 als Jüngstes ein Mädchen geboren worden war, hatte die Enge der bisherigen bescheidenen Räume auf die Dauer als unerträglich sich erwiesen. Die jungen Leute sahen sich darum nach einer andern Unterkunft um und fanden eine sehr passende neue Wohnung, nur ein paar Häuser von der alten entfernt, in dem Mansardenstockwerk eines zweistöckigen Hauses. Die Wände der beiden Stuben, deren Fenster auf die Straße schauten, waren zwar senkrecht, aber die rückwärtigen, nach einem Garten gelegenen Gelasse, die Schlafkammer und die Küche,. waren auf der einen Seite durch das schräge Dach begrenzt.

Röschen fühlte sich in dem geräumigeren Logis weit wohler als vordem, während Gustav noch längere Zeit

einigen gegen die Schattenseiten gar nicht ins Gewicht fallenden Vorzügen der alten Wohnung nachtrauerte.

Im Grunde empfand er als die hauptsächlichste Unbequemlichkeit den Umstand, daß durch den Umzug das gleichmäßige Dahinfließen seiner Tage unterbrochen wurde.

Nach den Anstrengungen des Feldzuges hatte ihn ein derartiges Ruhebedürfnis überkommen, daß allmählich seine Bequemlichkeit die oberste Richtschnur seiner Lebensführung wurde. Seinen Geschäften ging er zwar mit derselben Sorgfalt wie vordem nach, aber er glaubte ein Recht sich erworben zu haben, außerhalb seines Berufes, soweit es seine Verhältnisse zuließen, eine möglichst ungestörte Ruhe zu genießen. Die kleinen Dienste und Handreichungen, die er seiner Frau im ersten Jahre der Ehe und mit dem frischen Eifer der Wiedersehensfreude wieder gleich nach seiner Rückkehr aus Frankreich geleistet hatte, stellte er nach und nach ein. Die farblosesten und ereignisärmsten Tage wurden ihm die liebsten, und selbst der bescheidenen Freuden, die ihm erlaubt waren, konnte er sich nicht ungetrübt freuen, weil er dabei zugleich an die Störungen denken mußte, die sie nicht verfehlen würden in der Regelmäßigkeit seiner Gewohnheiten hervorzubringen.

Außergewöhnlichen Unternehmungen, die zudem nicht einmal etwas Angenehmes für ihn im Gefolge hatten — wie der Wohnungswechsel eine für ihn bedeutete — wich er nach Kräften aus und war erst dann wieder zur Hand, wenn die zeitweilige Unordnung beseitigt war.

Er hätte auch mit dem neuen Logis in kurzer Zeit sich zufrieden gegeben, wenn nicht seiner Tadelsucht durch die wachsende üble Laune Vorschub geleistet worden wäre, in die ihn körperliche Leiden versetzt hatten.

Schon im zweiten Jahre nach dem Kriege wurde Gustav von asthmatischen Beschwerden befallen, die ihn schließlich veranlaßten, bei der zuständigen Behörde sich zu melden, um gegebenen Falls der Invalidenpension nicht verlustig zu gehen. Da er aber nicht nachweisen konnte, daß die Ursache des Übels auf die Strapazen des Feldzugs zurückzuführen sei, wurden seine Ansprüche abgewiesen; dagegen wurde er nach einer ärztlichen Untersuchung als untauglich für den Heeresdienst bezeichnet und aus allen Militärverhältnissen entlassen.

Gleichwohl war dieses Leiden bei weitem nicht in dem Maße beschwerlich und hinderlich wie ein weiteres, ein Leistenbruch, den er sich zugezogen hatte, als er an einem arbeitsreichen Donnerstage selbst mit beim Forttragen der schweren Bücherballen Hand angelegt hatte.

Von dem doppelten Übel geplagt, geriet er leicht in eine mürrische Stimmung, die an allem, besonders an jedem Ungewohnten, etwas auszusetzen hatte. Er glaubte in den neuen Zimmern alsbald eine Verschlimmerung seines Befindens zu bemerken und gab es Röschen täglich zu hören, daß eigentlich sie daran schuld sei, denn sie habe die Wohnung gewählt.

Aber die junge Frau ließ sich dadurch nicht stören, und ihre tätige Munterkeit machte sie in Kürze auch den anderen Hausbewohnern bekannt und lieb.

Nur zwei Familien von sehr verschiedener Stellung

7*

bewohnten außer der Reutterschen das Haus, dessen Erdgeschoß und erstes Stockwerk zu Verkaufsläden und Geschäftsräumen verwandt wurden: die des Besitzers im zweiten Stock und die des Hausmanns im Hinterhaus.

Trenkler, der Besitzer, war der Inhaber einer großen Kesselschmiede. Da er zugleich selbst für sein Geschäft auf Reisen ging, war seine Frau verurteilt, oft tagelang allein zu sein. Sie war ungefähr ebenso alt wie Röschen und hatte auch Kinder in dem gleichen Alter wie jene; dabei liebte sie es, ein wenig zu plaudern und wollte doch nicht um deswillen erst einen Ausgang zu ihren Freundinnen machen. Es war darum nur natürlich, daß die Frauen oft bei einander waren, und zwar zog es Frau Trenkler vor, die Treppe zu den Reutters hinauf zu steigen. Denn sie konnte ihre Kinder der Aufsicht des Kindermädchens getrost überlassen, Röschen dagegen wagte die ihren nur mit Angst in der Zeit der Proben und der Vorstellungen der wenig sicheren Hut eines eben der Schule entwachsenen Aufwartemädchens anzuvertrauen und entfernte sich, sobald es ihr möglich war zu Hause zu sein, keinen Augenblick aus ihrer Nähe.

Es war nicht daran zu denken, daß Röschen während dieser Besuche die Hände hätte müßig in den Schoß legen können. In der kleinen Wirtschaft gab es so viel Arbeit zu leisten, daß fast jede Minute zu Rate gezogen werden mußte. Sie bat deshalb die Frau Trenkler um Entschuldigung, aber diese hatte nicht zum wenigsten ihre Freude gerade an der Flinkheit, mit

der in der Mansardenwohnung an alle Verrichtungen gegangen wurde.

Die Besitzersfrau war schwerfällig geartet; mit gefalteten Händen saß die große, stattliche Person in einem bequemen Stuhl und sah mit sichtlichem Vergnügen zu, wie die schmalen Finger der Frau Reutter eine Sache angriffen und in einer Zeit fast zu Ende brachten, in der sie selbst kaum zu dem Entschluß sich hätte aufraffen können, sie zu beginnen.

Wenn dann die Arbeit getan war und Röschen mit den Kindern sich beschäftigte, konnte ihr wiederum die Frau Trenkler lange mit stummem Wohlgefallen zuschauen und zuhören. Die Koseworte und die Laute der Zärtlichkeit, mit denen die junge Wienerin ihre Kleinen überschüttete, schienen der Norddeutschen viel weicher und herzlicher zu sein, als die, die sie selbst für ihre Kinder in ihrem Herzen bereit hatte, und neben den einfachen, ein wenig melancholischen Kinderliedern, die Röschen von ihrer lange schon toten, böhmischen Mutter gehört hatte, dünkten sie die Verschen, mit denen sie die eigenen Kinder in Schlaf sang, gewöhnlich und plump.

Mit dem lebhaftesten Interesse aber lauschte die Besucherin, wenn die Rede auf das Theater kam. Sie war hausbacken genug erzogen, um vor dem ungezwungeneren Verkehrston des Bühnenlebens ein gelindes Entsetzen zu empfinden, aber gerade darum regte sich in ihr ein fast nicht zu befriedigender, neugieriger Drang, den täglichen Kulissenklatsch zu hören und über die kleinen Intriguen sich erzählen zu lassen, die selbst

die letzten Statistinnen zu irgend welchen Zwecken anspannen. Es kam ihr nicht darauf an, ihre Dienstboten der Frau Reutter zur Verfügung zu stellen, wenn Gefahr drohte, daß die für sie so genußreiche Unterhaltung durch eine notwendige häusliche Arbeit der Erzählenden unterbrochen werden mußte.

Daß die Menschen, deren Zänkereien und Liebesabenteuer sie so sehr anzogen, ihr kaum anders bekannt waren, als durch die Theaterzettel, machte ihr dabei nichts aus. Wenn sie einer Person gar nicht sich zu erinnern vermochte, kam ihr Röschen zu Hilfe, indem sie ihr hervorstechende äußere Merkzeichen nannte. Die Frau Trenkler glaubte dann oft die rechte gefunden zu haben und brachte mit ihr Röschens Geschichten in Verbindung, um dann schließlich in irgend einem Moment zu merken, daß sie auf einer ganz falschen Fährte gewesen war.

Röschen tat, wenn sie die Zeit dazu fand, gern den Gefallen, der Neugierigen nach ihrem sonderbaren Geschmacke die Langeweile zu vertreiben, um so eher, als die Besitzersfrau sich bestrebte, ihr wiederum, wie sie nur konnte, die Sorgen des Haushalts zu erleichtern und ihr das Wohnen im Hause so angenehm wie möglich zu machen.

Gelegentlich empfahl die Frau Trenkler auch dem Hausmann, gegen die Mansardenmieter zuvorkommend zu sein, aber mit dem war Röschen gleich am Tage des Einzugs in das Haus auf einen sehr guten Fuß gekommen.

Als sie damals am Abend mit ihren Möbeln vor

dem Tor angelangt war, hatte er auf dem Fußsteig gestanden und die neuen Bewohner vorerst prüfend sich angesehen. Wie dann aber die junge Frau die Arbeiter, denen das Umräumen übertragen war, so herzhaft aus ihrer Bequemlichkeit aufgerüttelt hatte, war ihm mit einem Male die Lust angekommen, selbst mit anzugreifen. Mit seinem Zutun war in der Wohnung bald eine notdürftige Ordnung hergestellt worden, und Röschens Dank, mit dem sie ihm zuletzt drei Groschen in die Hand steckte, kam wirklich von Herzen. Er hatte darauf verlegen gelacht und gemeint: „Danke auch schön, Madame Reutter. Aber darum habe ich nicht zugegriffen, das können Sie mir schon glauben. Es ist nur, weil es gar so gut arbeiten ist unter einem resoluten Frauenzimmer wie Sie, Madame. Und, was ich sagen wollte, was das Wasser ist, und wenn es Ihnen recht ist, auch das Holz und die Kohlen, darum kümmern Sie sich ja nicht. Das trage ich Ihnen herauf, und, wenn sonst mal was ist — wer so resolut ist, wie Sie, Madame Reutter, dem bin ich, wie gesagt, gern zu Diensten."

Röschen hatte dieses ehrliche Anerbieten herzlich gern angenommen. Sie war froh, von der Last des beschwerlichen Wasser- und Kohlenschleppens befreit zu sein, die ihr früher wohl Gustav abgenommen hatte, die jetzt aber ihr zufiel, und überließ am Ende, weil es am bequemsten für beide Teile war, die Schlüssel zum Keller, in dem nichts außer dem Heizungsvorrat verschlossen war, ganz dem Hausmann.

Sie erschrak einigermaßen, als an einem Sonntag-

morgen ihr Mann danach verlangte, um „den Bestand zu revidieren".

Gustav fühlte sich an diesem Tage ungewöhnlich frisch. Er liebte es, in solcher Stimmung durch in Wahrheit äußerst müßige Handlungen sich das Ansehen zu geben, als ob er dem Hauswesen immer noch die frühere Aufmerksamkeit zuwende.

Röschen schickte geschwind Max, den ältesten, nach dem Hinterhause; aber der Hausmann hatte sich den schönen freien Tag zu nutze gemacht und mit den Seinen einen Ausflug unternommen. Es blieb nichts anderes übrig, als daß sie Gustav eingestand, wie sie es mit dem Verschluß des Kellers hielt. Gustav schalt sie darum leichtsinnig und warf ihr immer von neuem vor, wieviel ihnen nun wahrscheinlich schon infolge dieser leidigen Vertrauensseligkeit gestohlen worden wäre.

Röschen ließ die gegen sie gerichteten Vorwürfe unbeachtet und nahm sich nur des verdächtigten Hausmannes lebhaft an. Schließlich zog sie es aber vor, auf die stets wiederholten Anklagen gar nichts mehr zu erwidern und ging schweigend an ihre Arbeit.

Diese Art hatte sie als den Weg erkannt, auf dem die immer häufigeren Zwistigkeiten zwischen ihrem Manne und ihr am schnellsten und gedeihlichsten ausgeglichen wurden.

Nach dem Essen setzte sich Gustav an das Fenster und gedachte nach den Aufregungen des Vormittags um so tiefer in die Lektüre eines Romans sich zu versenken.

Das Lesen war seine Lieblingsbeschäftigung ge-

worden, seitdem er, durch seine Leiden behindert, nicht mehr mit der ehemaligen Leichtigkeit sich bewegen konnte, und er verwandte darauf fast alle freien Stunden, in denen er wohl sonst mit seiner Familie spazieren gehend sich erholt hatte. Dieses Sitzen über den Büchern war weder seinem Körper zuträglich, noch auch brachte es seine geistige Entwickelung voran, da er für sein Bedürfnis auf die wenig wertvollen Romane der wohlfeilsten Leihbibliotheken angewiesen war.

Wie er gerade alles, was ihn später etwa hätte stören können, beseitigt zu haben meinte und mit einer behaglichen Freude sein Buch aufschlug, sah er auf der Straße Reinhold dem Hause sich nähern. Der Ärger, der kaum zu verschwinden sich angeschickt hatte, nahm in ihm aufs neue überhand, und er begrüßte den Eintretenden mit den wenig freundlichen Worten: „Ach! Du schon wieder?“

Reinhold war durch diesen Empfang nicht verletzt, da er ungelegen zu kommen glaubte, und erwiderte: „Ihr habt wohl etwas vor? Dann mache ich mich gleich wieder fort.“

Gustav hätte es nicht ungern gesehen, wenn er sein Anerbieten ausgeführt hätte, aber Röschen hielt den Schwager fest: „Nein, Reinhold, bleib nur da. Gar nichts haben wir vor, nur der Gustav da hat lesen wollen, den ganzen, schönen Nachmittag lang, und es ist gerade gut, wenn er's jetzt bleiben lassen muß. Geh, da häng' den Hut hin und setz' dich aufs Sofa daher. Und ihr, Kinder, geht zum Onkel und sagt: ‚Schön guten Nachmittag, Onkel Reinhold‘, dann spielt

er schon mit euch, aber seid's mir hübsch artig, sonst — da schaut das Birkenmännel hinterm Spiegel."

Gustav sah mürrisch zu, wie das fröhliche Spiel zwischen den Kindern und dem Onkel bis zu hellem Jubel sich entwickelte; er war Reinhold noch gram, weil er durch ihn seiner Lesefreuden für diesen Sonntag sich beraubt sah, aber der merkte in dem Eifer, mit dem er sich den Kleinen widmete, gar nicht, ein wie finsteres Gesicht ihr Vater zog.

Nach einer Weile brachte Röschen den Kaffee herein, und lenkte das Ungestüm der Kinder von dem Gast ab, indem sie sie mit einem Kuchen, den sie selbst gebacken hatte, fütterte. Gustav war noch immer übler Laune und blieb schweigsam und mürrisch, aber Reinhold schien mit andern Dingen zu sehr beschäftigt zu sein, als daß er dessen acht gehabt hätte.

Er war ganz sichtlich zerstreut, bis der Bruder nach den Eltern fragte; es sah fast so aus, als ob er nur darauf gewartet hätte. Er überlegte eine Weile und antwortete dann: „Ja, Gustav, da stimmt freilich nicht alles, zu Hause. Und es trifft sich recht gut, daß wir darauf einmal zu sprechen kommen. Mit einem Wort: es paßt mir dort zu Hause manches nicht mehr in meinen Kram. Das weiß Gott, daß ich Vater und Mutter herzlich dankbar bin für das, was sie an mir getan haben, — und sie haben eigentlich alles getan — aber trotzdem — es geht nicht mehr. Ich bin kein Schulbube mehr, und mit dreißig Jahren ist das Schulmeisternlassen vorbei."

Röschen versuchte Reinholds Unmut zu besänftigen

und gab zu bedenken: „Schau, Reinhold, alt wird der Vater, denn den meinst du doch nur, weil mit der Mutter nur ganz ein schlechter Mensch sein Auskommen nicht finden könnt', — alt wird er, das ist es, und alte Leute mäkeln und nörgeln gern. Da heißt's halt klug sein und nachgeben, und bei gutem Willen geht's auch schon. Alten Leuten muß man schon was zu gute halten."

Reinhold erwiderte: „Ja, glaubst du denn, daß ich es bin, der immer von neuem anfängt? Ich will gerne zufrieden sein; — aber wenn der Vater mir nur Ruhe ließe! Jedem lasse ich seine Meinung, aber ich verlange dafür auch, daß mir die meinige ungeschoren bleibt. Statt dessen kommt der Vater und predigt fast jeden Tag, den Gott werden läßt, daß ich mich auf dem Holzwege befände. Dahin ist's schließlich gekommen, daß wir keine zwei Worte miteinander sprechen können, ohne uns zu zanken. Und immer ist das Ende vom Lied: er müßte das wissen, denn er wäre ja so und so viele Jahre älter."

„Ja, das ist so seine Rede," gab Gustav zu, „und das bekomme auch ich gelegentlich noch zu hören. Aber sag' mir nur, worüber seid ihr denn so uneins?"

„Das ist mit der Zeit geworden," berichtete der Bruder, „es sind Nebensachen, nach denen kein Hahn zu krähen brauchte. Aber der Vater läßt nicht locker davon, und stets bringt er die Rede darauf. Einmal hab' ich mich freier gemacht, ich sitze nicht mehr die ganze Woche daheim, sondern gewähre mir auch hie und da einen Ausgang."

Das ist nicht mehr als recht und billig," warf Gustav ein.

„Gewiß," fuhr Reinhold fort. „Aber es paßt dem Vater in alle Wege nicht; er kann sich wohl nicht dran gewöhnen, daß aus dem Jungen ein Mann geworden ist. Aber das ist am Ende das geringste, vielmehr ist da noch das leidige Kirchengehen, worüber es heute früh erst wieder Streit gab —"

Gustav schüttelte dazu lächelnd den Kopf und brummte ein ironisches „Immer noch?", und Röschen setzte hinzu: „Daß der Vater nicht das Einsehen hat, daß es jedem sein' eigne Sache ist, wie er mit unserm Herrgott sich gestellt hat."

„Da ist der Vater anderer Ansicht," gab Reinhold zurück. „Ich soll ganz expreß bekehrt werden. Aber auch das möchte noch hingehen, weil wenigstens nur jeden Sonntag deshalb Zank wäre — das, was ihm am meisten wider den Strich geht, ist, daß ich den „Volksstaat" lese. Jetzt will er mir's gar verbieten; er hat Sorge, daß es ihm ans Bein läuft, wenn dem Betriebsdirektor hinterbracht wird, daß eins von uns das Blatt liest."

„Da kann er wohl recht haben," bemerkte Gustav.

„Aber wieso nur?" fragte Reinhold betroffen. „Ihn geht das ja gar nichts an, nur Paul und ich lesen ja die Zeitung."

„So was wird leicht in einen Topf geworfen. Und was ich über euch Rote denke, weißt du ja wohl. Was hast du nur eigentlich davon? Ich dächte doch, dir ginge es soweit gut."

„O ja," brach Reinhold los, „ich danke. Mir geht es erträglich, aber tausend andern geht es so trübe und so elend, daß es gar nicht zu sagen ist, und denen muß geholfen werden, während hingegen einige so viel übrig haben, daß sie schon etwas entbehren können.

Röschen wollte den ernsthaften Streit, der auszubrechen drohte, verhindern und meinte scherzhaft zu dem Schwager: „Geh, wie aufsässig du auf einmal geworden bist. Beinahe, daß man eine Angst bekommt."

Reinhold mäßigte sich auch und streckte Gustav die Hand hin.

„Komm, wir wollen uns nicht auch noch zanken. Wir kommen doch nicht unter einen Hut," sagte er dabei.

Eine Zeitlang blieb es still.

Dann fing Gustav wieder an: „Also Paul hat auch deine Ansichten?"

„Ja," antwortete Reinhold.

„Und wie verträgt er sich denn mit dem Vater?"

„Ach, der! — Er sagt ja zu allem, was der Vater meint, und wenn's verlangt wird, geht er auch mit in die Kirche. Das ist ein leichtes Auskommen mit so einem. Aber die Natur steckt nun einmal nicht in mir; was ich bei mir denke, das muß ich sagen, und wenn ich mir's zehnmal anders vornehme, ich kann mich nicht halten, und der Streit ist da. Ich glaube, es wird am besten sein, ich ziehe weg von den Eltern und suche mir anderswo ein Unterkommen."

Alle drei blieben erst einen Augenblick in stummer Überlegung, nachdem Reinhold diesen Entschluß aus-

gesprochen hatte, dann begann Röschen etwas schüchtern: „Es wird den Vater schwer treffen."

Reinhold nickte und erwiderte: „Ja, das weiß ich, und von fern mag's auch manchem so wie Undank erscheinen, aber lieber in Frieden geschieden, eh' daß wir dann im Streit auseinandergehen."

„Ja," meinte Röschen, „gerade darum, weil die Leute dir das Fortziehen so gar häßlich auslegen können, müßtest du doch noch einmal sehen, ob der Schaden nicht wieder heil werden kann. Schau, du gehst hin zum Vater und sagst: ‚Vater, es ist jetzt viel Zank gewesen; ist's Ihnen recht, so reden wir beide gleich überhaupt nicht mehr von den und den Sachen. Dann wird's schon einen Frieden geben.' Ich denk', wenn du so zum Vater sprächst, müßt' er schon sagen: ‚Schön, so reden mir nicht mehr davon.' Und es ist alles wieder gut auf einmal."

Reinhold freute sich über ihren wohlmeinenden Eifer, aber er zuckte die Achseln und entgegnete: „Als ob ich das nicht schon mehr als einmal getan hätte!"

„Und nichts hat's genutzt?"

„Nichts." —

Damit war diese Angelegenheit endgültig abgetan.

Da es darüber nichts mehr zu reden gab, war Röschen alsbald mit etwas Neuem auf dem Plan. Eine kurze Weile saß sie stumm über das Kinderröckchen gebeugt, das sie mit Flicken ausbesserte — ganz unvermittelt fing sie dann an: „Schau, Reinhold, dann wird dir nichts übrig bleiben, als du heiratest."

Sie wartete erst die Wirkung ihres überraschenden

Vorschlags ab, der Reinhold zusammenfahren machte und ihm eine plötzliche Röte ins Gesicht trieb, während Gustav verwundert dreinschaute, dann fuhr sie munter fort: „Warum nur nicht? Das Alter hast du, den Verdienst reichlich, um eine Frau zu ernähren, und bist verwöhnt durch Frauenpflege. Geh', sei gescheit und tu's, so lang du jung bist. Und finden wirst du schon eine, wo dir die Mädels allerweil nachlaufen, und du bist auch nicht der, der vor ihnen davonläuft."

Gustav schloß sich der Meinung seiner Frau an und fügte hinzu: „Überleg dir's, Reinhold. Unrecht hat Röschen eigentlich nicht."

Aber Reinhold wehrte etwas verlegen ab und erwiderte: „Und wenn ich auch mit der einen oder der andern gegangen bin, aufs Heiraten bin ich noch nie gekommen. Es waren wohl auch nicht die Rechten dazu."

„Wird schon die Rechte kommen," neckte Röschen.

„Was das angeht, die ist schon da," murmelte Reinhold.

Bei dieser Enthüllung hielt die junge Frau erstaunt mit Nähen inne; sie legte das Röckchen beiseite und rief: „Je, je. Da schaut's, ihr Leute. Diesen Heimtücker! Da schaut's nur!"

Sie war außer sich vor Vergnügen über die Entdeckung, und zugleich fiel ihr ein, daß der Zwist zwischen dem Schwiegervater und dem Schwager so auf die natürlichste Weise und ohne Kränkung ein Ende nehmen werde. Darum sprach sie geschwind weiter: „Wie sich das trifft! So könnt ihr nun, du und der Vater, in

aller Ruhe auseinandergehen, und braucht sich keines ein graues Haar drum wachsen zu lassen."

Aber Reinhold sah finster vor sich hin und antwortete: „Oho! Es wird dem Vater kaum recht sein."

„Geh! Was soll denn dann das für eine sein, die du ihm bringen willst?"

„Bringen? — Ich müßte sie ihm eher nehmen."

„Lina?" riefen die Reutters zugleich.

Reinhold nickte schweigend.

„Wenn sie mich mag!" fügte er dann hinzu.

Im ersten Augenblicke waren Gustav und Röschen über Reinholds Geständnis erschrocken. Es erschien ihnen als etwas Ungeheuerliches, denn sie waren es gewohnt, das Verhältnis zwischen Lina und dem Pflegebruder nie anders als ein rein geschwisterliches anzusehen. Aber allmählich erkannten sie, daß außer dieser Gewohnheit nicht das geringste dagegen einzuwenden war, daß jene zwei sich heirateten, und gelangten schließlich dahin, diese Wendung als eine ganz natürliche zu betrachten, die irgendwann unfehlbar hätte einmal eintreten müssen.

Als darauf Reinhold nach einer langen Pause zaghaft wieder anhob: „Ich habe ja nicht die geringste Ahnung, was Lina dazu denkt," gewann der Übermut in Röschen die Oberhand, und sie sprudelte hervor: „Weißt, dann sollen euch mal die Eltern allein lassen, eine Nacht in der Wohnung, dann werdet ihr's schon herausbekommen."

Gleich nachdem ihr die Worte entfahren waren, wurde sie purpurrot und schwieg mit einem Male.

Jedoch auch Reinhold scheute sich aufzusehen, und erst als er sich aus seiner Verlegenheit aufgerafft hatte, erwiderte er freundlich: „Für uns möchte das ohne Gefahr sein, Röschen, dazu sind wir zu lang nebeneinander hergegangen."

„Es war ja auch nur eine arge Dummheit von mir," entschuldigte sich Röschen kleinlaut.

Gustav war von der ganzen Angelegenheit so überrascht, daß er für den Bruder kaum ein Wort finden konnte. Er begnügte sich mit einem bedächtigen: „Sieh da, sieh da! Wer hätte so was gedacht! Na, wie es auch kommen mag, es wird schon so gut sein, wie sich's giebt," und drückte ihm die Hand.

Reinhold sah ihm entschlossen ins Gesicht und entgegnete mit fester Stimme: „Jedenfalls will ich Lina so bald als möglich fragen, ob sie mich zum Manne haben will."

Es wollte nun keine rechte Unterhaltung mehr aufkommen, und kurz darauf verabschiedete sich Reinhold von Gustav und Röschen.

Er ging direkt von den jungen Reutters nach Hause. Aber Lina war mit den Eltern ausgegangen.

Abends erst kam sie zurück und horchte verwundert auf, als Reinhold sie bat, mit ihr ein paar kurze Worte allein sprechen zu dürfen.

Unumwunden und ohne zu stocken fragte er sie, ob sie ihn lieb habe, so lieb, daß sie ihn zum Manne haben möchte.

Seine herzlichen Worte ließen in dem Mädchen ein verspätetes Glück wieder auferstehen, das sie schon

verloren zu haben glaubte. Sie ließ ihm ihre Hand, die er ergriffen hatte, als er seine Frage an sie richtete, und sagte einfach: „Ja, Reinhold, ich habe dich lieb, so lieb, daß ich gern deine Frau sein will. Ich meine freilich, es hätte früher schon so kommen sollen, aber auch jetzt noch, mit ganzem, wahrem Herzen will ich dich als meinen lieben Mann lieb haben."

Sie drückten einander die Hand wie zwei ehrliche Freunde, und Reinhold gab Lina einen leisen Kuß auf die Stirn, dann ging er zum Vater

Der Bodenmeister mußte ihm seine Bitte gewähren, weil er ihr keine stichhaltigen Einwände entgegenzusetzen hatte, aber er unterließ nicht hinzuzufügen, daß er seine Tochter ungern einem Manne ohne Gottesglauben und einem Aufrührer gegen die Obrigkeit gäbe.

Die Hochzeit wurde anfangs auf das Frühjahr des kommenden Jahres festgesetzt, weil die alten Reutters beabsichtigten, mit dem ersten April ihre nunmehr viel zu weitläufige Wohnung aufzugeben; bis zum Ablauf der halbjährigen Kündigungsfrist sollten Reinhold und Lina als Brautleute noch bei den Eltern wohnen bleiben, und trotz seines Widerspruchs mußte sich der Bräutigam darein ergeben, obwohl sein Verhältnis zu dem Pflegevater durch die unwillkommene Verlobung noch drückender und unerträglicher geworden war.

Aber zu seiner großen Freude konnte die Trauung doch bereits im Herbst stattfinden, ohne daß durch das Leerstehen der Zimmer irgendwelche Geldeinbuße zu befürchten stand, indem zwei junge Kaufleute, die in der Nähe in einer Handlung angestellt waren, als After-

mieter in die freiwerdenden Stuben einzogen. Aus dieser Wendung der Dinge ergab sich sogar für den Bodenmeister noch ein ansehnlicher Vorteil.

Das anspruchslose Hochzeitsessen war in der Wohnung der Brauteltern angerichtet. Eine befreundete Frau hatte die Zubereitung der Gerichte übernommen, und die in ihren Sonntagsstaat gekleidete Aufwartefrau reichte die Schüsseln herum, aber trotzdem fand die geschäftige Mutter Reutter keine Ruhe auf ihrem Platz. Sie saß kaum eine längere Zeit auf ihrem Stuhl, bald warf sie einen Blick in die Küche und sprach mit der Frau am Herde ein paar freundliche Worte, bald stand sie hinter dem und jenem Verwandten, fragend und nötigend. Dazwischen fand sie stets Zeit, den Neuvermählten mit herzlicher Freude zuzunicken.

Der Wein, der am Tisch getrunken wurde, war ein Geschenk des Onkels aus Plösen, der ihn Lina, seinem Patenkinde, zum Ehrentage verehrt hatte.

Das ungewohnte Getränk stieg alsbald den Schmausenden zu Kopf und regte sie an, in jenen Witzen und Anzüglichkeiten über einen künftigen Kindersegen sich zu ergehen, die, je nach den Festteilnehmern, gröber oder feiner fast unerläßlich zu einer Hochzeit zu gehören scheinen.

Vor den anderen tat sich darin der freigebige Onkel hervor. Er war mit sieben Kindern zur Trauung gekommen, während er zwei zu Hause hatte lassen müssen, weil sie noch zu klein waren. Die drei jüngsten von den sieben hatten in der Kirche Blumen gestreut und saßen nun von dem einzigen Gläschen Wein, das

8*

auch ihnen eingeschenkt worden war, schläfrig geworden und von den eingemachten Früchten und dem Kuchen des Nachtischs übersättigt am Tisch.

Neben der Kleinsten saß die kräftige, stark beleibte Mutter dieser Kinderschar. Ab und zu wischte sie dem Mädchen die Finger ab und drohte den älteren, wenn sie zu ungenierte Portionen sich zulangten, dann aber wandte sie sich zu ihrem Manne, der immer deutlichere Anspielungen über den Tisch weg dem jungen Paare zurief, und schalt ihn aus, er solle sich wenigstens vor seinen Kindern schämen.

Aber der Onkel war sehr vergnügter Laune und forderte schließlich in einem Toast die Jungverheirateten mit nicht ganz sicheren Worten auf, an ihm sich ein Beispiel zu nehmen, indem er dabei auf seine Familie wies, die allein die Hälfte des Tisches für sich beanspruchte.

Die ganze Tafel lachte zu seinen Derbheiten, und aller Augen richteten sich auf Reinhold und Lina, die mit gezwungen lächelnden Mienen auf ihre Teller niedersahen.

Sie hatten beide während des Essens fast nichts getrunken und fühlten sich darum von den Freiheiten der Halbberauschten sehr seltsam angemutet. Wenn sie auch beide des natürlichen Zwecks der Ehe klar und unbefangen sich bewußt waren, wurden sie doch bei den Anzüglichkeiten des Onkels befangen, weil es ihnen beiden gleichmäßig vor dem Augenblicke bangte, der sie aus Bruder und Schwester in Gatten umwandeln würde.

Obwohl sie wußten, daß ihnen dann ein noch

schöneres Glück zu teil werden würde, empfanden sie doch eine wehmütige, schmerzliche Scheu, wenn sie an das bevorstehende Ende des vertraut gewordenen geschwisterlichen Verhältnisses dachten.

Es war noch früh am Tage, als sie aus der lauten Gesellschaft sich entfernten und ihre kleine Wohnung in der Südvorstadt betraten.

Auch bei diesem ersten, gerechten Alleinsein trat an die Stelle eines leidenschaftlichen Überschwangs eine stille, frohe Innigkeit. Sie setzten sich an das Fenster und besprachen sich, wie sie ihre Tage einrichten würden. Das währte behaglich und ruhig, aber voll sicheren Glückes, bis in die Nacht hinein, bis draußen in der erst halb bebauten Körnerstraße die Laternen gelöscht wurden.

Dann küßten die Gatten einander zum ersten Male als Mann und Weib und gingen zur Ruhe.

5

In diesem Winter glaubte Reinhold, sein ruhiges Glück wachse mit jedem neuen Abende, an dem er von seiner Arbeit zu Lina zurückkehrte.

Aber selbst auf die Gefahr hin, diese häusliche Zufriedenheit seiner Feierstunden entbehren zu müssen, widmete er sich seinen politischen Neigungen, und es geschah nicht selten, daß er mehr als die Hälfte der Abende einer Woche in Arbeiterversammlungen und in den Sitzungen seines sozialistischen Klubs verbrachte.

Eine übermächtige Gewalt trieb ihn an, sich der Sache der Arbeiter anzunehmen. Er hätte sich mitschuldig fühlen müssen an dem großen Elend, das er täglich vor Augen sah, wenn er nicht der Partei sich hingegeben hätte, die die Beseitigung dieser Not sich vorgesetzt hatte. Es verging kein Tag, ohne daß er von dem herzzerreißenden Gegensatze zwischen Reichtum und Armut ergriffen wurde. In diesen Gründerjahren

wurde der leicht erworbene Besitz so plump zur Schau getragen, und auf der andern Seite trat die Not der Ausgebeuteten so gräßlich zu Tage, daß ein einfacher Vergleich genügte, ihn stets von neuem zu entflammen. Dort Überfluß und Schwelgerei, hier Hunger und Mangel, dort Wohnpaläste für einen oder zwei, hier Löcher, fürs Vieh zu schlecht, für zehn, zwölf Köpfe, dort enorme Dividenden, hier jammervolle Löhne. — Herrgott, wenn anders es eine Gerechtigkeit gab, mußte das anders werden.

Und der Staat? — Das mußte ein schlechter Staat sein, der solchen Dingen untätig zusah.

Die einzigen, die für dieses Elend etwas übrig hatten, waren die Sozialdemokraten. Ein Feigling also, der da nicht mittat, weil der Meister dazu scheel sehen würde. Er, Reinhold, für sein Teil, scherte sich den Teufel darum und schätzte es sich zur Ehre, den Roten zugezählt zu werden.

Der Verein, in dem er verkehrte, gehörte der extremsten Richtung an. Er pflegte rein kommunistische Grundsätze und betonte vor allem den revolutionären Charakter der Arbeiterbewegung. Er zählte nur wenige Mitglieder, weil nicht jeder den Mut hatte, frei zu einer Parteirichtung sich zu bekennen, die unter der schärfsten Aufsicht der Behörden stand, und selbst diese wenigen waren von sehr verschiedenem Werte. Neben sieben oder acht führenden Geistern, die in dem Klub gerade wegen seiner ganz uneingeschränkten Ziele ein möglichst weites Arbeitsfeld zu finden hofften, und denen dazu eine flammende Begeisterung und ein natürliches

Redetalent eigen war, stellte sich der übrigbleibende große Rest als eine Menge urteilsloser Köpfe dar.

Diese großenteils noch sehr jungen Leute hatten sich blindlings der Richtung angeschlossen, die sie durch die stärksten Schlagworte anlockte. Sie hätten ohne Bedenken ihr Blut für die Revolution zu Markte getragen und waren von so feurigem Eifer für die kommunistische Sache beseelt, daß die einsichtigeren Leiter des Vereins Mühe hatten, die jungen Durchgänger von unsinnigen Demonstrationen abzuhalten. Wenn der eine oder der andere trotzdem in einem Hoch auf die Revolution oder auf die Kommune seiner Begeisterung Luft gemacht hatte, legte er sich es als Martyrium aus, deswegen ein paar Tage in Haft gesessen zu haben und war geneigt, daraus eine schmähliche Verletzung der menschlichen Grundrechte abzuleiten.

Die gemäßigteren Gruppen der Arbeiterpartei sahen die Extremen nicht gern. Sie nahmen zwar das „Krieg den Palästen" nicht weniger ernst als jene, aber ihre Führer trachteten zunächst, ohne Aufsehen eine gewaltige Macht von Gesinnungsgenossen sich zu erwerben, auf die man sich, sei es bei einem angriffsweisen Vorgehen oder auch nur bei einer Verteidigung, stützen könnte. Der ruhige Fortgang dieser heimlichen Vorbereitungsarbeit wurde aber durch die zwecklosen Ausschreitungen der kommunistischen Schreihälse gefährdet. Es stand zu befürchten, daß ihre Torheiten den Behörden einen willkommenen Anlaß geben würden, zum Schutz der bedrohten kapitalistischen Staatsbürger mit Unterdrückungsmaßregeln vorzugehen, noch ehe die schon in

die Wege geleitete Vereinigung aller Gruppen der Arbeiterpartei und eine unter allen Umständen notwendige Organisation vollzogen sein würde.

Man sah daher mit geheimer Freude zu, wenn die radikalen Klubs dem notwendigen Geschick der Auflösung durch die Behörde verfielen, aber man verschmähte es auf der andern Seite nicht, auch daraus Kapital für die Propaganda der Gesamtpartei zu schlagen.

Die wenigen extremen Vereine, die bestehen blieben, fügten sich bald darauf auf dem Gothaer Kongreß ohne Sträuben der Allgemeinheit an, um so eher, als das gleichzeitig aufgestellte Parteiprogramm durchaus kommunistischer Natur war.

Die glücklich gewonnene Einheit und der plötzliche Anblick der ungeahnten Macht, zu der damit die Arbeiterbewegung geworden war, taten das meiste, um die verschiedenartigen Richtungen, die vorher nicht ohne wechselseitige Kompromisse sich verständigt hatten, einander nahe zu bringen.

In den Fluten dieses breiten, gewaltigen Stromes, der einst wohl selbst den festgefügtesten Dämmen und Deichen Gefahr bringen konnte, ließ es sich herrlich treiben. Keiner dachte daran, jetzt noch mit dem Nebenmann über eine Geringfügigkeit sich auseinanderzusetzen, da doch alles zu dem einen, großen Angriffe drängte.

Der „Volksstaat" war umgetauft worden und hieß nun „Vorwärts". Und vorwärts, ungestüm geradeaus, vorwärts trieben diese ungeheuren Massen, nirgends schief und quer einander in den Weg tretend.

Reinhold Wehrenpfennig stand bei den Genossen

in hohem Ansehen, obwohl er nie sich Mühe gegeben hatte, eine führende Stellung zu gewinnen und in der Tat auch nie eine solche innegehabt hatte. Aber es war allgemein bekannt, daß er, entsprechend seinen ausgezeichneten Leistungen, einen sehr hohen Lohn erhielt, so daß er den Bestrebungen der Partei hätte fernbleiben können, da ihm ja ein gutes Auskommen bereits gesichert war. Der Umstand, daß gerade er, ohne direkte, selbstsüchtige Ziele zu verfolgen, der Sozialdemokratie sich anschloß, machte ihn um so achtungswürdiger, als damals die meisten, die an der Arbeiterbewegung teilnahmen, von ihr einen rein persönlichen Vorteil sich versprachen, indem sie eine ebenso rasche wie gründliche Besserung ihrer Lage erhofften.

Reinhold hatte nicht das geringste Talent zum Volksredner; zum mindesten hielt er sich überzeugt, daß er nur ungereimte Dinge sprechen würde, wenn so viele Augen sich auf ihn heften würden oder gar, wenn er von einer Tribüne herab reden sollte. Wenn er einem Redner zuhörte, flogen seine Gedanken mit sicherer Klarheit dem Vortrage voraus, und er horchte erstaunt auf, sobald der Sprechende etwa um eines äußeren Effektes willen die Bahn der Logik verließ, aber wenn er sich selbst an den Platz jenes gestellt dachte, fühlte er schon seinen Kopf sich verwirren.

Es konnte in den menschengefüllten Versammlungen keinen eifrigeren Zuhörer geben, als ihn. Der Dreiklang der großen Schlagworte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ erfüllte ihn mit einem religiösen Schauer, und wenn der Ruf zur Revolution durch die vorsichtigen

Äußerungen durchtönte, hinter denen ein erbitterter Rachedurst und ein grimmiger Haß gegen die Besitzenden sich barg, krampfte er die Fäuste ineinander, um nicht in heiligem Zorn mit dem zerbrochenen Stuhl den Polizisten niederzuschlagen, der mit hochmütiger Miene auf das erste Wort lauerte, das ihn zur Auflösung der Versammlung berechtigen würde. Eine siedende Wut überfiel ihn gegen diese uniformierten Aufpasser, und er hätte es ihnen ins Gesicht schleudern mögen, daß sie kein Recht hatten, den Rednern das Wort zu entziehen — jenen Rednern, die wie für Tausende im Saale so auch für sich selbst sprachen und forderten, die mit wenigen Ausnahmen einfache Arbeiter waren, denen nur der begeisterte Drang des Augenblicks die Gabe des Sprechens verliehen hatte, die die Spuren ihrer Arbeit wie Wundenmale an den rissigen Händen trugen, und die abgezehrt und farblos dreinschauten, weil sie nicht satt werden konnten von ihrem Lohne.

Trotzdem schwieg er, weil er wußte, daß selbst der ungeheure Zorn nicht die Oberhand über seine Scheu gewinnen würde. Nachdem dann aber die Versammlung beendet war und die Genossen an die langen Tische vor ihr Lagerbier sich gesetzt hatten, begann er lebendiger zu werden. Im Anfang warf er nur kurze Bemerkungen in die erregte Unterhaltung, und auch späterhin verstieg er sich kaum dazu, ein paar Sätze hintereinander herauszubringen, aber seine Worte waren von solch einer wilden Glut getragen, und es war eine solche Macht in ihnen, daß die Gäste von den anderen

Tischen herantraten und den Worten des blondbärtigen Riesen lauschten, die noch weit wilder klangen, als die wohlbedachten Reden der Agitatoren.

So konnte er bis lange nach Mitternacht sitzen, und er ging oft nicht eher, als bis die Wirtschaften geschlossen wurden.

Erst auf dem einsamen Heimweg kam es ihm in den Sinn, daß Lina zu Hause mit Schmerzen auf ihn warten würde. Sie trug sich beständig mit der geheimen Sorge, daß er irgend einmal zu einer Tat sich könnte hinreißen lassen, die ihm die Freiheit kosten würde. Jeden Abend, an dem er fort ging, las er die stille Bitte in ihren Augen, durch ein zeitiges Nachhausekommen ihr diese Angst abzukürzen; aber so gern er bereit war, und so fest er sich entschlossen hatte, ihr diese Freude zu bereiten, gemeiniglich vergaß er über der politischen Disputation gänzlich ihre besorgte Ungeduld.

Er hätte schließlich öfter von den Versammlungen sich ferngehalten, wenn er ein Kind gehabt hätte. Denn es war sein sehnlicher Wunsch, einen Sohn zu besitzen, dem er seine Lehren von Jugend auf einpflanzen könnte und der einst nach ihm sein Werk fortsetzen sollte.

Aber Lina blieb kinderlos.

Einmal, als Reinhold unbedachtsam seinen Wünschen Ausdruck gab, sagte sie: „Wir sind wohl zu lange Geschwister gewesen."

In der Tat brachte sie es auch nach mehreren Jahren ihrer Ehe nicht über sich, für Reinhold wie ein liebendes Weib für den geliebten Mann zu emp-

finden. Ihr Verhältnis zu ihm war nach wie vor eher das einer treusorgenden Schwester zum Bruder.

An seinen Plänen und Ansichten nahm sie zwar teil, aber sie vermied es, die Rede darauf zu bringen, wenn er zu Hause war. Sie sah, wie Reinhold durch die politischen Aufregungen mitgenommen wurde und meinte: „Zu Hause wenigstens soll's ruhig und friedlich für dich sein."

Wenn sie ihm nicht ausweichen konnte, antwortete sie ihm, wie die Dinge sich ihr darstellten.

Sie sagte: „Ja, es ist wahr, ich sehe, daß viel Elend in der Welt ist, und ich wünsche mit dir von Herzen, daß es verschwindet oder wenigstens so gering wie möglich ist. Aber nimm einmal den Fall an, es gelingt euch, das Oberste zu unterst zu kehren — was ist dann geholfen? Dann ist wiederum das Elend bei den Untersten."

„Gewiß," entgegnete Reinhold. „Die haben aber lange genug oben geschwommen, die können auch einmal zusehen, wie es unten ausschaut. Und ihrer sind wenige, wir aber sind viele."

Hernach dachte er weiter nach und war ehrlich genug sich einzugestehen, daß es wohl fast allen, die unter dem Feldgeschrei „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" marschierten, gar nicht ernst mit diesen hohen Begriffen war. Die diese neue Dreieinigkeit predigten, wollten Herren sein, auch endlich einmal Herren, nachdem sie jahrelang Sklaven gewesen waren, Herren zum mindesten über die, in deren Diensten sie jetzt standen.

Aber das machte nichts aus. Vorerst galt es

endlich einmal Rache zu nehmen an diesen Faulenzern und sie auch einmal fühlen zu lassen, wie sich plagen und schinden tut.

Weiter überlegte er: wo begann dieses Oberste, das man zu unterst kehren wollte, und wo hörte das Unterste auf, was obenauf kommen sollte? Dazwischen gab es eine Masse Leute, die sich gleichgültig zu diesem Kampfe verhielten.

Nun, hier würde die Entscheidung einfach sein: wer nicht für die Revolution war, war dawider; nur zwei große Parteien würden sich also um die Macht streiten.

Aber würden die Sieger, als die er zuversichtlich die Revolutionäre ansah, einig bleiben?

Bei diesen Erwägungen zeigte sich ihm wie ein undeutliches, finsteres Gespenst das Bild der Revolution, dieses entsetzlichen Kampfes, nach dem die Sieger von neuem selbst untereinander sich anfallen und Gräuel auf Gräuel häufen, bis der Eine, Letzte, der Gewaltige, den ganzen aufgehäuften Unrat mit einem Fußtritt in den Rinnstein stößt, in dem er von dem Blute, das zur Ehre der neu beginnenden Tyrannenherrschaft fließt, weggeschwemmt wird.

Er wehrte sich gegen dieses Schreckbild und wollte es nicht sehen, aber es schwebte immerfort vor seinem Geiste. Das war der Verlauf der einzigen Revolution, der das Geschick vergönnt hatte, ihre Komödie bis zum letzten Akte zu spielen, und so würden alle zukünftigen Revolutionen sich gestalten, wenn nicht das Wunder geschähe, daß alle Menschen eines Sinnes würden.

Stets war das Ende ein neuer Zwang.

Und er mußte weiter denken: dann wäre es also nur lobenswert und verdienstlich gewesen, daß die meisten Revolutionen schon im Keime erstickt wurden, noch ehe sie sich zu solchen notwendigen Abscheulichkeiten entfalten konnten?

Aber gegen diese Folgerung lehnte sich der Revolutionär und Kommunist in ihm mit Ungestüm auf. Er schalt sich, daß er so kleinmütigen Zweifeln sich hingegeben hatte und beruhigte seine Unsicherheit, indem er sich einredete: wer immer das köstliche Gut der Freiheit der Welt vorenthalten wolle, der müsse fallen, und es müsse gekämpft werden, selbst wenn die Hälfte der Menschheit darüber zu grunde gehe.

Gleichwohl blieb ein Rest des Zweifels in ihm zurück, der ihn eine Zeitlang wortkarg machte und ihn mit kritischeren Blicken und mit weniger Begeisterung das Treiben der Sozialdemokratie beobachten ließ, aber mit einem Male wurde er wieder auf der alten Bahn von dem Sturmwind fortgefegt, der durch die Herzen der Arbeiter wehte, als im Sommer des Jahres 1878 das Sozialistengesetz hereindrohte.

Reinhold billigte die Attentate auf den Kaiser durchaus nicht. Zu was dienten diese Taten gegen einen einzelnen Menschen? — Wenn sie gelängen, würde einfach ein anderer an seine Stelle treten.

Dazu erschien ihm der Herrscher keineswegs als eine besonders hassenswerte Person. Er war nur die Spitze eines Systems, dessen unterste Vertreter in demselben Maße zu bekämpfen waren, wie der höchste.

Darum wollte er entweder den großen Massenkampf oder gar keinen.

Außerdem kam für ihn noch ein persönliches Moment hinzu, das ihn den Attentätern vor allem abgeneigt machte. Er war im Herzen von einer stolzen, ritterlichen Art und besaß neben seinem unbändigen Geiste einen kraftvollen Körper: ihm erschien dieser Greis, wenn er auch der mächtigste Mann des Reiches war, als kein ebenbürtiger Gegner, und ganz und gar abscheulich wollte es ihm dünken, daß die Schüsse Nobilings meuchlerisch aus einem feigen Hinterhalte abgegeben worden waren.

Obwohl er so die Veranlassung, die den Anstoß zum Erlaß des Sozialistengesetzes gegeben hatte, mißbilligte, empörte er sich doch im Innersten über diese neue Maßregel des Zwanges. Die Willkür eines Ausnahmegesetzes erschien ihm wie eine Verhöhnung des Rechts; sie erschien ihm grausam und lächerlich zugleich. Denn es dünkte ihm unglaubhaft, daß Bismarck, dieser kluge Kopf und so gefährliche Gegner, der jetzt mit der Taktik der volltönigen Phrasen, die er den Sozialdemokraten abgeguckt hatte, das Bürgertum in Angst versetzte, um es hernach wie die Glucke die Küchlein um sich zu scharen, ernstlich eine Änderung der Zustände von polizeilichen Unterdrückungsmaßregeln erwarten könne. Das hieße ja einem angeschwollenen Wildwasser mit einer schwanken Bretterwand den Weg verlegen wollen.

Da er eine solche Verblendung für ausgeschlossen hielt, war dieses Gesetz also nur ein Akt der unwill-

kürlichen Wut, die Handlung eines Geschlagenen, der mit einem Schlage erwidert, gleichviel wenn er damit auch andere trifft. Nun wohl, das war die Herausforderung zum Kampfe, und er für sein Teil war bereit, sie anzunehmen.

Allen Ernstes glaubte er, es werde als Antwort auf das Gesetz ein entscheidender Schlag geschehen, aber er fand für seine Pläne fast keine Gesinnungsgenossen.

Noch wäre es nicht an der Zeit, wurde ihm geantwortet.

Also galt es weiterhin sich zu rüsten, und von nun an mehr in der Stille, um nicht den Strafbestimmungen des Gesetzes zu verfallen.

In dieser Zeit des Druckes, die mehr denn je Anforderungen an die Opferfreudigkeit der Mitglieder stellte, von der Partei sich loszusagen, erschien ihm als die ärgste Feigheit, die er nie zu begehen vermocht hätte, selbst wenn er all und jede der sozialistischen Theorien für unhaltbar und töricht erkannt hätte. Aber ohnedies hatten sich die politischen Zweifel, die ihn etwa noch quälten, sogleich gehoben, nachdem die neue Agitationsarbeit in der veränderten, durch die Ausnahmebestimmungen bedingten Weise begonnen hatte. Einmal im Kampf, hat der Kämpfer weder Zeit noch Neigung, darüber sich klar zu werden, ob die Sache, für die er streitet, wohl eine nach allen Seiten untadelige sei.

Reinhold bemerkte mit einer höhnischen Freude, daß das Werben der Genossen in den Wirtschaften, bei

dem zwanglosen Hin- und Herreden am Biertische, fast noch erfolgreicher war als das von der Rednertribüne herab. Die meisten waren schon gewonnen, wenn man sie darauf hinwies, daß sie jetzt kein Recht mehr hätten, in einer Versammlung ihre Meinung kund zu tun; der Hinweis auf dieses Verbot, daß sie vielleicht gar nicht zu übertreten im Sinne hatten, genügte, sie in Harnisch zu bringen über diese Beeinträchtigung ihres Tuns und Lassens, und führte sie leicht der Partei in die Arme. Für jeden hervorragenden Führer, den bei einer geringen Übertretung die Strafe der Ausweisung traf, erstanden allsogleich hundert zwar minder bedeutende, aber den Leuten bekanntere Agitatoren, deren intimere Tätigkeit die Zugkraft eines Namens vollauf ersetzte.

Der Riese, den die Regierungen gebunden zu haben glaubten, wuchs und wurde stark unter den Fesseln; er schien nur auf den Augenblick zu warten, wo seine Kräfte genug gewachsen sein würden, um die Ketten zu sprengen.

Diese Zeit der schroffsten Gegensätze hatte auch dem mit Mühe aufrecht erhaltenen Verkehr zwischen Reinhold und dem Pflegevater ein Ende gemacht. Ein friedliches Verhältnis hatte nur bestehen bleiben können, solange gerade die Dinge, die dem Vater wie dem Sohne am meisten am Herzen lagen, nicht erwähnt wurden, und beide waren zu gerade, als daß sie an dieser heuchlerischen Art des Umgangs einen besonderen Geschmack gefunden hätten.

Als der Bodenmeister Reinholds Namen in seiner

Zeitung unter denen der glühendsten Anhänger der Sozialdemokratie gelesen hatte, verbot er ihm, je wieder sein Haus zu betreten. Jene Zeitungsnotiz schien ihm ein Schandmal zu sein, das auch seinem guten Namen Unehre zu bringen drohte, wenn er nicht von dem Gebrandmarkten sich lossagte. Daß in der Folge auch Lina nicht mehr in der elterlichen Wohnung sich sehen ließ, kam ihn zwar schwer an, aber er wollte es ihr nicht verdacht haben, daß sie zu ihrem Manne hielt, und zeigte sich nur immer wieder erstaunt, daß die Ehe mit dem Aufrührer und Gottesleugner so still und zufrieden verlief.

Gleichwohl untersagte er es seiner Frau nicht, die Kinder von Zeit zu Zeit zu besuchen.

Dann versuchte die Mutter den starrköpfigen Reinhold zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und wenn ihr dies nicht gelang, drang sie mit Bitten in Lina, mit ihren Kräften dahin zu wirken, daß zwischen Vater und Kindern wieder Friede werde.

Aber Lina entgegnete ihr: „Mutter, Sie wissen's am besten vom Vater: ein Mann muß an dem festhalten, was er für recht erkannt hat. Würde denn der Vater nachgeben, auch wenn Sie ihn noch so sehr bitten würden?"

Darauf mußte die Mutter „Nein" antworten, und seufzend setzte sie hinzu: „Wer das gedacht hätte, daß dem Vater und mir noch so ein Kummer auf unsre alten Tage verspart wäre!"

Und nun begann sie der Tochter die ganze Sorge ihres Herzens zu enthüllen.

9*

Überall im Hause war Zwiespalt und Unfrieden. Reinhold war nicht der einzige, der der vom Vater so verurteilten sozialdemokratischen Lehre anhing, auch Paul gehörte der Partei an, und alle Ermahnungen des Vaters richteten nichts dagegen aus. Geduldig ließ sie der Sohn über sich ergehen, er hatte kein Wort des Widerspruchs dagegen, aber am Ende handelte er doch nach seinem Kopfe. Der Vater hatte ihn schließlich seine Wege gehen lassen, weil er wenigstens nirgends irgendwie von sich ein Aufsehen machte und seine Ansichten in sich verschloß. Nur Gustav, Gustav, das war der einzige, der den Eltern eine ungetrübte Freude bereitete. Aber bei ihm war es wieder das böse Asthma, das der Mutter Harm verursachte.

Es war schließlich kein Wunder, daß ihr alter Kopf nun ganz grau geworden war.

Aber Lina konnte ihr den Trost auch nicht geben, dessen sie bedurfte, und sorgenvoll machte sich am Ende die Mutter wieder auf den Heimweg.

Zu Hause berichtete sie dann dem Vater über die halsstarrigen Kinder, und die beiden Alten schüttelten den Kopf über diese neue Zeit, in der die Kinder den Eltern keinen Gehorsam mehr schuldig zu sein glaubten, wenn sie ihr eigen Brot aßen, und dachten daran, wie sie ihren Eltern gehorcht hatten, bis denen der Tod die Gewalt genommen hatte.

Reinhold fühlte sich durch diese Entzweiung schwerer bedrückt, als er der Mutter bei ihren Besuchen zu erkennen gab. Wenn es sich um einen Zwist mit leiblichen Eltern gehandelt hätte, würde er leichter sich

haben darüber hinwegsetzen können, da er es für die natürliche Pflicht der Eltern hielt, ihre Kinder groß zu ziehen, für eine Pflicht, die sie bei der Erzeugung schon als bevorstehend kannten und übernahmen. Aber auf ihn war eine vollkommen freiwillige Liebe und Sorge gehäuft worden, und so sehr er aller Rücksichten des Gefühls sich entledigt zu haben glaubte, die Dankesschuld lastete doch auf ihm.

Er hätte es am Ende fertig gebracht, diese beschwerenden Gedanken sich aus dem Kopfe zu schlagen, soweit sie ihn selbst betrafen, denn es handelte sich dabei um seine Überzeugung, die er, um nicht die Selbstachtung zu verlieren, nicht verraten durfte, — aber die Güte und Barmherzigkeit, die die Pflegeeltern seiner leiblichen Mutter erwiesen hatten, schien ihm noch weit schwerer zu wiegen.

Er hatte ihre Handlungsweise um so höher schätzen lernen müssen, je freier er in die Welt zu blicken vermochte. Er wußte, daß die Eltern nach ihren anerzogenen strengen Grundsätzen seine Mutter für eine Gefallene hatten halten müssen; trotzdem war in ihren braven Herzen das Gefühl der Menschlichkeit so mächtig gewesen, daß sie, über eine impulsive Mildtätigkeit weit hinausgehend, der Obdachlosen ihr Haus gewährt hatten und der Verlassenen einen köstlichen Rest zufriedenen Lebens und ein schönes, trostreiches Sterben bereitet hatten.

Um deswillen war er, besonders wenn zugleich die Unentschlossenheit der Partei ihn mutlos gemacht hatte, zuweilen auf dem Punkte, mit dem Vater seinen Frieden

zu machen und die politischen Dinge ihren Weg gehen zu lassen, aber die Zeit war an stets neuen Aufregungen und Aufreizungen zu reich und riß ihn immer wieder fort.

Das Verbot einer öffentlichen Presse, die vor Übertreibungen sich hätte hüten müssen, weil sie augenblicks widerlegt und berichtigt worden wäre, erwies sich als verfehlt und töricht, weil die Nachrichten von Maßregelungen und Bedrückungen, die nun von Mund zu Mund gingen und durch Zureisende überall verbreitet wurden, auf diesem Wege ins Maßlose vergrößert wurden und, auf ihre Richtigkeit hin vollkommen unkontrollierbar, eine um so aufreizendere Wirkung ausübten.

[illegible]

gingen, bedurfte er keines Nachdenkens. Die Zeit flog so schnell dahin, wenn man über die verteufelt harte Arbeit eine endlose Reihe von Flüchen ausstieß, wenn man ein Erlebnis vom Tanzsaal, das zur guten letzt irgendwo im Grünen sein Ende gefunden hatte, belachte oder wenn es über den Dümmsten der Mitarbeiter mit plumpen Hänseleien herging.

Mit der Zeit konnte es nicht ausbleiben, daß er den groben Ton der Fabriken und Werkstätten sich aneignete, der jeden zweiten Satz fast mit einem „Gott verdamm mich!" bekräftigt und in unnötigen Roheiten sich gefällt. Er tat sich darin gar keinen Zwang an, nur zu Hause ließ er nun noch seltener etwas von sich hören, und auch Reinhold gegenüber zog er es vor zu schweigen, um ihm nicht zu verraten, daß von der Art des Redens und Handelns, die ihn vordem wohl über seinesgleichen erhoben hatte, nichts mehr vorhanden war.

Über eines hatte Reinhold sich stets gewundert: daß Paul, der sich offen zur Sozialdemokratie hielt, es noch fertig brachte, mit dem Vater in Frieden zu leben. Der Bodenmeister hatte sich sicher nicht geändert, und Paul mußte also notwendig seine Verunglimpfungen der Partei ruhig hinnehmen. Anders war es nicht möglich.

Reinhold war versucht, ihn darum zu schelten, aber dann wieder gönnte er dem Vater herzlich das letzte Kind, das er noch in seinem Hause hatte.

Im Anfang versuchte er, mit Paul über die politischen Ansichten sich zu unterhalten, wie er sie im Laufe der Jahre sich zurechtgelegt hatte, aber er kam nicht

zu machen und die politischen Dinge ihren Weg gehen zu lassen, aber die Zeit war an stets neuen Aufregungen und Aufreizungen zu reich und riß ihn immer wieder fort.

Das Verbot einer öffentlichen Presse, die vor Übertreibungen sich hätte hüten müssen, weil sie augenblicks widerlegt und berichtigt worden wäre, erwies sich als verfehlt und töricht, weil die Nachrichten von Maßregelungen und Bedrückungen, die nun von Mund zu Mund gingen und durch Zureisende überall verbreitet wurden, auf diesem Wege ins Maßlose vergrößert wurden und, auf ihre Richtigkeit hin vollkommen unkontrollierbar, eine um so aufreizendere Wirkung ausübten.

Reinhold selbst gewöhnte sich zwar bald daran, an diesen Gerüchten das Tatsächliche von dem Hinzugedichteten zu trennen, aber er hatte Gelegenheit, an seinem Pflegebruder Paul zu beobachten, wie leicht die Gemüter der Masse durch die wohlfeilsten, ja selbst unvernünftigsten Erzählungen zu erregen waren.

Paul konnte jetzt als Typus des Arbeiters gelten. Das war für ihn ein Herabsteigen von einer früheren Höhe. Es trat deutlich hervor, daß sein Geist allmählich immer stumpfer wurde, seitdem ihm der durch das Zusammenwohnen bedingte zwanglose Umgang mit den geweckteren Brüdern ferner gerückt war. Die Trägheit seiner Gedanken machte ihn mürrisch, und für die freundlichen Anreden der Mutter, die ihn aufzurütteln gedachte, hatte er nur ein finsteres Schweigen.

Nur in der Gießerei zeigte er sich lebendiger; bei den Reden, die dort vom Schraubstock zum Ambos

gingen, bedurfte er keines Nachdenkens. Die Zeit flog so schnell dahin, wenn man über die verteufelt harte Arbeit eine endlose Reihe von Flüchen ausstieß, wenn man ein Erlebnis vom Tanzsaal, das zur guten letzt irgendwo im Grünen sein Ende gefunden hatte, belachte oder wenn es über den Dümmsten der Mitarbeiter mit plumpen Hänseleien herging.

Mit der Zeit konnte es nicht ausbleiben, daß er den groben Ton der Fabriken und Werkstätten sich aneignete, der jeden zweiten Satz fast mit einem „Gott verdamm mich!“ bekräftigt und in unnötigen Roheiten sich gefällt. Er tat sich darin gar keinen Zwang an, nur zu Hause ließ er nun noch seltener etwas von sich hören, und auch Reinhold gegenüber zog er es vor zu schweigen, um ihm nicht zu verraten, daß von der Art des Redens und Handelns, die ihn vordem wohl über seinesgleichen erhoben hatte, nichts mehr vorhanden war.

Über eines hatte Reinhold sich stets gewundert: daß Paul, der sich offen zur Sozialdemokratie hielt, es noch fertig brachte, mit dem Vater in Frieden zu leben. Der Bodenmeister hatte sich sicher nicht geändert, und Paul mußte also notwendig seine Verunglimpfungen der Partei ruhig hinnehmen. Anders war es nicht möglich.

Reinhold war versucht, ihn darum zu schelten, aber dann wieder gönnte er dem Vater herzlich das letzte Kind, das er noch in seinem Hause hatte.

Im Anfang versuchte er, mit Paul über die politischen Ansichten sich zu unterhalten, wie er sie im Laufe der Jahre sich zurechtgelegt hatte, aber er kam nicht

weit damit. Allenfalls ging es Paul noch ein, was die Sozialdemokratie abgeschafft wissen wollte. Was dann würde, wäre ja ganz gleichgültig; wenn der Umsturz einmal geschehen sei, werde sich das schon von selbst finden, und jedenfalls wäre es töricht, vorher sich den Kopf darüber zu zerbrechen.

Auch dann war kaum etwas Rechtes aus ihm herauszubringen, wenn er sagen sollte, was ihn denn veranlaßt habe, der Sozialdemokratie sich anzuschließen.

„Das muß jeder Arbeiter," sprach er.

Reinhold hielt dawider: „Aber man rennt doch nicht gedankenlos den andern nach wie die Schafe dem Leithammel."

Dann kramte Paul einige mißverstandene Phrasen aus, die, je nachdem sie blutiger oder milder klangen, der „Freiheit" oder dem „Sozialdemokrat" entstammten. Die Wut über das prahlerische Wohlleben der Besitzenden klang hindurch und die Gier nach Gelde, das jenen alles dienstbar machte.

Einzig da konnte Reinhold mit Überzeugung zustimmen, wenn am Ende das zum Vorschein kam, was am drückendsten auf Paul und auf allen Arbeitern lag: die übermäßig lange Arbeitszeit. Darüber wurde selbst der schwerfällige Paul erregt und brach zuweilen los: „Herr Gott, diese verdammte Schufterei! Tag für Tag elf geschlagene Stunden. Da möchte man ja, Gott verdamm mich, lieber verrecken, als das Hundeleben weiter tragen. Weiß Gott, daß ich nicht faulenzen will, aber nur nicht jeden Abend müde wie ein Sack ins Bett fallen, nicht bloß Arbeit und Schlaf und Schlaf und Arbeit!"

Und Reinhold gab zu: „Recht hast du! Nur, daß wir noch nicht am schlechtesten fahren, weil wir wenigstens ein gutes Stück Geld für die Schinderei bekommen, aber denk' an die Hausweber im Vogtlande oben, die sitzen in die Nächte hinein und verdienen kaum das Brennöl zum Leuchten und das Salz zur trockenen Kartoffel. Wenn das nicht zum Dreinhauen ist!"

Er, Reinhold selber, war ja ein urkräftiger Kerl, dem das Pinseln und Zeichnen nichts ausmachte — ja, Freude machte es ihm sogar, die Arabesken so sauber entstehen zu sehen — davon war er abends nicht müde, und er wäre es auch nicht gewesen, wenn er tagsüber einen Schmiedehammer geschwungen hätte. Denn dann würde er einfach dreimal stärkere Muskeln gehabt haben. Er war eine Ausnahme, aber da waren der allergrößte Teil die Schwachen, die den letzten Rest Kraft an ihre Arbeit wenden mußten. Um derentwillen galt es, die Achtstundenarbeit zu fordern.

Und weit mehr, das war das uralte Bedürfnis, das dem Menschengeschlechte noch aus den Zeiten der allerersten Kultur innewohnte, in denen der jungfräuliche Acker nach leichter, kurzer Bearbeitung die Früchte hergab: das Bedürfnis, auch noch nach der Arbeit der Kräfte sich bewußt zu sein und in der Ruhe des Körpers und Geistes des Menschseins sich zu freuen.

Dann würden die Kinder der Arbeiter nicht mehr in der Ermattung einer Werktagsnacht oder in dem Rausche des Sonntags gezeugt werden, und ein neues, kräftigeres und schöneres Geschlecht würde heranwachsen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aber Reinhold fragte weiter: „Und wenn nun das erreicht wäre, was würdest du dann anfangen mit den acht Stunden, die dann rein für dich herausspringen?“

Das dünkte Paul sehr leicht zu beantworten, und es fuhr ihm heraus: „Was sonst als Bier, Wein, Mädels, ein Skat —“

Gleich danach aber kam es ihm zum Bewußtsein, daß er sich hatte hinreißen lassen, eine Torheit auszusprechen, die zwar in seiner Gießerei die lebhafteste Zustimmung gefunden haben würde, deren er sich aber vor Reinhold schämte. Stockend setzte er deshalb hinzu: „Nun — später ist man natürlich verheiratet, da gibt man sich eben mehr mit der Familie ab, und man kann ja auch wohin spazieren gehen und so.“

Aber Reinhold war plötzlich inne geworden, daß die Einführung der Achtstundenarbeit auch keine Besserung für die Allgemeinheit bedeuten würde, wenn nicht tausend andere Vorbedingungen erfüllt sein würden.

Indessen eines mußte mit dem andern werden, und das eine würde dem andern helfen.

Er glaubte daran, daß diese Massen zu Menschen erzogen und herangebildet werden könnten, deren Ruhe gerade die herrlichste Arbeit, eine fortwährend sich veredelnde Bildung des Geistes, sein würde. Dann würde vielleicht auch das Unmögliche möglich werden, daß die Menschen eines Zwanges entbehren könnten, dann würde es ihnen vielleicht vergönnt sein, wahrhaft frei zu sein.

6

Anfang 1879 fing die Mutter Reutter zu kränkeln an. Eine Atemnot, die ihr schon früher zugesetzt hatte, wurde immer unerträglicher, so daß die unermüdliche Frau gezwungen war, entgegen ihrer stets geschäftigen Natur, zu feiern.

Schließlich drang der Bodenmeister darauf, daß ein Arzt zu Rate gezogen wurde, und die Mutter, die ihr Lebenlang keinen Doktor gebraucht hatte, mußte sich auf ihre alten Tage noch beklopfen und behorchen lassen.

Der Arzt stellte eine weit vorgeschrittene Lungenerweiterung fest und sagte beim Fortgehen unumwunden dem Bodenmeister, daß nach seiner Voraussicht die Frau kein Jahr mehr zu leben habe.

Der Bodenmeister war durch den Gedanken, daß sein gutes Weib, das mehr als fünfunddreißig Jahre so treu neben ihm hergegangen war, ihn verlassen sollte,

heftig erschüttert. Er begann plötzlich sich zu prüfen, ob er ihr ihre Güte und Liebe mit dem gleichen Maße vergolten habe, und kam zu der Einsicht, daß das Verlangen, respektiert zu werden, ihn, wie den Kindern, so auch ihr gegenüber, zu weit geführt habe, dieses Verlangen, das in seiner Unteroffizierslaufbahn und in seiner Stellung eines auf den mühsam erworbenen Rang eifersüchtigen Subalternbeamten seinen Ursprung hatte.

Von diesem Augenblicke an war er sanfter, und manchmal kam ein Kosewort über seine Lippen, das er seit Jahrzehnten nicht mehr ausgesprochen hatte. Wenn er auf die abgemagerte, auf dem Sofa zusammengesunkene Gestalt seiner Frau hinsah, die übers Jahr nicht mehr da sein sollte, hätte er am liebsten zu ihr hineilen und ihr den alten Kopf, der in der Sorge um ihn grau geworden war, und den welken Mund küssen mögen, der nur Ergebenheit für ihn gekannt hatte, aber er bezwang sich; denn sie durfte noch nicht wissen, daß ihr nur mehr ein kurzes Leben bevorstand.

Die Mutter fühlte jedoch gerade an der Milde ihres strengen Mannes, daß ihr Ende herannahte, und es war ihr nicht traurig deshalb ums Herz; denn sie trug einen felsenfesten Christusglauben in der Brust, der ihr den Tod nicht grauenvoll, sondern als eine Pforte zur ewigen Glückseligkeit erscheinen ließ. Einzig fügte sie ihrem Gebet die neue Bitte hinzu, daß ihr ein kurzes, leichtes Sterben beschieden sein solle.

An den Tagen, an denen sie gar nicht aus ihrem Stuhle aufstehen konnte, übernahm Lina die Arbeiten

im väterlichen Hause, während Reinhold, so gut es ging, selbst seine Wirtschaft sich führte.

Als diese Tage zu Wochen wurden, und als die zunehmende Krankheit Linas Anwesenheit immer unentbehrlicher machte, entschloß sich Reinhold, seine Frau zuweilen im Hause des Bodenmeisters aufzusuchen. Anfangs richtete er seine Besuche so ein, daß er den Vater nicht antraf, aber als der Zufall einmal die beiden zusammengeführt hatte und der Bodenmeister Reinhold herzlich die Hand entgegengestreckt hatte, kam er jederzeit, wenn es ihm möglich war, und die Gedanken an die leidende Mutter sammelten die vorher so entzweiten Familienglieder zu einer neuen, zarten Eintracht, in der ein jedes ängstlich die Gefühle des anderen zu verletzen sich scheute, damit nicht der Mutter durch ein noch so geringfügiges Streitwort wehe getan würde.

Die alte Frau saß trotz ihrer Leiden mit strahlenden Augen unter ihren Geliebten, und ihre Schmerzen verschwanden vor der Freude über diesen Frieden, der durch die wahrhafte Liebe aller zu ihr kein erheuchelter und erzwungener mehr war. Von ihren Kindern kehrten dann ihre Blicke zu ihrem Manne zurück, der mit einer Milde, die ihr an ihm so ungewohnt war und die ihm doch so gut ließ, ihre abgezehrte Hand hielt und sie zuweilen halblaut fragte: „Wie geht's denn, mein gutes Mutterchen?"

Und sie zwang ihre Lippen zu einem matten Lächeln, und während sie nach einem armen Atemzug Luft rang, gab sie zur Antwort: „Danke schön, Vater, schon gut, schon gut."

In der Tat besserte sich mit dem Frühjahr und dem Sommer ihr Befinden ein wenig. Sie konnte mindestens von ihrem Lager aufstehen und wohl auch ab und zu ein paar Schritte ins Freie tun.

Infolgedessen glaubten der Bodenmeister und die Kinder sich berechtigt, neue gute Hoffnung hegen zu dürfen, und gingen wieder mehr die eigenen, besonderen Wege, ohne daß aber darum das gute Einvernehmen zwischen ihnen Schaden genommen hätte. Der Vater hatte es aufgegeben, die Söhne zu seiner Ansicht zu bekehren, und diese trugen die ihrige niemals geflissentlich zur Schau.

In dieser freieren Stimmung trat Paul, als er in einer schönen Nacht auf Umwegen mit Reinhold aus dem Wirtshause nach Hause ging, mit einer unerwarteten Tatsache hervor.

Er war am Abend auffallend schweigsam gewesen und fing plötzlich mit etwas beklemmter Stimme an: „Du, Reinhold, ich habe mich verlobt."

Erstaunt fragte Reinhold zurück: „Wirklich? Und auf einmal? Mit wem denn? Und gar wohl länger her schon?"

Paul antwortete brummend: „Du fragst aber weiß Gott gleich zwanzigerlei auf einmal. Also: sie heißt Elsa Gebhardt, und heute früh habe ich mich verlobt."

„Und wie lange kennst du sie denn?"

„Auch seit heute früh."

„Na, das ist dann aber schnell gegangen!"

„Nun, sie hat mich schon länger gekannt, bloß ich sie nicht."

Reinhold wurde aus diesem mürrischen Bescheide nicht klug und drängte: „Aber so tu' mir doch den Gefallen, Paul, und erzähle mal vernünftig, damit man die Geschichte im Zusammenhang erfährt."

Am Ende bequemte sich Paul zu einem ausführlicheren Berichte:

Die Frau eines Mitarbeiters in der Gießerei hätte ihm von der Elsa Gebhardt gesprochen: sie kenne ihn von Ansehen, sie sähe ihn auch ganz gern, und er, Paul, brauche nur zu wollen, dann könnten sie sich heiraten. Na, da sei er denn mal hingegangen, um sie sich anzusehen, und weil sonst alles geklappt hätte, hätte er sich gleich verlobt, weil man doch einmal heiraten müßte. Die Elsa Gebhardt hätte zwar schon vor Jahren 'mal ledigerweise ein Kind gehabt, aber das wäre schon lange gestorben, und jetzt wäre sie ein ganz ordentliches Frauenzimmer, und verdiente sich außerdem mit Handschuhnähen ein ganz hübsches Geld.

Reinhold wußte vor Erstaunen nicht gleich, was er zu dieser Erzählung sagen sollte; es erschien ihm alles gar zu andersartig, als er je empfunden hatte.

Kopfschüttelnd fragte er: „Ja, — hast du sie denn gern?"

Paul zog ein überlegenes Gesicht: „I was! — Gern haben!! So, wie daß man sie vom Tanzen wegschleppen und gleich mit ins Bette nehmen möchte, — nein, das nicht."

„Oder gefällt sie dir wenigstens?"

„Nun, sie ist eine stattliche Person, stark und voll, und sonst — gar zu viel Hübschheit kann man von

einer Zweiunddreißigjährigen nicht verlangen. So alt ist sie nämlich."

„Also älter als du?"

„Na, weißt du, das eine Jahr macht weiß Gott auch nichts aus."

„Dann sag' mir nur in aller Welt: warum nimmst du sie denn eigentlich?"

„Ich denke, sie wird gut wirtschaften, und daß sie was zu verdient, das ist doch auch nicht zu verachten."

„Aber wenn du weiter nichts verlangst, dann hättest du wenigstens eine Jüngere und Hübschere nehmen können."

Paul schwieg eine Weile. Als sie aber dann am Hause angekommen waren und er das Tor aufgeschlossen hatte, wandte er sich zu Reinhold und flüsterte: „Dir kann ich's ja sagen: die Kriegern, was die Frau von meinem Kollegen ist, hat mir's ganz bestimmt versichert: sie hat so gegen zweitausend Taler Geld, und, Gott verdamm mich, da darf man sich nicht erst lange besinnen. An sich selber denken muß man! Ist's nicht so?"

Als Reinhold keine Antwort gab, ging er mit einem „Na also! Gute Nacht!" ins Haus und schloß das Tor von innen zu.

Reinhold war außer sich über die Torheit und Niedrigkeit, die in dieser ganzen Angelegenheit sich ausdrückte. Er mochte die Sache drehen und wenden, wie er wollte, und er mochte sich abmühen, für den Pflegebruder Entschuldigungen zu finden, — immer blieb bestehen, daß das dunkle Gerücht des Besitzes von ein paar tausend Talern genügt hatte, Paul dazu zu

bringen, mit einer gänzlich fremden Person sich zu versprechen.

Das war genau der Hergang, wie er nach den Schilderungen der Redner in den unnatürlichen Zwangs- und Zweckehen der Bourgeois Gepflogenheit war. Das so herrliche und hochgemute sozialdemokratische Evangelium hatte also bei Paul keine Frucht getragen, und die stets wiederkehrende Predigt gegen den Kapitalismus hatte nur in ihm die Lust erweckt, auch einer von den Besitzenden zu sein. Er krankte, wie die geschmähten Gegner, an der Gier, Geld zu besitzen, und war sich in seiner Verblendung nicht bewußt, daß er mit einer lächerlichen Erwartung sich betrog, weil er, wie alle die kleinen Leute, die niemals eine größere Geldsumme ihr Eigen genannt haben, den Wert von zweitausend Talern himmelweit überschätzte.

Reinhold gab sich alle Mühe, Paul von diesem Handel abzubringen, aber der Pflegebruder wies alles Zureden zurück und verbat sich schließlich die ihn bedrückenden Vorstellungen. Dagegen war er damit einverstanden, daß zunächst, wenigstens so lange die Mutter nicht wieder ganz wohlauf wäre, den Eltern seine Verlobung verschwiegen werden sollte. Er fürchtete sich fast davor, ihnen davon Mitteilung zu machen, als ob er einen schlechten Streich verübt hätte.

Nur Lina, Gustav und Röschen bekamen die wenig erbauliche Nachricht zu hören.

Inzwischen „ging" er mit seiner Braut. Er führte sie an den Sonntagnachmittagen auf die ländlichen Tanzsäle, bezahlte ihr Bier und tanzte mit ihr. Die

Elsa Gebhardt putzte sich dazu geschmacklos auf und benahm sich gegen ihren Bräutigam äußerst zurückhaltend. Sie sagte ihm, sie sei das sich selbst schuldig, um nicht in übles Gerede zu kommen, da doch die Verlobung noch nicht in der Zeitung gestanden habe, aber die anderen Mädchen lachten über ihr jungferliches Getue und raunten einander zu, daß sie gegen einen dürren Schreiber, der bei ihrer Flurnachbarin eine Schlafstelle innehatte, im Dunkeln auf der Treppe weit zutunlicher sei, als gegen ihren erklärten Bräutigam.

Paul richtete diese Ausgänge möglichst dahin, wo er keine Bekannten zu treffen glaubte, die den Eltern über ihn und Elsa erzählen könnten, aber trotzdem währte es nicht lange, bis sie davon erfuhren.

Keines der Geschwister hatte bisher die neue Schwägerin zu Gesicht bekommen; endlich begegnete einmal die junge Frau Reutter, als sie auf dem Wege zur Schwiegermutter war, dem Brautpaare.

Röschen glaubte einer Begrüßung nicht ausweichen zu können und nahm sich vor, recht herzlich zu sein, aber Paul drückte sich mit einem Gruße geschwind vorbei. Röschen sah ihm erstaunt nach und gestand sich zugleich, daß die übermäßig aufgeputzte Verlobte des Schwagers keinen günstigen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Röschen war nicht danach geartet, etwas, was ihr auf dem Herzen lag, bei sich zu behalten, und als sie darauf Lina bei der Mutter vorfand, dachte sie nicht im geringsten mehr an die Abmachung, sondern sprudelte, noch während sie ihren Hut ablegte, die

Neuigkeit hervor: „Endlich jetzt hab' ich grad' Pauls Braut gesehen."

Erst als die Mutter verwundert aufhorchte und kopfschüttelnd fragte: „Wen hast du gesehen? Pauls Braut?" wurde sie ihres Versehens inne und schalt sich wegen ihrer Unüberlegtheit.

Freilich ließ sich das Geschehene nun nicht länger verbergen; die Töchter mußten erzählen, und wenn sie auch bei ihrer Erzählung alles so zu wenden suchten, daß Paul in einem möglichst milden Lichte erschien, — die Mutter erfuhr doch die ganze Wahrheit, als sie Paul selbst über die überraschende Angelegenheit befragte.

Es tat der alten Frau ehrlich weh, daß ihr Sohn von so häßlichen Erwägungen sich hatte leiten lassen, und sie ermahnte ihn mit rührenden Worten, ihr vor ihrem nahen Tode die schwere Sorge dadurch vom Herzen zu nehmen, daß er seinen Plan aufgäbe, so lange es Zeit sei; denn eine Ehe, die mit solchen Gedanken eingegangen sei, könne unmöglich zum Segen gedeihen.

Aber Paul wußte ihrem Zureden rasch mit einem Einwurf ein Ende zu bereiten, den er sich schon lange für diesen Fall zurechtgelegt hatte und dessen Beachtung von seiten der Eltern er sicher war. Er antwortete auf die Bitten der Mutter: „Ja, Mutter, Sie mögen vielleicht recht haben, wenn auch die Sache nicht so schlimm ist, als Sie sich vorstellen; denn ich habe wirklich Elsa jetzt recht gern. Aber ich könnte auch jetzt nicht mehr anders; sie hat nun einmal mein Wort."

„Und das muß man halten," gab die Mutter

seufzend zu. In ihrem biederen Sinne erschien ihr das Wort, das der Bräutigam der Braut gegeben hatte, genau so bindend als der Schwur am Altare, und, dieser für sie unabänderlichen Tatsache sich beugend, fuhr sie fort: „Gott gebe, daß du das Richtige getroffen hast."

Als dann Paul, befriedigt über diesen schnellen Abschluß der Unterhaltung, zur Tür sich wandte, rief sie ihn nochmals an und sagte bittend: „Aber nicht wahr, Paul, du bringst mir deine Braut, damit ich mit ihr reden kann und sie ein bißchen kennen lerne?"

Der Sohn war von diesem Wunsche wenig angenehm berührt, er konnte ihn aber nicht wohl der Mutter abschlagen und machte mit seiner Braut den nächsten Sonntagnachmittag zu der Vorstellung aus.

Er fühlte vorweg, daß keines seiner Angehörigen an der Gebhardt Gefallen finden werde, weil sie von einer ganz anderen Art war, die nirgends mit der Reutterschen sich berührte, und dieses Gefühl konnte ihn sogar für Augenblicke in seinem Vorhaben wankend machen.

Aber dann hielt er sich stets wieder an eine Gedankenreihe, die er sich zurechtgedacht hatte und zu der er ein um so festeres Zutrauen gewann, je mehr er von Zweifeln bedrängt wurde. Er rechnete so: nachdem er seither in dem Sinne strenger Pflichterfüllung, wie sie in seinem Elternhause herrschte, sein Leben geführt hatte, hatte er sich eben gerade schlecht und recht durchgeschlagen; fast nur harte Arbeit hatte ihm dieses Leben gebracht. — Würde er nun nicht

vielleicht eher auf einen grünen Zweig kommen, wenn er einmal die bisherige, entsagungsvolle Bahn verließ und auf eine etwas weniger honette Art vorwärts zu kommen trachtete?

Er klammerte sich an diese Hoffnung und glaubte zuversichtlich an ihre Verwirklichung. Wenn nur erst ein Anfang da war, dann würde schon der entsprechende Fortgang sich auch einstellen, und alle die Sprüchwörter und Redensarten; „wo Tauben sind, fliegen Tauben zu", — „Geld kommt zu Gelde", und die anderen, die dasselbe besagten, schienen ihm Beweise für die Erfüllung seiner Wünsche zu sein.

Am nächsten Sonntag, gleich nach dem Mittagessen, machte er sich auf den Weg, um Elsa zu dem Besuche abzuholen. Er fand sie noch mehr aufgeputzt als gewöhnlich, und immer noch hatte sie sich hier ein Löckchen zu brennen, dort eine Schleife anzustecken.

Wenn er sie sonst ausgeführt hatte, war ihm das nicht aufgefallen, und es wäre ihm auch gleichgültig gewesen, aber diesmal ging es ihm plötzlich auf, wie wenig dieses bänderübersäte, schreiendfarbige Kleid und ihr wallender, breitkrämpiger Federhut zu der Einfachheit und Schlichtheit seiner Eltern passen würde.

Finster sagte er zu Elsa: „Wie hast du dich nur angezogen? Du siehst ja, Gott verdamm mich, aus, als wolltest du zu Balle gehen."

Elsa gab gereizt zur Antwort: „Wie ich mich angezogen habe?! — Nun, wie immer. Mein gutes Blaues hab' ich an, und nur ein paar Schleifen hab'

ich mir noch drauf gesetzt. Denn deine Eltern sollen mich nicht etwa über die Achsel ansehen."

Paul ärgerte sich und entgegnete: „Ach was! Du sollst zu einer kranken alten Frau gehen; da zieht man sich nicht so eine Fahne an."

Aber Elsa ließ sich nicht überreden und blieb dabei, daß sie gerade bei diesem Besuche ihr bestes Kleid anhaben müsse. Endlich, als Paul grob sagte: „Na gut, dann gehen wir überhaupt nicht," bequemte sie sich seinem Vorschlage an. Sie zog ein glattes, schwarzes Kleid an und setzte einen einfachen Hut auf.

Wie sie damit im Spiegel sich betrachtete, gefiel sie sich gar nicht, und um dem Bräutigam eins zu versetzen, sagte sie: „Na, weißt du, nun sieht es gerade so aus, als ob wir bei deiner Mutter zur Leiche gingen."

Paul stellte sich, als hätte er die Bemerkung nicht gehört; schweigend nahm er ihren Arm und führte sie nach der elterlichen Wohnung.

Nachdem er sie mit dem Vater und den Geschwistern bekannt gemacht hatte, führte er sie zur Mutter und ließ die beiden allein.

Es dauerte geraume Zeit, bis Elsa wieder aus der Kammer kam.

Die alte Frau war herzlich besorgt um das Lebensglück ihres Sohnes, und glaubte nicht besser dazu helfen zu können, als wenn sie seine Braut immer und immer wieder um Himmels willen bat, sie sollte ihm eine gute, brave Frau werden; er habe zwar seine Eigenheiten und Schwächen, aber im Grunde sei er ein seelensguter Mensch.

Elsa war klug genug, niemals zu widersprechen und versprach, was die Kranke wollte. Am Ende fühlte sie sich fast ergriffen von der Inbrunst, mit der die Mutter für ihren Sohn bangte und bat, und wie zum Abschied die alte Frau sie mit einem Kusse auf die Stirn segnete, traten ihr ehrliche Tränen ins Auge.

Aber sie war viel zu oberflächlich, als daß sie auch nur einen Augenblick über das eben Gehörte nachgedacht hätte, und kaum war sie wieder am Tische, so studierte sie schon mit neidischer Neugier das kleidsame, flott ausschauende Kleid, das Röschen so hübsch zu Gesicht stand.

Dagegen lag die Mutter voll Kummer und Sorge auf ihrem Lager. Sie sah die Menschen und Dinge bereits mit der ungetrübten, durch nichts zu täuschenden Klarheit, die die Sterbenden haben, die vor dem nahen Tode sich nicht fürchten, und sie sah das niedrige, hinterhaltige Herz des Mädchens, das die Frau ihres Sohnes sein würde, und ahnte das Unheil dieser Ehe.

Sie sann nach einem Mittel, das die Not abwenden könnte, aber sie fand keinen Ausweg, und das Bewußtsein, den Sohn dem sicheren Unglück zurücklassen zu müssen, machte ihre Augen in der Nacht schlaflos und machte ihr das Sterben leid.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit dem beginnenden Herbst wurde es schlechter mit ihr. Es schien, als ob der Glanz und die Wärme der Sommersonne allein noch das entschwindende Leben am Tageslichte festgehalten hätten. Die Atemnot steigerte sich zu quälenden Erstickungsanfällen, angesichts

derer der herbeigerufene Arzt nur erklären konnte, daß die Auflösung der Kranken täglich zu erwarten sei.

Die Mutter erwartete ihr Ende mit einer stets sich gleichbleibenden getrosten Zuversicht.

„Ich wüßte nicht, weshalb ich mich vor dem Tode fürchten sollte," pflegte sie zu Lina, die Tag und Nacht an ihrem Bett saß, zu sagen, und nur in der Angst der Anfälle bat sie: „Herr Gott, mach's gnädig mit mir uud laß mich nicht gar zu viel leiden!"

Am Nachmittag eines der ersten Dezembertage kam ein halbwüchsiger Junge zu Reinhold, Gustav und Paul gelaufen und richtete vom Bodenmeister aus, daß es mit der Mutter sehr schlecht stände und daß es wohl heute noch mit ihr zu Ende gegen würde.

Daraufhin gingen die drei, nachdem ihre Geschäfts- und Arbeitszeit vorüber war, zu den Eltern.

Fast gleichzeitig trafen sie ein, weil sie alle mit derselben Eile ihre Wege zurückgelegt hatten.

Der Bodenmeister, der schon von Mittag an sich hatte freigeben lassen, öffnete ihnen und hieß sie mit einem starken, innigen Händedruck willkommen. Röschen saß mit rotgeweinten Augen am Lager der Mutter, während Lina für die Brüder etwas Abendbrot herrichtete.

Die Mutter lag, anscheinend ohne Schmerzen zu empfinden, da; als sie die Tür gehen hörte, wandte sie etwas den Kopf und lächelte den Eintretenden freundlich zu. Im Lichte der Lampe erschien ihr Gesicht leicht gerötet und fast frisch, aber sie atmete nur mühsam mit kurzen, stoßweisen Zügen, und die Worte kamen einzeln und abgerissen von ihren Lippen.

Ihre Augen umfingen die Söhne mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit, aber ihre Hände waren zu matt, um die Heißgeliebten ein letztes Mal zu greifen und zu halten.

Nacheinander beugten sich die Brüder über das Bett und strichen mit einer scheuen Ehrfurcht leise über die kraftlosen Hände, und aus den Blicken der Mutter leuchtete die freudige Dankbarkeit, daß sie noch einmal alle, die ihr lieb waren, hatte sehen dürfen, bevor sie zur Ruhe ging.

Zuletzt trat wieder der Bodenmeister an das Lager heran und fragte mit zitternder Stimme: „Geht's besser, Mutterchen?"

Die Kranke wandte dem Gatten ihren vollen Blick zu, und mit einem Versuche, heiter und zuversichtlich auszusehen, antwortete sie, jedes einzelne Wort mit Mühe hervorstoßend: „Danke schön, Vater. Die Schmerzen sind weg; vielleicht, daß mich der liebe Gott recht ruhig einschlafen läßt."

Darnach wurde es still in dem Zimmer, nur das leise Weinen Röschens war zu hören.

Draußen trieb der Sturm den ersten Schnee in dichten Flocken an die Scheiben und häufte ihn über den Rahmenleisten in die Höhe.

Als ein wütender Windstoß an dem Fenster rüttelte, hob die Mutter die Augen auf, sah das Schneetreiben und flüsterte halb für sich: „Schnee?! — Ja, ich soll nicht frieren in der Erde."

Und sie schauerte ein wenig zusammen.

Nach einer Weile trat Lina in die Stube und

deutete durch Zeichen den Brüdern an, sie möchten ins Wohnzimmer gehen, um dort etwas zu sich zu nehmen. Aber jene schüttelten die Köpfe und blieben.

Von ihrem Lager aus hatte die Kranke ihre Gebärden gesehen und richtete ihre Augen fragend auf den Bodenmeister. Der verstand sie sogleich und gab Auskunft: „Lina hat den Jungens was zu essen hingestellt, sie wollen aber lieber bei dir bleiben."

Da schüttelte sie leise den Kopf und sagte: „Geht nur ruhig, Kinder! Lina und Röschen bleiben schon bei mir." —

Wie der Vater und die Söhne, nachdem sie in Hast ein paar Bissen gegessen hatten, wieder in das Krankenzimmer traten, hatte die Mutter die Augen geschlossen. Zuweilen hob sie die Lider empor und sprach ein paar Worte, je nachdem ihre Sinne sie führten.

Als Gustav einen seiner gewohnten Hustenanfälle nicht ganz unterdrücken konnte, sagte sie zu ihm: „Gott gebe dir deine Gesundheit wieder!" Als ihre Blicke die beiden an ihrem Bett sitzenden Frauen trafen, wandte sie sich erst zu Röschen nnd flüsterte: „Erzähl' deinen Kindern manchmal von der Großmutter." Dann kehrte sie sich zu Lina und sprach: „Dir wünschte ich auch so ein kleines Wesen." Dann wieder, Röschen betrachtend, die zum sechsten Male in guter Hoffnung war: „Aber du solltest ihrer genug haben."

Wie ermattet von ihren Worten schien sie dann etwas fester eingeschlafen zu sein und lag still da. —

Es war nahe zur Mitternacht geworden. Die mit

einem Schirm verdunkelte Lampe verbreitete in dem schweigenden Zimmer ein trübes Licht. Röschen und Lina saßen am Bett, während die Männer, an die Wände gelehnt, beisammenstanden und ab und zu leise etwas einander zuflüsterten.

Allmählich drang die Nachtkälte durch die Ritzen des Fensters und drohte die geringe Wärme, die noch von der letzten Glut des Ofens ausging, ganz zu vertreiben. Dann ging behutsam einer der Männer in die Nebenstube, füllte eine Schaufel mit Kohlen und legte sie sachte auf die verglühenden Schlacken.

Dieser Verrichtung sahen jedesmal alle mit einer müden Aufmerksamkeit zu, und wenn sie getan war, lauschten sie wieder schweigend dem raschen, kurzen Atmen der Kranken, dem einzigen Geräusch in der menschengefüllten, regungslosen Stube.

In der zweiten Morgenstunde hörten sie noch einmal die Mutter reden.

Sie flüsterte mit geschlossenen Augen: „Mir ist schläfrig. Ich will versuchen zu schlafen. — Und gute Nacht auch!“

Damit legte sie sich etwas auf die Seite, und in der Tat schien sie in einen tiefen Schlaf gefallen zu sein, denn ihr Atem ging ruhiger und gleichmäßiger.

Infolgedessen winkte der Bodenmeister Gustav und Reinhold ins Wohnzimmer und sagte ihnen: „Wie es scheint, schläft Mutter ganz gut. Ich glaube darum, ihr könnt ruhig nach Hause gehen und noch ein paar Stunden euch hinlegen; Paul kann sich auch legen, und Lina und ich bleiben bei der Mutter. Denn Röschen

muß sich am allerehsten jetzt schonen, und ihr habt morgen wieder eure Arbeit und braucht auch euren Schlaf."

Dawider war nichts einzuwenden.

Die Kinder traten noch einmal zur Mutter ans Bett und gingen dann nach Hause und zur Ruhe.

Nach einer Weile hieß der Bodenmeister auch Lina in der Nebenstube sich aufs Sofa legen und blieb allein am Bett seiner Frau.

Ihr Atem ging immer noch wie vorher, gleichmäßig und frei, und obwohl der Arzt jede Hoffnung genommen hatte, gewann der Gatte mit einem Male eine neue, starke Zuversicht.

Ja, gewiß; seine gute Frau würde gestärkt wieder aufwachen. Sie hatte sich nie so leicht unterkriegen lassen und würde auch diese Gefahr überstehen. So atmete doch kein Todkrankes! — Aber ganz sicher würde sie sich wieder herausmachen!

Schließlich überwältigte auch ihn die Müdigkeit. Er schlief auf dem Stuhl sitzend ein und schreckte erst empor, als an der Flurtür die Glocke gezogen wurde.

Draußen war es finster, aber die Lampe flackerte noch. Er hob den Schirm in die Höhe und sah nach seiner Frau.

Gott sei Dank, das war noch das gleich freundliche, liebe Gesicht.

— Aber die Nase war so seltsam spitz, die Augen waren so tief eingesunken, der Mund stand halb offen, und die Hände fühlten sich eiskalt an. —

An der Tür hatten Reinhold und Gustav ge-

schellt, um vor der Arbeit des Tages nach der Mutter zu fragen. Als sie mit Lina in die Wohnstube traten, kam der Vater aus der Kammer und sagte einfach: „Kinder, wir haben sie nicht mehr. Eure gute Mutter ist ganz ruhig eingeschlafen."

— — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Tode der Mutter dauerte es eine geraume Zeit, bis alles wieder in sein regelmäßiges Gleis kam.

Gustav und Reinhold schlugen jeder dem Vater vor, er solle nun die eigene Häuslichkeit aufgeben und zu einem von ihnen ziehen, aber der Bodenmeister nahm es nicht an.

In der Tat war auch mindestens das Anerbieten Gustavs mehr gut gemeint als ausführbar; denn seine zahlreiche Familie nahm die Wohnung bis auf das letzte Plätzchen in Anspruch. Bei Reinhold aber, einem bekannten sozialdemokratischen Führer, zu wohnen, glaubte der Vater als Staatsbeamter nicht verantworten zu können.

Lina führte ihm noch vierzehn Tage die Wirtschaft, dann traf eine entfernte Base des Bodenmeisters ein, die er gebeten hatte, die Sorge seines Haushaltes zu übernehmen.

Die Frau Woldtke war eine kleine, lebhafte Person, die mit ihren Ansichten nicht hinter dem Berge hielt. Sie hatte bisher als Witwe des Kirchschullehrers in einem wohlhabenden Dorfe der Meißener Pflege sehr sorgenfrei von einer reichlichen Pension gelebt und hatte nicht das geringste Verlangen nach der Stadt getragen.

Darum war sie über das Ersuchen des Vetters gar nicht sehr erfreut gewesen und nur gekommen, weil sie es für ihre Christenpflicht hielt, dem schon bejahrten Witwer in seiner Verlegenheit beizuspringen. Sie betonte auch stets, daß sie vorerst die Dinge sich ansehen wolle und einen endgültigen Beschluß sich stets vorbehalte.

Gleichwohl ging sie mit einem unbändigen Eifer an ihre Geschäfte, und die Wohnung sah alsbald genau so blinksauber aus wie zurzeit, als die Mutter Reutter noch ihr vorgestanden hatte. Der einzige Unterschied war der, daß das, was die Verstorbene still und sachte verrichtet hatte, jetzt mit einem ziemlichen Lärm getan wurde.

Frau Woldtke fand, daß das Wirtschaften erst den rechten Spaß gäbe, wenn man auch etwas davon hörte, und es scherte sie wenig, wenn es zuweilen ein harmloses Krachen und Klirren abgab. Außerdem sprach sie über die Maßen gern, so gern, daß sie laut mit sich selbst sich unterhielt, wenn sie allein war.

Dem Bodenmeister war dieses geräuschvolle Wesen zuwider. Er litt fast darunter, daß ihn die Cousine immer von neuem in ein Gespräch verwickeln wollte, zu dem er nicht die geringste Lust verspürte, und war froh, als die Redselige ihn schließlich mit ihren Fragen in Ruhe ließ und nur mehr selbst erzählte.

Er wunderte sich über sich selbst, daß er die Geduld besaß, dieses Schwatzen sich gefallen zu lassen, und er wäre früher wohl auch mit einer Grobheit dazwischen gefahren, aber seit seine Frau zu kränkeln angefangen hatte und besonders, seit sie von ihm gegangen war,

hatte er fast alle Rauheit seines Wesens abgelegt. Es war ja nicht der Mühe wert, auch nur über irgend etwas ein großes Geschrei zu erheben, denn dieses ganze Leben galt ihm nur noch die Hälfte, seitdem sein so treuer Kamerad nicht mehr neben ihm ging. Sein Körper hielt sich zwar straff und rüstig, aber sein Geist war müde geworden. —

Ein Vierteljahr nach dem Tode der Mutter kam Paul zum Vater und sagte ihm, er wolle nun mit dem Heiraten Ernst machen; es wäre zwar noch die Zeit der ersten Trauer, aber die Hochzeit könne ja ganz in der Stille gefeiert werden.

Gleichmütig gab der Bodenmeister seine Zustimmung.

Aber Paul hatte noch mehr auf dem Herzen und stotterte verlegen: „Und dann, Vater, wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich mich nicht kirchlich trauen lassen wollte, weil das —"

Hier wußte er nicht weiter; er schwieg und erwartete den Zornesausbruch des Vaters, der nun sicher kommen mußte.

Wirklich fuhr auch der Bodenmeister einen Augenblick auf und fragte scharf und mit unterdrückter Heftigkeit: „Nun, warum?" aber gleich darauf schien er wieder ruhig zu werden.

Ein paarmal ging er auf und ab und trat ans Fenster, um dem Sohn den Schmerz in seinem Gesicht nicht sehen zu lassen, dann sprach er achselzuckend: „Nun ja, wer das Bedürfnis nicht hat, kann das ja wohl weglassen. Das ist übrigens ganz deine Sache."

Paul fühlte sich durch diese Worte ungeheuer erleichtert.

Mit schwerem Herzen hatte er dem Vater die Mitteilung gemacht; er wußte, daß er ihm damit großes Leid bereiten würde und war nur dem Zureden seiner Braut gefolgt.

Die Sache war so gekommen:

Zufällig war er ein paarmal mit ihr in einer Gesellschaft gewesen, in der lebhaft in sozialdemokratischem Sinne über Politik gesprochen worden war. Alsbald hatte sich Elsa mit einer ganz grundlosen Begeisterung auf diese Ideen geworfen, die sie nicht im geringsten verstand. Sie trug von da an mit Vorliebe blutrote Blusen und Bänder, faselte einen greulichen Unsinn über die erhabensten Dinge und gebärdete sich so überzeugt und radikal als nur möglich.

Sie erklärte, ehe daß sie von einem Pfaffen den Bund ihrer freigewählten Liebe segnen lasse, würde sie lieber ganz verzichten. In Wahrheit aber hatte sie Furcht, daß ihr von dem strengen Pastor ihres Bezirks wegen ihres früheren Fehltrittes nicht erlaubt werden würde, im weißen Kleide und im Myrtenkranze sich trauen zu lassen.

Der Bräutigam suchte ihr lange ihren Plan auszureden und wurde dabei von Reinhold unterstützt, der die künftige Schwägerin bat, den Vater in dieser Zeit um einer rein äußerlichen Zeremonie willen nicht so tief zu kränken, aber sie blieb bei ihrem Kopfe, und schließlich versprach Paul, ihr den Willen zu tun.

Nachdem er so leichten Kaufes aus der Unter-

redung mit dem Vater hervorgegangen war, ließ er die Predigten der Tante Woldtke, die über die Gottlosigkeit der Städter zeterte, gleichmütig über sich ergehen und bat sie auch nicht lange, als sie erklärte, so einer Hochzeit werde sie nie und nimmer beiwohnen.

Er trieb die Angelegenheit rasch voran, holte von Elsa die nötigen Papiere und trug sie, ohne sie groß anzusehen, auf das Standesamt.

Als die für das Aufgebot vorgeschriebene Frist abgelaufen war, bat er seine Brüder für den Vormittag des nächsten Sonnabends als Trauzeugen. Er selbst holte seine Braut ab und ging mit ihr nach dem Standesamt.

Elsa hatte eine neue rote Bluse angelegt und sah etwas rührselig aus.

Die Handlung nahm ihren alltäglichen Verlauf. Der Beamte sagte seinen Spruch von der Wichtigkeit des bevorstehenden Schrittes und von der hohen Bedeutung der Ehe auf und fragte dann zuerst den Gelbgießer Paul Reutter, ob er mit der anwesenden Pauline Gebhardt die Ehe eingehen wolle.

Überrascht blickte Paul auf Elsa, aber die nickte ihm zu und unterschrieb sich nachher auch deutlich „Pauline Reutter, geborene Gebhardt".

Als sie dann, übermäßig zärtlich in seinen Arm sich einhängend, die Treppe hinunter stieg, flüsterte sie ihm zu: „Hast du denn das nicht gelesen? Ich hab' mich schon immer so genannt. Denn, weißt du, Elsa ist doch viel feiner als Pauline."

7

Paul Reutter hatte in der Webergasse eine kleine Wohnung gemietet. Im Grunde hatte aber Elsa — Paul hatte es bei diesem Namen sein Bewenden haben lassen — diese Wahl getroffen, weil sie als Flurnachbarin eine alte Bekannte aus der Handschuhfabrik vorgefunden hatte, die einen Eisendreher geheiratet hatte.

Die junge Frau stellte es sich sehr behaglich vor, jeden Augenblick in ihren Mußestunden auf einen Sprung und auf ein paar Worte zu dieser Freundin gehen zu können, und ruhte nicht, bis Paul eingewilligt hatte, das Logis zu nehmen.

Er hatte sich anfangs heftig dagegen gesträubt, in der Webergasse, dieser unsauberen, winkeligen, schmalen Straße, die zudem noch eines üblen Rufes sich erfreute, sich niederzulassen und war darin von Reinhold und Gustav unterstützt worden, aber Elsa hatte ihn bei seiner politischen Ehre zu packen gewußt und war auch damit erfolgreich gewesen.

Mit ihrem albernen Pathos sagte sie: „Wo wäre es für uns enterbte Proletarier passender zu wohnen als in dieser Gasse? Da gehören wir hin und wollen uns nicht über andere erheben, bis wir dann die Macht haben werden, es uns herauszusuchen, wo wir wohnen wollen."

Paul hatte diese Beweisführung einmal als stichhaltig erkannt und schwor nun darauf.

Reinhold besonders bemühte sich, den Bruder aus dieser Umgebung zu entfernen. Er ließ es sich nicht verdrießen, ihn oft zu den Klubabenden abzuholen; jedesmal zeigte er ihm dabei den Dunst und den Schmutz, der diese Gasse erfüllte, und verwies ihn auf die reine Luft und die geraden, hellen Zeilen der Vorstadtstraßen, die nur um ein weniges weiter von Pauls Gießerei lagen und in denen keinesfalls die Wohnungen teurer waren.

Aber Paul blieb hartnäckig; er hörte zuletzt gar nicht mehr auf das, was Reinhold sagte, und stützte sich stets nur auf die ihm von Elsa eingeimpfte törichte Phrase.

Überdies sah Reinhold sich bald gezwungen, mit seinen lästigen Mahnungen fernzubleiben, da ihm Lina arge Sorgen zu machen begann. Sie kränkelte seit dem Tode der Mutter und konnte sich gar nicht wieder erholen. Ersichtlich hatte sie bei der Pflege der Kranken zuviel sich zugemutet; sie litt an Appetitlosigkeit, und es lag ihr von Tag zu Tag immer matter in den Gliedern.

Reinhold nötigte sie, einen Arzt zu befragen; aber der vermochte auch nichts anderes zu sagen, als daß

11*

die Anzeichen einer bevorstehenden Krankheit zwar vorhanden seien, aber man müsse abwarten, ob die gute Natur der Frau sich durchhelfen oder ob das Übel zum Ausbruch kommen werde.

Damit war Reinholds Unruhe nur vergrößert worden. Er hielt sich von da an stets, so oft seine Arbeit es ihm gestattete, in Linas Nähe und umgab sie mit einer rührenden, frauenhaften Zärtlichkeit. An seine politischen Bestrebungen schien er gar nicht mehr zu denken; sie waren ihm über der schweren Sorge um sein Weib gleichgültig geworden.

Lina nahm seine zarten Rücksichten mit innigem Danke auf und empfand in dem schweigsamen Verstehen dieser gemeinsamen Abendstunden eine unendlich glückliche Befriedigung. Obwohl sie täglich sich schlechter fühlte, kam ihr diese Zeit täglich immer herrlicher vor, und von ihrer stillen, herzlichen Zufriedenheit ging etwas auf Reinhold über, so daß er, nur in der schönsten Eintracht seiner Ehe lebend, keinen Wunsch mehr zu haben glaubte.

Paul sah ihn jetzt wochenlang nicht und war darüber nicht zornig. Er hatte sich schnell in die durch seine Heirat hervorgerufenen Veränderungen gefunden und meinte über seine Ehe sich nicht beklagen zu können. Er hatte das halb unbewußte, dumpfe Gefühl, daß es ihm in dieser neuen Lebenslage ganz erträglich gehe, und war schon gewöhnt, nicht mehr von seinem Leben zu verlangen.

Er sah sich leidlich gehalten und verpflegt, und der Voranschlag, den er für seinen Haushalt sich aufgestellt hatte, erwies sich als richtig.

Wöchentlich verdiente er zwischen sieben und acht Talern, wenn es hoch kam, wurden es zuweilen wohl auch neun. Davon legte er stets bei Heller und Pfennig den fünften Teil zurück, um davon Mietzins, Steuern und die Ausgaben für seine Kleidung und sein Schuhwerk zu bestreiten und um ferner für unvorhergesehene Fälle etwas übrig zu haben. Für den Putz seiner Frau brauchte er nichts auszugeben; Elsa hatte ihm gesagt, daß er darum sich nicht kümmern solle, das sei ihre Sache, und Paul hatte das ganz in der Ordnung gefunden, weil sie ja doch über die Zinsen ihres mitgebrachten Kapitals zu verfügen hatte. Fünf Taler gab er dann Elsa Wirtschaftsgeld auf die Woche, und das übrige gehörte ihm für sein Bier und seinen Tabak.

Hatte es einen verhältnismäßig geringen Verdienst gegeben, dann ging ihm das am eigenen Leibe ab. Dann schalt er zwar auf die blutsaugerischen kapitalistischen Ausbeuter, aber niemals nahm er von dem abgeteilten Fünftel und hielt unter allen Umständen an seiner Rechnung fest, die er in dem häuslichen Ratgeber eines Volkskalenders empfohlen gefunden hatte.

Auch Elsa fühlte sich als Frau durchaus behaglich. Sie hatte nur ganz wenig zu arbeiten. Der Ersparnis an Feuerung halber wohnte das Ehepaar in der Küche, so daß in den beiden Vorderstuben, die obendrein, weil die Möbel nur für ein Zimmer berechnet gewesen waren, ziemlich leer sich ausnahmen, gar nichts zu tun war, und die Schlafkammer und die kleine Küche waren im Handumdrehen sauber gemacht.

Zwar stand Elsa früh mit Paul auf, um ihm Kaffee zu bereiten, aber sobald er zur Arbeit gegangen war, legte sie sich von neuem nieder und schlief noch ein paar Stunden. Dann hatte sie noch immer Zeit, eine reichlich gemessene Weile mit der befreundeten Nachbarin sich zu unterhalten, um dann erst ein Stück Fleisch einzuholen, das sie dem Manne geschwind in Schmalz zum Mittagessen schmorte. Die Kartoffeln, die sie ihm dazu vorsetzte, waren allerdings meist noch nicht gar, und wenn Paul einmal nach dem kräftigen Gemüse, das er zu Hause so gern gegessen hatte, verlangte, erhielt er hartes und angebranntes Zeug, so daß er schließlich bei dem Bratfleisch als ständigem Gericht sich beruhigte.

Nachmittags besorgte die Freundin eine Aufwartung, so daß Elsa sich selbst überlassen blieb. In diesen Stunden saß sie entweder mit brennenden Wangen über den Groschenromanen der Treppenkolporteure oder sie putzte sich vor dem Spiegel in der guten Stube oder sie fing auch an, aus Langeweile Handschuhe zu nähen. Von dem Erlös kaufte sie sich dann neuen Putz in schreienden Farben und liebte es, in ausgeschnittenen Halbschuhen aus billigem Lackleder zu gehen.

Paul fragte nie danach, was sie in ihrer freien Zeit anfing. Er hielt nur streng darauf, daß für seine Bedürfnisse gebührend gesorgt wurde, und konnte ernstlich zornig werden, wenn er in seiner knappen Mittagspause noch über Gebühr lange auf sein Essen warten mußte. Im übrigen gewöhnte er sich bald an die einigermaßen saloppe Art Elsas und hatte es leicht

vergessen, daß er im Vaterhause weit peinlicher und liebevoller abgewartet worden war.

Der Hauptzweck, den er beim Eingehen seiner Ehe verfolgt hatte, war erreicht.

Er war auch vor seiner Ehe nicht keusch geblieben. Gleich den Altersgenossen hatte er an den Sonntagen auf den Tanzböden flüchtige Bekanntschaften mit den Frauenzimmern angeknüpft, die ohne weiteres jedem Manne sich hingeben, der ein paar Tanztouren mit ihnen tanzte und ihnen ihr Bier bezahlte. Allmählich hatte ihn dieses Treiben abgestoßen und er war auf den Gedanken gekommen, eine Frau sich zu nehmen, bei der er ja dies alles ohne alle Umstände genießen würde. Während solcher Erwägungen bot sich ihm die Aussicht auf Elsa. So sehr ihm das ihr nachgesagte Geld zusagte, würde er sie doch nicht genommen haben, wenn nicht seine Sinne wirklich von ihrer Erscheinung angezogen sich gefühlt hätten. Sie hatte ein gewöhnliches, aber nicht übles Gesicht und eine derbe, kräftige Figur und trug mit Stolz einen vollen, straffen Busen zur Schau.

Darum griff er geschwind zu.

Elsa ihrerseits hatte sich seit ihrem ersten Fehltritt in der Tat rein gehalten; aber sie verzehrte sich in neuer Begierde, und ihre unbefriedigten Sinne entbrannten zu einer ungemessenen Sinnlichkeit. Dieses üppige Weib, das mehr als die Hälfte der vierundzwanzig Stunden des Tages in ihrem faulen Federbett zubrachte, entkräftete den von seiner Arbeit schon halb ermatteten Paul mit der Maßlosigkeit ihrer gierigen Umarmungen.

Er, der schon vorher sein Leben am liebsten zwischen die nun einmal notwendige Arbeit und zwischen den Schlaf geteilt hätte, versank jetzt in einen interesselosen, dämmernden Stumpfsinn, der die Außendinge ganz vergessen zu haben schien.

Alles, Politik und die Verwandten, war ihm gleichgültig geworden. Er kümmerte sich weder um den Vater noch um die Brüder und mußte, gleichsam aus einem Traume aufwachend, sich erst besinnen, als an einem Freitag, Mitte Mai, Elsa ihm abends erzählte, ein Kind wäre dagewesen und hätte von Reinhold ausgerichtet, mit Lina ginge es sehr schlecht. Erst jetzt wurde er sich wieder bewußt, daß er seit langem vergessen hatte, nach der leidenden Schwester sich zu erkundigen, und er beeilte sich, das nachzuholen, was er versäumt hatte.

Reinhold konnte ihm nicht eben günstige Auskunft geben.

Lina lag an einer schweren Lungenentzündung darnieder. Nachdem ihr entkräftendes Siechtum sich nicht gehoben hatte, war diese akute Krankheit zum Ausbruch gekommen, als die Leidende, von einem Spaziergang im Frühjahrssonnenschein ermüdet, auf eine Bank sich gesetzt hatte und eingeschlafen war. Reinhold fand sie stark fiebernd vor, als er am Abend von der Arbeit heimkehrte.

Er und der Arzt taten, was sie konnten.

Reinhold gab seine Arbeit auf und übernahm selbst die Pflege seiner Frau. Er blieb dem Krankenlager zur Seite und nur, wenn er die bange Angst seines

Herzens in der Stube nicht mehr ertragen zu können glaubte, ging er auf Minuten ins Freie. Dann nahm eine Briefträgerswitwe aus dem Erdgeschoß des Hofgebäudes seinen Platz ein. Sie verrichtete ihm auch das Notwendige in seinem Haushalte, und obwohl sie mit Strumpfstricken ein nur zu kümmerliches Auskommen sich schaffen mußte, war sie nicht zu bewegen, für diese Arbeit etwas zu nehmen.

Dieselbe Rücksicht und dieselbe Bereitwilligkeit, der fremden Not beizustehen, gab sich auch bei den übrigen Hausbewohnern kund. Es waren alles kleine Leute, die ein jedes ihre Sorge zu tragen hatten, aber was sie vermochten, boten sie gern.

Reinhold hatte die Kinder der Mieter stets zu seiner Verfügung, um sie zum Arzt zu schicken oder um aus der Apotheke die Medizin zu holen, und gerührt hörte er durch die dünne Flurtür, wie der über ihm wohnende Hausierer, der am Tage mit Wichse und Streichhölzern und am Abende in den Restaurationen mit warmen Würstchen handelte, bei seiner späten Heimkehr im Hausflur die schweren Stiefel auszog und, in den Strümpfen schleichend, geräuschlos die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg.

Die Gewalt der Krankheit hatte an dem mitgenommenen Körper Linas einen schwachen Gegner. Gleich anfangs setzte das Fieber sehr hoch ein, und bereits am vierten Tage begannen die Delirien. Das Fieber trieb in die kraftlosen Muskeln eine geheimnisvolle, glühende Kraft, der selbst Reinholds Stärke kaum sich gewachsen zeigte, und das Antlitz dieser Frau,

auf dem Zeit ihres Lebens nur sanfte Güte und liebevolle Besorgtheit sich widergespiegelt hatten, war jetzt von wilden Leidenschaften durchwühlt und glich in der Fieberröte dem einer Furie.

Am achten Tage starb Lina.

Reinhold mochte keinem zeigen, was ihm in Lina verloren war. Er hatte sie als Kind behütet, dann war sie jahrelang als eine verständige treue Schwester neben ihm gestanden, und schließlich hatte er sie zum Weibe genommen. Diese beiden Eigenschaften als Schwester und Weib, die gegenseitig das, was ihnen an Ganzheit und Einheit fehlte, einander überreich ersetzten, hatten ihr einen höchsten Wert verliehen, so daß sie für ihn die Außenwelt ausmachte, deren er als mitteilender Mensch bedurfte und nach der er sich sehnte, nachdem der Vater und der Pflegebruder und Freund sich ihm entfremdet hatten.

Den Verwandten gegenüber zeigte er sich gefaßt und vermied es, in wort- und tränenreichen Erinnerungen an die Entschlafene mit ihnen sich zu ergehen. Die aufrichtig gemeinten Einladungen des Vaters und der Brüder, zu ihnen zu kommen, um nicht allein zu sein, lehnte er ab und blieb für sich.

Die alte Wittfrau hielt ihm seine Wohnung in Ordnung; aber er war nicht viel zu Hause. Meist ging er noch nach der Arbeit stundenlang spazieren, und nur, wenn ihn schlechtes Wetter davon abhielt, blieb er daheim und las die Bücher nochmals aufmerksam durch, die er schon im Elternhause sich anzuschaffen begonnen hatte.

Ausnahmslos behandelten sie die soziale Frage.

Einen Monat ungefähr trieb er es so. Dann nahm ihn wieder die Politik gefangen.

Schon während des Lesens an den einsamen Abenden war es ihm aufgegangen, daß er früher manche Dinge gründlich falsch verstanden habe, und es erfüllte ihn mit einer ingrimmigen, geheimen Wut, daß er erkennen mußte, er würde noch viel mehr andere und gerade die wichtigsten und größten überhaupt nicht verstehen können, weil es ihm an der unerläßlichen Vorbildung mangelte. Er hoffte, unter den Genossen einen oder den anderen zu finden, der imstande sein würde, ihn zu belehren, und wurde wieder ein häufiger Gast in den sozialdemokratischen Verkehrslokalen.

Dort fand er, daß zwar der Phrasenvorrat der Partei mit der Zeit ansehnlich sich vergrößert hatte, daß aber die Beweisführungen, die man daraus bestritt, darum nicht überzeugender wurden. Er war oft versucht, bei seiner Meinung zu verharren, aber schließlich gab er stets nach, selbst wenn er noch gar vieles seinen Gegnern zu erwidern hatte: es war noch nicht wieder die alte Kampfesfreude in ihm.

Zum zweiten Male war es wieder das Gefühl des Gedrücktseins, das ihn bei der Partei erhielt. Zuweilen dachte er mit Behagen, wie erfolgreich dieses Sozialistengesetz für die Genossen geworben hatte, dann aber wieder empörte sich das Gerechtigkeitsgefühl in ihm gegen diesen Sonderzwang des Gesetzes, das die gewährleistete Gleichheit der Staatsbürger mit Füßen trat, gegen die Lächerlichkeit dieser Maßregel, die die

Proletarier zwang, selbst in Rauchklubs und Gesangvereinen und beim Kegeln und Kartenspielen mit Politik sich zu beschäftigen.

Dazu kamen von Zeit zu Zeit als wirksame Mittel, den Unmut stets von neuem anzufachen, die Nachrichten von Ausweisungen, die Familienväter aus ihrem kaum erjagten Lohn und Brot trieben und sie dem Mitleid der Genossen als einzigem Retter überließen.

Spät an einem heißen Juliabende kehrte ein solcher Ausgewiesener, ein Schriftsetzer, der Berlin hatte verlassen müssen, in der Restauration ein, in der der Rauchklub, dem Reinhold angehörte, seinen Sitz hatte.

Die Erzählungen des Berliners erregten unter den Gästen die lebhafteste Entrüstung, mit der vorrückenden Stunde wurde der Unwille immer stärker, und immer kühnere Reden flogen von Tisch zu Tische.

Reinhold hatte infolge der erstickenden Hitze in der kleinen, qualmgefüllten Gaststube und um den vom vielen Hin- und Herreden trockenen Mund anzufrischen, mehr getrunken, als er gewohnt war, und verspürte mit einem Male den Drang in sich, eine Ansprache zu halten.

Er sprang auf einen Stuhl und begann mit seiner mächtigen Stimme zu reden.

„Genossen!" hob er an. Danach wollte er mit einem Satze fortfahren, den er sich vorher schon zurechtgelegt hatte. Aber als er von seinem erhöhten Standpunkte aus durch den dichten Tabaksrauch die glühenden Gesichter und blitzenden Augen wartend auf

sich gerichtet sah, überkam ihm plötzlich die alte Angst. Das so schön Zurechtgelegte war wie weggewischt aus seinem Gedächtnisse, und indem sich seine Gedanken immer mehr verwirrten, stieß er aufs Geratewohl ein paar Sätze hervor, über die er augenblicks danach nimmermehr hätte Rechenschaft ablegen können.

Indessen die Gäste, in denen gleichfalls der reichliche Alkohol spukte, schienen auch davon befriedigt zu sein; mindestens trommelten sie beifällig mit den Fäusten auf die klirrenden, gläserbesetzten Tische und schrieu „Bravo!“ und „Hoch!“, als Reinhold von seinem Stuhle herabkletterte.

Am andern Morgen wurde Reinhold von seiner Arbeitsstelle weg verhaftet und in Untersuchungshaft geführt.

Das erste Gefühl, das er empfand, als ihm die Verhaftung angekündigt wurde, war eine aufbegehrende Wut.

Wie? man wollte ihn einsperren? Weswegen denn? Er war sich keines Verbrechens bewußt.

Und er wollte den Beamten niederschlagen.

Aber er sah, wie jener in der Rocktasche den Revolver schußfertig hielt, und er ergab sich in sein Schicksal.

Es schien ihm ein ungleiches Spiel, die bloße Faust gegen eine Schußwaffe zu setzen.

Gelassen legte er den farbenbeklecksten Arbeitskittel ab und übergab ihn dem Lehrjungen zur Aufbewahrung. Dann ging er mit.

Gegen abend wurde er dem Untersuchungsrichter vorgeführt.

Der eröffnete ihm, daß die Staatsanwaltschaft gegen ihn die Anklage wegen Aufforderung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt nach § 111 des Strafgesetzbuches erhoben habe.

Nach dem Feststellen des Personenstandes begann der Richter sein Verhör mit der Frage: „Sie bekennen sich zur sozialdemokratischen Partei?"

Reinhold antwortete schlicht: „Jawohl."

„Aus welchem Grunde?" fragte der Richter weiter. „Nach den vorliegenden Lohnlisten Ihres Meisters erhalten Sie einen sehr schönen Lohn. Das ist mehr, als die meisten unserer Subalternbeamten bekommen, und selbst ein Teil der jüngeren Beamten, die die Universität besucht haben müssen, bezieht nicht so viel. Warum also schlossen Sie sich gerade dieser Partei an?"

Reinhold hatte für diese Frage tausend Worte der Antwort bereit, aber er fühlte sich nicht verpflichtet, vor diesem Manne sein Inneres aufzudecken und zuckte die Achseln.

Der Richter hielt ihn nunmehr für einen vielleicht noch zu rettenden, meinungslosen Mitläufer und glaubte darum, eine sanfte Mahnung in seine weitere Rede einstreuen zu dürfen. Er begann von neuem: „Aber das ist ja im Grunde gleichgültig. Es wundert mich nur, weil Sie ohne das ein von hoch und niedrig höchst geachteter Mann sein könnten, — was jetzt nicht der Fall ist. — Hm, aber Sie geben ja also zu, Sozialdemokrat zu sein. — Sie sind am gestrigen Abend in der Schankwirtschaft von Heiduschka in der Sophienstraße gewesen?"

Reinhold horchte auf, aber er gab das ohne weiteres zu.

„Sie haben dort eine Rede gehalten?“ inquirierte jener weiter.

„Nein,“ erwiderte Reinhold.

„Nun, leugnen wird Ihnen wenig helfen. Ich kann Ihnen so ziemlich genau Ihre Worte wiederholen. Sie haben folgendes gesprochen.“

Er nahm ein Blatt Papier auf und las eine Reihe ziemlich unzusammenhängender Sätze vor, von denen er besonders zwei: „Das ist zum Dreinschlagen“ und „Da möchte man ja mit Händen und Füßen zuhauen“ mit erhobener Stimme vortrug.

„Geben Sie zu, das gesagt zu haben?“ fragte der Richter, das Blatt wieder faltend.

Reinhold begriff nun, was mit der „Rede“, die er gehalten haben sollte, gemeint war, und erwiderte: „Das ist schon möglich.“

„Und Sie haben dabei auf einem Stuhle gestanden?“

„Ja.“

„Und haben das, was ich Ihnen vorgelesen habe, gesprochen?“

„Ja, so oder so ähnlich.“

„Wieso? — Das müßten Sie doch wissen.“

„Nein. Denn ich war zu erregt.“

„Aber so ähnlich war es?“

„Jawohl.“

Nach diesem Zugeständnisse schloß der Richter das Verhör, und Reinhold wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Er litt selbst in der Untersuchungshaft, in der

ihm erlaubt war, seine Kleider zu tragen und sich selbst zu beköstigen, unbeschreiblich. Er war ein Mensch der Freiheit; er brauchte sie zum Leben wie die Luft und das tägliche Brot, er glaubte, die grauen Mauern würden ihn ersticken, und fühlte, wie in der Luft der Gefangenschaft sein frischer Mut, seine Tatkraft und sein stolzes Selbstgefühl, das ihn über die anderen emporgehoben hatte, dahinschwanden, und wie ihn dieses Eingeschlossensein von seiner herrlichen Höhe herabstieß, daß er schwach und klein wurde, so schwach und klein, wie er die andern bisher gefunden hatte.

Er gab keinen Pfifferling für den Ruhm eines Märtyrers.

Durch seine Torheit war niemandem geholfen, und wenn auch allen andern dadurch geholfen werden würde — vorderhand trug er die Kosten, und diese verlorenen Tage eine herzbeklemmenden Qual konnten ihm niemals wiedergegeben werden.

In seinen schlaflosen Nächten faßte er den Entschluß, seine Haut nicht wieder so leichtsinnig und ohne Not zu Markte zu tragen.

Kaum eine Woche nach seiner Inhaftnahme wurde die gerichtliche Verhandlung gegen ihn anberaumt.

Vorher hatte er eine Besprechung mit seinem Verteidiger, einem in der ganzen Stadt hochgeachteten Anwalt, der, ohne selbst Sozialdemokrat zu sein, doch als Mensch den Elendesten und Ärmsten sich am verwandtesten fühlte und als Jurist eine grimmige Wut gegen die Ausnahmegesetze, diese greuliche Fratze der Gerechtigkeit, hegte. Dieser ausgezeichnete Mann rechnete

es sich zur Ehre an, die Wirkungen des von ihm verabscheuten Gesetzes nach Kräften abzuschwächen und sagte zuweilen allzu eifrigen Richtern böse Worte.

Mit immer neuem Eifer ging er an jede Sache heran, aber er war zu klug, um sich unpraktischen und dem Zuge der Zeit widersprechenden Einbildungen hinzugeben.

Zu Reinhold sagte er in seiner derben, herzlichen Art: „Ja, lieber Freund, ganz herausbeißen werden wir Sie wohl kaum können. Das ‚Das ist ja zum Dreinschlagen' werden sie Ihnen verzeihen, aber aus dem ‚Da möchte man ja mit Händen und Füßen zuhauen' werden sie die verblümte Aufforderung zum Widerstand herauslesen, und der Schweinhund, der Spitzel, beschwört es, daß Sie so gesagt haben und nicht anders. Na, aber schlimm wird's nicht werden, Sie sind bisher unbestraft — und darum Kopf hoch, lieber Freund!"

Es kam genau so, wie der Anwalt prophezeit hatte. Reinhold wurde zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt, von denen ihm drei auf die Untersuchungshaft angerechnet wurden. Auf den Rat seines Verteidigers beruhigte er sich bei diesem Spruche der ersten Instanz und erklärte sich bereit, sofort seine Strafe anzutreten.

Zweierlei war auf ihn eingedrungen, als er sein Urteil vernahm: einmal ein unwillkürlicher Schauer, als er hörte, daß er werde ‚sitzen' müssen, eine Anwandlung aus der nur über die einfachsten Begriffe verfügenden Moral der Kinderjahre, und dann ein mit Erschrecken und Staunen gemischter Zorn über das

Unrecht, das ihm seinem Empfinden nach angetan worden war.

Sein klarer Kopf begriff recht gut, was das Gesetz, um das es sich in seinem Falle handelte, besagen wollte. Wenn er gesagt hätte: „Ergeht es euch so, dann schlagt zu!", dann wäre er zu Recht bestraft worden. Aber gerade der Wortstreit, der zwischen seinem Verteidiger und dem Staatsanwalt über dieses „Da möchte man" sich entspann, indem der eine es als eine Bekräftigung, als eine Art Fluchen betrachten wollte, und der andere durchaus das „Schlagt zu" herauszuklauben sich bestrebte, hatte ihn belehrt, auf wie schwachen Füßen dieses Urteil stand.

Eines war wenigstens tröstend für ihn: jetzt wußte er doch die Zahl der noch übrigen Tage seiner Haft und konnte zählen und auf den harren, der ihm die Freiheit wiedergeben würde.

Bis dahin war für ihn aber noch das Schwerste zu überwinden.

Nach der Einlieferung in die Gefangenenanstalt mußte er seine Kleider ablegen und die graue Gefangenenkleidung anziehen. Bei dieser schmachvollen Behandlung zuckten ihm die Arme, und er meinte, er könne sie nicht zurückhalten, er müsse um sich schlagen; sein Gesicht war totenbleich vor Erregung, und er knirschte mit den Zähnen — aber er hielt sich fest.

Als er dann zum ersten Male die abendliche Mehlsuppe auslöffelte, geschah ihm ein Glück.

Zu seiner Erlösung aus dem drohenden Drucke

der bevorstehenden Woche durchschaute er den Humor seines Mißgeschicks.

Warum hatte er an jenem Abend zu reden sich erlaubt?! Er, der zum Redner so schlecht wie möglich taugte, er, der wußte, daß er den Kopf verlor, wenn er den Mund zu solchem Beginnen auftat?! Geschah es ihm nicht recht, daß er für diese Dummheit büßen mußte?

Dieser Gedanke zeigte ihm seine Lage von einer lustigeren Seite; er schlich sich zwischen die hoffnungslosen, finsteren Vorstellungen und erhellte sie ein wenig. An ihn klammerte sich Reinhold, um nicht von der Trostlosigkeit seiner Trübsal übermannt zu werden, und ertrug einigermaßen leichter die lange Woche seiner Strafzeit.

Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, sah er angegriffen aus wie ein von einer schweren Krankheit Aufgestandener, und schien in den wenigen Tagen um Jahre gealtert zu sein.

Den Genossen, die seiner Rückkehr zu Ehren eine kleine Demonstration veranlassen wollten, verwies er mit dürren Worten das Zwecklose ihres Vorhabens und ließ sich überhaupt nicht in dem Gesangverein sehen, der nach der Auflösung des Rauchklubs neu gegründet worden war.

Er hielt sich immer mehr für sich und suchte in seinen Büchern Zerstreuung. In der Einsamkeit und aus sich selber heraus wurde er allmählich wieder stark, sein gebückter Gang wurde wieder aufrecht, und die Augen lernten wieder stolz und selbstbewußt gerade

12*

vorausblicken, in eine Zukunft, der sein Mut und seine Kraft sich gewachsen zeigen würden.

Da er durch nichts mehr an den Ort gefesselt war, strebte er aus der Enge heraus, die ihm lästig zu werden begann.

Unvermutet sprach er am letzten Sonntage des September bei Paul vor und teilte ihm kurzerhand mit, daß er den Entschluß gefaßt habe, Leipzig zu verlassen und ins Ausland zu gehen.

Der Bruder war überrascht und fragte, warum er auf einmal sich zu verändern wünsche.

Reinhold erwiderte: „Siehst du, da ist vieles, was mich forttreibt. Einmal kann ich dieses ewige Einerlei und Abwarten nicht mehr aushalten. Das heißt allemal zwei Schritte vorwärts tun, um nachher wieder um zwei zurückzugehen, und ich merke, was an mir noch ist, das würde dabei noch ganz einschlafen. Darum will ich andere Menschen und andere Verhältnisse sehen. Das wird mich gut voranbringen und wird mich wach und lebhaft halten. Und dann —, seit der Gerichtssache ist die Polizei hinter mir her. Einer ist mir beständig auf den Fersen und läßt mich nicht aus den Augen. Und das macht mich bald verrückt. Ich kann's schon fast nicht mehr aushalten, ihn zu sehen und ihn nicht zu Boden zu hauen. Denn das wäre eine Art, wie mir's gefällt, Mann gegen Mann, einer gegen einen, und er ist keiner, den man ohne weiteres in die Tasche stecken könnte. Aber am Ende hat er doch stets Rückhalt, und ich habe genug von dem einen Male. Darum will ich eben fort."

Paul suchte ihm seine Absicht auszureden, aber Reinhold blieb bei seinem Entschlusse. Er gab seine wenigen Möbel einem Spediteur zur Aufbewahrung und machte sich bereit, so daß er jeden Augenblick zur Abreise fertig war.

Nur Paul sagte er Lebewohl, aber er blieb schweigsam, als der Bruder ihn bat, ihm die Zeit seiner Abreise mitzuteilen, damit er beim Abschied zugegen sein könne. Auch wohin er sich wenden würde, war nicht aus ihm herauszubringen.

Er wisse es selbst noch nicht, gab er zur Antwort.

Röschen war die letzte, die ihn sah.

Er kam zu ihr, während Gustav im Geschäft war; er trug ihr auf, den Vater und Gustav zu grüßen und bat sie, Linas Grab zu pflegen, während er verreist sein würde.

Röschen ahnte nicht, einen wie ernstlichen Abschied er nahm; sie glaubte, er würde in kurzer Zeit wiederkommen, versprach ihm, recht gern seine Bitte wegen des Grabes zu erfüllen und lud ihn ein: „Aber so bleib' doch, Reinhold, bis Gustav nach Haus kommt. Es wird nicht lang mehr hin sein, und auch der Vater wird wohl mal zu uns heraufschauen. Dann sagst du ihnen ganz in Person dein Adieu."

Aber Reinhold wehrte ab: „Lieber nicht, Röschen. Ich weiß ja, daß sie sich allerlei über mich denken, seitdem — na, du weißt ja."

Darüber schalt ihn Röschen aus: „Aber jetzt geh! Gleich als wenn es kein' Unterschied mehr hätte zwischen

dem einen und dem andern!“ und fuhr fort, ihn zum Bleiben zu bitten.

Der Schwager erwiderte ihr freundlich ablehnend und ſtand ſchließlich auf.

Da entließ ihn Röschen, indem ſie halb ärgerlich zankte: „Na, dann wegen meiner! So geh ſchon!“

Sie gab ihm die Hand, und als er bereits auf der Treppe war, rief ſie ihm durch die Tür ein herzliches: „Glück auf die Reiſe auch, du Starrkopf!“ nach.

8

Kurz nach Reinholds Abreise bekam Röschen neben Linas Grab noch ein anderes, kleines zu pflegen.

Ihr jüngstes Kind starb an Krämpfen.

Sie weinte zwar dem kaum halbjährigen Knaben aufrichtige Tränen nach, aber sie fand sich über diesen Verlust bald durch den Gedanken beruhigt, daß es das Schicksal wohl so am besten mit dem Kinde gemeint habe. Der gebrechliche Kleine, der von ihr in einer schweren Geburt unter namenlosen Schmerzen zur Welt gebracht worden war, war kaum dazu bestimmt gewesen, lange auf der Erde zu verweilen.

Die übrigen fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, machten ihr überdies so viel Arbeit und Mühe, daß sie keinen Augenblick trüben, schmerzlichen Gedanken hätte nachhängen können.

Ihren Beruf als Tänzerin übte sie schon nicht mehr aus, seitdem sie zum vierten Male Mutter geworden

war. Die häufigen Geburten, die ihre zarte Gesundheit stets für Monate schwächten, führten zu viele Unterbrechungen ihrer Tätigkeit herbei, und das vergrößerte Hauswesen und die Kinder verlangten zu gebieterisch nach der Sorge einer Hausfrau und Mutter, als daß sie ihren Beruf hätte beibehalten können. Dafür war es nicht mehr nötig, einen Dienstboten zu halten, und wenn ja die Arbeit ihr zu viel wurde, ging ihr die herangewachsene Tochter des Hausmanns zur Hand, der selbst immer noch mit der gleichen Zuvorkommenheit ihr, wo er konnte, gefällig war.

Gustav fühlte sich unter der liebevollen Sorge seiner Frau sehr behaglich; er war mit seinem Geschick von Herzen zufrieden und wünschte es sich nicht besser. Von seinem Prinzipale hatte er bereits dreimal eine erhebliche Gehaltszulage erhalten; er hatte infolgedessen stets sein reichliches Auskommen gehabt und sogar eine kleine Summe als Sparpfennig beiseite legen können.

Da er sich außerdem eine vermehrte Pflege angedeihen lassen konnte, hatten seine körperlichen Leiden sich wenigstens nicht verschlimmert, und er erschwerte sich nur unnötig das Leben dadurch, daß er sich einbildete, er wäre immer kränker geworden.

Röschen hatte unter dieser Einbildung am meisten zu leiden. Sobald Gustav nach Hause kam, gebärdete er sich als hilfsbedürftiger Kranker; er saß bequem im warmen Lehnstuhle und ließ sich von seiner Frau jede Handreichung tun. Er sah, wie sie ohnehin mit den Kindern sich abmühte, aber seine Bequemlichkeit war ihm zu lieb, als daß er je ihr einen Teil der Mühe

abgenommen hätte. Höchstens verzog und verhätschelte er die Kinder noch in den kurzen Stunden, die er zu Hause zubrachte, so daß dann Röschen, die sie während des ganzen Tages zu beaufsichtigen hatte, eine noch größere Not mit ihren Unarten hatte. Setzte es dabei hier und da einen Schlag ab, dann gingen die Kinder am Abend zum Vater und klagten ihm ihr Leid, und der Vater war stets geneigt, ihnen recht zu geben, und schalt zuweilen die Mutter hart und lieblos.

Röschen ertrug die Launen ihres Mannes mit einer bewundernswerten Geduld. Sie merkte zwar mit freudiger Genugtuung, daß er immer gesünder aussehen lernte, aber sie meinte ihm doch glauben zu müssen, wenn er vorgab, sich schlechter zu fühlen. Besonders in den Zeiten, in denen es im Buchhandel mehr als gewöhnlich zu tun gab, war sie unermüdlich darin, ihn zu pflegen und zu warten. —

Die Weihnachtszeit des Todesjahrs Linas stellte an die Arbeitskraft der Angestellten des Verlags außerordentliche Anforderungen. Oft häufte sich die Arbeit derart, daß Gustav erst gegen elf Uhr und stark erschöpft zu Hause ankam.

Bei diesem regen Geschäftsgange mochte er den Gerüchten keinen Glauben schenken, die seit einigen Wochen in den Buchhändlerkreisen umgingen und besagten, die Firma Friedrich Ernst Quaas habe mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Weihnachtsgeschäft war ja noch fast kein Jahr so glänzend gewesen, und die Zahl der Barbestellungen hatte den überhaupt höchsten Stand seit dem Bestehen des Verlags erreicht.

Gustavs Tätigkeit war am Vorabend des heiligen Abends, an dem der Versand für vier Tage eingestellt wurde, beendet. Er wünschte den Kollegen frohe, gesunde Feiertage und trat danach in das Privatkontor des Prinzipals, um ihm gleichfalls seinen Wunsch darzubringen und um überdies die Festesgratifikation, die den anderen erst tags darauf ausgezahlt werden sollte, gleich am Schluß seiner Arbeitszeit in Empfang zu nehmen.

Friedrich Ernst Quaas stand in dem finsteren Zimmer am Fenster und sah auf die Querstraße hinaus, in der sich die Menschen vom Augustusplatz kommend, mit Christbäumen und Weihnachtseinkäufen bepackt, drängten. Er fuhr zusammen, als Gustav eintrat, aber sofort erwiderte er freundlich den ehrerbietigen „Guten Abend" des an der Tür Stehenden und machte sich daran, die Gasflamme zu entzünden.

Gustav brachte nun seinen Festwunsch dar.

Der Chef drückte ihm darauf die Hand und antwortete: „Ich danke Ihnen, mein lieber Reutter, und wünsche auch Ihnen und Ihrer lieben Familie ein recht frohes und gesundes Fest."

Damit wandte er sich seinem Schreibtisch zu.

Gustav bedankte sich und blieb verlegen stehen. Nach einer kurzen Weile fing er nochmals an: „Und, was ich fragen wollte, Herr Quaas, ist es nötig, daß ich morgen herkomme?"

„Nein, mein Lieber," gab der Prinzipal Bescheid. Dann begriff er; er zog seine Brieftasche aus der Brusttasche des Rockes und gab Gustav zwei Hundertmarkscheine.

„Da, Reutter," sagte er dazu, „und kaufen Sie Ihrer lieben Frau und den Kinderchen etwas recht Schönes davon."

Gustavs Dank kam wirklich von Herzen, und in recht froher Erwartung der kommenden Feier- und Festtage verließ er das Kontor.

Als der Chef ihm die Banknoten gegeben hatte, hatte er in der Brieftasche noch eine ganze Menge solcher blauen Scheine gesehen. — Was redeten also die Leute für Torheiten von Schwierigkeiten der Firma Friedrich Ernst Quaas?! Das Haus stand fest und solid da, und höchstens Konkurrenzneid hatte solchen Unsinn aufgebracht. —

Der Bescherung am heiligen Abend wohnten der Bodenmeister und Tante Woldtke bei, und angesichts der glücklichen Zufriedenheit, die im Hause seines Sohnes herrschte, empfand der Vater eine innige Dankbarkeit gegen Gott, der wenigstens dem einen Kinde einen ebenen, sorgenfreien Weg gewiesen zu haben schien.

Als tags darauf, am Morgen des ersten Feiertags, Gustav kaum aufgestanden war und noch im Schlafrock beim Frühstück saß, trat mit verstörtem Gesicht ein Kollege aus dem Geschäft ein und erzählte, oft im eigenen Schrecken sich verwirrend, die Neuigkeit, daß der Chef am Mittag des Tages vor dem Feste in einem Coupé des Leutzscher Lokalzuges sich erschossen habe.

Das Unglaubliche bestätigte sich, als Gustav und sein Kollege nach dem Verlage eilten.

Friedrich Ernst Quaas hatte sich den Tod gegeben,

weil er den Konkurs seiner Firma nicht erleben wollte. Die Schulden, die ihm über den Kopf gewachsen waren, rührten lediglich aus privaten Verbindlichkeiten her. Er hatte bei Grundstücksspekulationen große Summen verloren, und in dem eigensinnigen Bestreben, den verhältnismäßig kleinen Verlust wieder wett zu machen, den Schaden immer mehr verschlimmert, so daß er schließlich einer Schuldenlast sich gegenüber sah, die fast den Wert seines Verlags- und Kommissionsgeschäftes überstieg. Als er keine Hilfe sich mehr wußte, machte er seinen Sorgen durch den Tod ein Ende.

Hinterher stellte es sich heraus, daß die Gefahr, in der die Firma schwebte, gar nicht so arg war, als der Verzweifelnde geglaubt hatte. Nicht einmal der Konkurs brauchte angemeldet zu werden. Den Erben gelang es, das Doppelgeschäft an eine der größten Verlagsfirmen der Stadt zu verkaufen und dafür einen angemessenen Preis zu erzielen, aus dem die Gläubiger ohne jeden Abzug befriedigt werden konnten.

Die einzigen, zu deren Schaden der Fall auslief, blieben die Angestellten der alten, nunmehr gelöschten Firma Friedrich Ernst Quaas. Weitaus der größte Teil fand schon am Silvester die Kündigungsbriefe auf den Pulten vor.

Das war ein freudloses Arbeiten in diesem letzten Vierteljahr, und Gustav fühlte sich an den Abenden fast noch einmal so müde als vorher, obwohl er eher weniger Arbeit hatte am Tage leisten müssen.

Es galt nun für ihn, für Ostern nach einer anderen Stellung sich umzusehen. Die Kollegen, denen

zugleich mit ihm gekündigt worden war, waren eifrig dahinter her und konnten bald fast alle von ihren neuen Aussichten sprechen. Meist hatten sie ihre Ansprüche erheblich herabstimmen müssen, und nur wenige hatten eine Stellung gefunden, die annähernd so günstig war wie die bisherige, aber alle griffen schnell zu, wo sich ihnen etwas bot, und konnten dann dem ersten April ohne Sorge entgegensehen.

Nur Gustav hatte sich noch nicht zu entscheiden vermocht. Er hatte an manchen Stellen angefragt, und auch die Kollegen hatten ihm zuweilen eine Gelegenheit gezeigt, wo er seine Bewerbung anbringen konnte, aber bisher hatte er stets das und jenes auszusetzen gehabt und noch nirgends sich verpflichtet. Er meinte, im Grunde eile die Sache nicht gar so sehr. Bis Ende März war er ja in seiner alten Stellung, und dann erst, wenn er nicht mehr ins Geschäft zu gehen nötig hätte, würde er recht Zeit und Ruhe haben, eine Beschäftigung sich zu suchen. Für solche Gelegenheiten hatte er sich ja doch seine Ersparnisse zurückgelegt.

Wie er aber am ersten April zum ersten Male nur sein freier Herr war, kam ihm das so schön vor, daß er beschloß, zunächst ein paar Tage gründlich sich zu erholen und dann erst mit neugestärkten Kräften auf die unangenehme Suche sich zu begeben. Er verfiel in diesen Tagen wieder in seine alte Lesewut und vernachlässigte über den Büchern selbst die Kinder. Ab und zu machte er dann einen kleinen Spaziergang und ließ sich dabei in einem Gartenrestaurant ein oder zwei Glas echtes Bayrisch geben; das Bier und seine Zigarre

schmeckten ihm in der schönen Vorfrühlingsluft ausgezeichnet, und er fühlte sich bei dieser Lebensführung über die Maßen behaglich.

Erst als er nach einer Woche sah, wie schnell seine Ersparnisse sich verringerten, dachte er wieder daran, um eine Stellung sich zu kümmern. Er änderte indessen auch dann seine Lebensweise nicht viel; ein paarmal ließ er sein Stellengesuch in das Tageblatt und in die Buchhändlerbörsenzeitung einrücken und schrieb wohl auch Bewerbungsbriefe um ausgebotene Stellen.

Aber die wenigen Angebote, die auf sein Gesuch eingingen, erwiesen sich meist als ganz unbrauchbar. Manche liefen sogar ersichtlich nur auf Kautionsschwindel hinaus, und auf seine Bewerbungsschreiben erhielt er nirgends Bescheid.

Röschen bat ihn dringend, doch persönlich sich nach etwas umzutun, aber Gustav hatte dagegen die Erwiderung, man dürfe sich nicht billig und gemein machen, und er fühle sich zu gut dazu, gewissermaßen als Bittsteller an fremde Türen zu klopfen. Wenn Röschen ihm aber trotzdem keine Ruhe ließ, schützte er seine Leiden vor und zankte, die eigene Frau habe kein Mitleid mit ihrem kranken Manne und gönne ihm nicht die so notwendige und so kurze Erholungszeit.

In Wahrheit hatte er kaum je sich gesunder gefühlt, aber er konnte nicht aus seiner schönen Bequemlichkeit sich aufrütteln und überließ es lieber dem Zufall, für ihn zu sorgen. Allen Ernstes hoffte er auf eine göttliche Hilfe, die ihm das Rechte schon in den Schoß werfen würde, und als ihn dieses Vertrauen im Stich

zu lassen schien, setzte er seine Zuversicht auf etwas minder Göttliches, — auf ein Viertel eines Braunschweiger Lotterieloses, das er seit Anfang des Jahres spielte.

Mindestens gab er sich gewissermaßen Frist, bis die Hauptziehung der Lotterie vorüber sein würde.

Mit fliegender Hast durchlas er die täglichen Ziehungslisten, und wenn er darin Tag für Tag seine Nummer vermissen mußte, stützte er sich um so fester darauf, daß ihm der letzte Ziehungstag, an dem die große Prämie von dreihunderttausend Mark fallen sollte, sein Glück bringen würde.

Aber auf seine Nummer fiel kein Gewinn.

Diese Enttäuschung hätte ihn endlich zu ernstlicheren Bemühungen anspornen müssen, aber er verharrte in seiner dumpfen Untätigkeit. Er wurde rauh und unfreundlich gegen Röschen und die Kinder, und versagte selbst dem Vater, den Röschen in ihrer Not herbeigerufen hatte, die Ehrfurcht, die er ihm bisher immer gezollt hatte.

Nunmehr, drei Monate nach seiner Entlassung, konnte er genau ausrechnen, wann seine Ersparnisse aufgezehrt sein würden, — und das war nicht mehr lange hin. Er selbst gönnte sich zwar weiterhin alles, was er sich angewöhnt hatte, aber er verkürzte Röschen das Wirtschaftsgeld, so daß sie kaum mehr ihr Auskommen fand, und schalt doch, wenn sein Essen nicht mehr so reichlich war als vorher. Er warf ihr vor, sie verstände nicht hauszuhalten, und hätte doch sehen müssen, daß sie alles irgend Entbehrliche sich ver-

sagte, um nur den Mann und die Kinder zufrieden zu stellen.

Es kamen Zeiten, in denen Röschen nicht mehr wo aus, wo ein wußte und schier verzweifeln wollte. Sie mußte zuschauen, wie die Kinder infolge der geringeren Kost immer schmälere und bläßere Gesichter bekamen, und das konnte am Ende die Mutter, deren Stolz die roten, runden Backen der Kleinen gewesen waren, nicht länger ertragen.

Wenn ihr Mann keine Lust hatte zu arbeiten und zu verdienen, so wollte sie für ihn es tun, und er sollte statt ihrer die Kinder warten.

Sie ging zu dem ihr noch wohlbekannten Ballettmeister des Stadttheaters, erzählte ihm, wie es daheim stand und bat ihn beweglich, beim Direktor für sie ein gutes Wort einzulegen, auf daß sie wieder als Tänzerin beschäftigt würde.

Ihre Bitte wurde ihr gewährt.

Sie dankte dem Ballettmeister herzlich für seine Fürsprache und überhörte es fast, daß er ihr noch die freundlich-ernste Warnung mit auf den Weg gab: „Aber nicht wahr, liebe Frau Reutter, so kleine Babies kommen jetzt sobald nicht wieder an? Sie wissen ja, sonst haben Sie's mit dem Direktor verschüttet."

Errötend antwortete sie: „Gewiß, ich weiß schon," und wollte gehen. Aber schon wieder eine aufkeimende Zuversicht im Herzen hegend, wandte sie sich munter noch einmal zurück und fragte: „Werde ich aber auch nicht zu alt sein?"

Der Ballettmeister lachte, und, ihre immer noch

zierliche Gestalt betrachtend, antwortete er: „Sie zu alt? O nein! Wenn nur alle meine Damen so aussähen wie Sie!“

„Danke für das Kompliment,“ gab Röschen heiter zurück, und warf beim Hinausgehen einen flüchtigen Blick in den großen Spiegel des Ballettsaales, der ihr in der Tat ein anmutiges Bild zeigte. —

Sie hatte sich vorgenommen, ihrem Gatten erst von ihrem Vorhaben etwas mitzuteilen, wenn sie damit Erfolg gehabt haben würde, damit er nicht durch einen neuen Fehlschlag noch tatloser und mutloser sich stimmen ließ. Nun erwartete sie sicher, von ihm Vorwürfe über ihren eigenmächtigen Schritt zu hören.

Aber Gustav schien im Innersten recht herzlich mit ihrem Vorgehen zufrieden zu sein und sprach nur ein paar bittere Worte über die verkehrte Welt, in der jetzt die Frau den Mann ernähre.

„Aber,“ fuhr er fort, „was kann ich anders machen? Fast Tag und Nacht bin ich auf den Beinen und laufe mir bald die Füße ab um eine Stellung, — mehr tun kann man ja gar nicht.“

Mit einer weinerlichen Rührseligkeit gab er seiner tapferen Frau einen Kuß und versenkte sich dann wieder eifrig in die Lektüre des „Grafen von Monte Christo“, dessen unzählige Bände Röschen nur mit einer gelinden Verzweiflung betrachten konnte.

„Wenn du mal Zeit findest, müßtest du das mal lesen,“ sagte er dann noch, einen Augenblick im Lesen inne haltend. „Es ist das Spannendste, was mir je unter die Hände gekommen ist.“

Röschen erwiderte nichts darauf.

Am nächsten Morgen ging sie eine reichliche Stunde vor der angesetzten Probe ins Theater, um ihre der Anstrengung entwöhnten Glieder erst ein wenig zu üben.

Sie hatte die Trikots, die Studierkleider, die Schuhe und die anderen Toilettengegenstände, die eine Tänzerin braucht, sich aufgehoben, um vielleicht nach Jahren in einem sorgenfreien Alter an diese Jugend mit all ihrem Bühnenflitter sich erinnern zu können, und trug nun das umfangreiche Päckchen unter dem Mantel selbst ins Theater.

Als sie damit in der Garderobe sich eingerichtet hatte, ging sie flink ans Umziehen. Wie sie die fleischfarbenen Studierstrümpfe anzog, betrachtete sie nachdenklich ihr hübsches Bein, und mit einem Male brach die mutige Frau in heiße Tränen aus.

Solange sie am Theater gewesen war, hatte es ihre Schamhaftigkeit nicht verletzt, wenn sie einen großen Teil ihres Körpers den Blicken des Publikums preisgab, aber die langjährige Unterbrechung ihrer Tätigkeit hatte eine neue, feinere Scham in ihr erstehen lassen. Was ihr früher als etwas Selbstverständliches erschienen war, kostete ihr jetzt eine ungeheure Überwindung.

Vor allem tat es ihr bitter weh, daß ihr Mann lieber müßig zu Hause saß, als daß er seiner Frau das Opfer, dessen Bitternis er hätte ahnen müssen, ersparte.

Aber diese schmerzliche Entäußerung geschah ja um der Kinder willen.

Das gab Röschen Mut; sie wischte sich die Tränen fort und machte sich an die Übungen, die ihren bequem gewordenen Körper über die Maßen anstrengten.

Dann wurde sie vollständig aus ihrer traurigen Stimmung durch die wortreichen Begrüßungen der alten und neuen Kolleginnen gerissen. Röschen erzählte ganz ehrlich und treuherzig, daß sie nur wiederkäme, weil es zu Hause gar so schlimm stehe, und erweckte dadurch bei den leicht zu rührenden Herzen eine aufrichtige Teilnahme, nachdem sie früher wegen ihrer guten Heirat unter dem allgemeinen Neid zu leiden gehabt hatte.

Eine gewaltige Erleichterung bedeutete es für Röschen, daß der Ballettmeister sie schonte, soviel er konnte. Er verwendete sie nur in großen Balletten und in den Aufzügen der Meyerbeerschen Opern, die alles Personal erforderten, und ließ sie sonst unbeschäftigt.

Röschen war ihm dafür innig dankbar.

Der wackere Mann, dem die zarte Frau, die gar nicht übermäßig gesund ausschaute, leid tat, versuchte noch ein Weiteres. Als er eines Tages auf einem Spaziergange Gustav begegnete, schloß er sich ihm an und gab seiner Befürchtung Ausdruck, daß Röschen das Tanzen nicht lange werde aushalten können. Er glaubte, den Mann, der ihm selber so wohl und gesund vorgekommen war, beim Ehrgefühl packen zu können, aber Gustav redete sich mit seinen alten Vorwänden heraus und verabschiedete sich schließlich plötzlich, als jener dringlicher wurde.

Zu Hause warf er danach Röschen vor, sie verleumde ihn bei fremden Leuten und hetze sie gegen ihn

13*

auf, und verschwor sich wiederum, daß er das bei Gott nicht verdiene.

Röschen hatte auch darauf keine Antwort. Sie arbeitete und schaffte, was sie konnte, und trug stillschweigend ihre schwere Bürde.

Aber sie mußte bald einsehen, daß die neunzig Mark, die sie nun wieder verdiente, nicht hinreichten, den Mann und die Kinder zu erhalten. Nachdem der Bodenmeister ein paarmal bereits ausgeholfen hatte, schämte sie sich, ihn nochmals anzugehen, weil sie wußte, daß er auch nur sein knappes Auskommen hatte, und gar von Fremden Geld sich auszuborgen, hätte sie nie fertig gebracht, wenn sie auch sicher war, daß Frau Trenkler, ihre freundliche Hauswirtin, beinahe nur auf ein ersuchendes Wörtchen wartete.

Dazu fühlte sie, wie ihre Kräfte allmählich abnahmen, und die entsetzliche Furcht nahm sie gefangen, daß sie sterben würde und daß sie ihre Kinder ganz hilflos zurücklassen müßte. Sie mochte sich nicht ausdenken, was für ein Elend entstehen würde, wenn die Fürsorge für die Kinder allein ihrem schwachen Manne überlassen blieb.

Ein paar Tage ging sie in stummer Verzweiflung umher, dann raffte sie sich endlich zu einem Entschluß auf und erwachte an einem Morgen als eine ganz andere. In ihr unendlich gütiges Gesicht war über Nacht ein harter, scharfer Zug eingegraben; nur gegen die Kinder blieb sie die unverändert Liebevolle, gegen ihren Mann empfand sie mit einem Male einen fast feindseligen Groll.

Gustav stand, wie er es sich angewöhnt hatte, spät auf; er fühlte sogleich, daß in seiner Frau eine Umwälzung stattgefunden hatte, denn ihre Augen wichen ihm aus, als er in die Stube trat, und ihr Morgengruß klang gezwungen.

Darum rückte er zaghafter, als er es sonst wohl getan haben würde, mit einer Bitte heraus, die ihm sehr am Herzen lag: „Röschen, kannst du mir nicht ein paar Groschen geben? Ich möchte auf der Leihbibliothek bezahlen und mir auch den Schluß von dem Buche holen.“

Röschen machte sich gerade fertig, um zur Probe zu gehen, und antwortete, ohne sich stören zu lassen: „Nein, Gustav, das kann ich nicht.“

Gustav wandte ein: „Aber die paar Pfennige!“

Röschen schwieg eine Weile still. Dann trat sie zu ihm an den Tisch heran und sagte, ihn scharf ansehend: „Nein, auch die paar Pfennige sind mir unentbehrlich. Heut', als am vierundzwanzigsten September, hab' ich grad noch neun Mark und ein bisserl; das ist alles, was von der Gage übrig ist, und eigentlich ist's schon ein Vorschuß, und davon sollen wir sechs Tage lang uns satt essen. Da bleibt rein nichts übrig, und gar zu deinem Lesen, zu deinen Büchern, die ich schon lang' verwünscht hab'. Und daß du's schon weißt, Gustav, so sag' ich dir's gleich, von jetzt ab geb' ich dir nimmer was, bloß zu deiner Kurzweil, damit du sitzest und alles um dich vergißt.“

Sie hielt inne, gleichsam erschrocken über die Kühnheit, daß sie ihren Gatten zu schelten gewagt hatte,

aber das Gefühl ihrer Not war zu übermächtig in ihr. Sie brach in Tränen aus und sprach den ganzen, lange zurückgehaltenen Jammer in den heftigen Worten aus: „Denn ich mag nicht mehr zuschauen, wie meine Kinder Not leiden müssen, weil ihr Vater nichts tun mag und lieber auf der faulen Haut liegt."

Damit war ihr Herz von seiner Last befreit, und gleich bat sie wieder: „So sei mir nur ja nicht bös, Gustav. Ich will dich ja nimmer kränken, aber es muß jetzt anders werden, es geht bei Gott nicht mehr so fort. Soll ich gar erst aufs Versatzhaus zu laufen anfangen, dann ist das Letzt' nimmer weit, und wir können bald alle miteinand' betteln gehen. So sei doch ein Mann, Gustav, und hab' ein Einsehen! Es ist ja nicht wegen meiner, aber unsere Kinder sieh an! Göll? Ist dir's noch nicht aufgefallen, daß sie gar nimmer mehr so rund und rot ausschauen? Ich mein', das müßtest du doch gesehen haben. Und ist dir kein Licht aufgegangen alsdann? So geh doch und sei gescheit und mach dem elenden Nichtstun ein End'! Und denk, wie's früher dahier bei uns gewesen ist, und wie alleweil, und sei endlich wieder mein lieber, guter, braver Mann!"

Ihr überquellendes Herz fand keine Worte mehr; sie lag vor Gustav auf den Knieen und weinte nur noch still.

Mit einem Male schreckte sie auf und sah nach der Uhr.

„Jesus Maria!" rief sie, „jetzt wird's gar noch einen Strafzettel geben, wenn ich zu spät komm'. Nun gilt's aber schnell."

Rasch stand sie auf und strich ihren Rock glatt.

„Und wie ich ausschau'!" setzte sie nach einem Blick in den Spiegel hinzu.

Geschwind tupfte sie in der Schlafkammer ihre verweinten Augen mit kaltem Wasser ab und eilte mit einem leisen Gruß und einem letzten bittenden Blick zur Tür hinaus.

Gustav sah ihr fassungslos nach.

So hatte er Röschen noch nie gesehen, und wenn er überdachte, was sie ihm gesagt hatte, erschrak er davor, wie sehr sie in allem Recht hatte. Wie weit mußte es mit ihm gekommen sein, wenn seine Frau die ihr angeborene Scheu ablegte und in ihrer Verzweiflung ihn anklagte.

Es war ihm, als würde ein Schleier von seinen Augen weggenommen, so daß er plötzlich den Betrug, mit dem er jahrelang sich selbst getäuscht hatte, durchschaute. Er sah sich, nur von Selbstsucht beherrscht und nur seiner Bequemlichkeit lebend, als den Plagegeist seines ganzen Hauses, während er bisher in dem Wahne sich gewiegt hatte, ein äußerst vollkommener Gatte und Vater gewesen zu sein, und empfand vor sich selbst eine bittere Scham.

Nur ein Bestreben beherrschte ihn noch: das wieder gut zu machen, was er gefehlt hatte.

Mit einer ganz anderen Aufmerksamkeit als früher durchlas er die Stellenangebote in der Zeitung, und da er seine Ansprüche auf das geringste Maß herabgestimmt hatte, fand er manches, was ihm annehmbar erschien. Er schrieb sich die Adressen heraus, die ihn

brauchbar dünkten, und wartete mit Geduld auf die Rückkehr Röschens.

Denn er glaubte nun keinen Augenblick mehr zögern zu dürfen und wollte sofort nach den ausgeschriebenen Stellen sich umtun.

Röschen kam gerade um die Mittagszeit aus der Probe; sie ging ihren Weg weit leichteren Herzens als an den Tagen vorher, weil sie zuversichtlich hoffte, daß nunmehr ihr Mann ein Einsehen haben würde. Dabei war es aber die Hauptsache, daß er jetzt auch recht bald irgend eine Beschäftigung fand. Sie überlegte bei sich, was sie etwa dazu helfen könnte, und übersah darüber fast, daß ein Herr, der mit ihr in gleicher Richtung ging, den Hut vor ihr zog. Als sie aufblickte, erkannte sie in dem Grüßenden einen früheren Kollegen ihres Mannes, mit dem sie näher verkehrt hatten, und plötzlich fiel ihr ein, vielleicht würde der etwas für Gustav wissen.

Darum setzte sie zu ihrem „Grüß Gott, Herr Hörnig" noch die Frage: „Wie geht's Ihnen denn?" hinzu, und als jener nach einem „Danke schön, man muß zufrieden sein," die gleiche Frage tat, antwortete sie mit einem kleinen Seufzer: „Das kann man von uns nun halt grad nicht sagen."

Darauf mußte Herr Hörnig anständigerweise teilnehmend sich erkundigen: „Ach?! — Aber wieso denn? Doch nicht etwa Krankheit in der Familie?"

„Das, gottlob! nicht," erwiderte Röschen, „aber glauben's denn, daß mein Mann immer noch kein' Stell' gefunden hat? Trotz alles Gerenn und Gelauf?"

„Aber das tut mir leid," bedauerte Herr Hörnig

und fuhr fort: „Ja, ich weiß, was das bei mir für Mühe gekostet hat. — Und dabei hab' ich mich nicht etwa verbessert."

„Ja, das ist ein Kreuz! Wo sind's denn jetzt, wenn's zu fragen erlaubt ist?"

„Ach Gott, ich bin Buchhalter, bei der Pferdebahn im Kontor.

„So? — Ach, liebster Herr Hörnig, wüßten's denn da gar nicht, was für meinen Mann sich schicken möcht'? Er scheut sich vor nichts und möchte schon gern alles nehmen, wenn er nur überhaupt etwas bekommt."

„Ja, wir suchen wohl Schaffner. Aber das wird er doch nicht wollen?"

„Warum aber nicht? 's ist doch keine Schand' und noch vielmals besser als gar vieles andere und jedenfalls als gar nichts. Wenn ich ihm das sagen dürfte, damit er sich melden könnt', — wär's Ihnen recht, Herr Hörnig?"

„Aber natürlich, liebe Frau Reutter! Und was ich kann, das will ich auch sicher recht gern für einen alten, guten Kollegen tun."

„Wirklich?! — Alsdann recht schönen Dank für die Nachricht. Ich will's meinem Manne sagen, und gewiß werden's bald von ihm hören." —

Zu Hause sah Röschen sofort, daß ihre Bitten Gustav umgewandelt hatten; sie merkte, daß er ihr von seiner Reue sprechen wollte, und um ihm das zu ersparen, fing sie schon in der Tür an: „Jetzt, Gustav, wenn dir's Ernst ist mit dem Wollen, hätt' ich schon etwas für dich gefunden."

Darauf erzählte sie ihm ihr Gespräch mit Herrn Hörnig, und Gustav erklärte sich ohne weiteres bereit, bei der Pferdebahn sich zu melden.

„Gerade, weil du mich darauf gebracht hast, Röschen, will ich zugreifen," sagte er, „— wenn mich die Leute nehmen, natürlich, und hoffentlich wird's so gerade das Rechte für uns sein."

Gustavs Bewerbung wurde von der Direktion der Straßenbahn angenommen; am ersten Oktober sollte er seinen Dienst antreten.

Wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, hätte er sich am liebsten für den nächsten Morgen zur Verfügung gestellt, denn ausgeruht hatte er sich ja nun gerade ein halbes Jahr.

Am meisten war ihm vor der ärztlichen Untersuchung bange, die ihm noch bevorstand, ehe er endgültig angestellt wurde. Aber die Direktion brauchte zuverlässige Beamte mit so günstigen Zeugnissen, wie Gustav eines aufzuweisen hatte, sehr nötig und gab dem Kassenarzte die nötigen Winke. Da außerdem der Körper des Untersuchten wirklich nach der halbjährigen bequemen Ruhe einen kräftigen Eindruck machte, konnte der Arzt mit gutem Gewissen für die Anstellung sich aussprechen.

Er fügte nur den allgemeinen Rat hinzu, gegen Erkältungen möglichst sich vorzusehen und übermäßige Anstrengungen beim Heben zu vermeiden.

Wider Erwarten empfand Gustav nach kurzer Zeit, daß er in dem neuen Dienst nicht nur nicht krank, sondern eher widerstandsfähiger und kräftiger wurde.

Namentlich in den ersten Wochen fühlte er zwar durch den anstrengenden Dienst, der oft über elf Stunden währte und ihm zuweilen kaum sechs Stunden für seinen Schlaf übrig ließ, sich aufs äußerste mitgenommen, aber er befand sich dabei trotz der großen Erschöpfung wohl. Die asthmatischen Anfälle verschwanden fast ganz, und ein ausgezeichnet passendes Bruchband ließ ihn auch von diesem Leiden fast nichts merken.

Röschen konnte nun, nachdem ihr Mann wieder zu seiner alten Bravheit sich gefunden hatte, gar nicht sich genug tun, ihn so warm als möglich einzuhüllen, ihm ein möglichst kräftiges Essen zu kochen und ihm alle Dienstleistungen zu erweisen, sobald er nach Hause gekommen war. Gustav nahm ihre liebevolle Sorge mit dankbarem Herzen entgegen, und aus dem beiderseitigen Bestreben, einander nur Freundliches und Liebes zu tun, erblühte ihnen ein reiferes, schöneres, bewußteres Glück als das, das ihnen aus dem ersten Jahre ihrer Ehe noch in seliger Erinnerung lebte.

Weil die Gatten so innig sich wieder ineinander geschickt hatten, trugen sie es viel leichter, daß es im Hause weit knapper herging als vor einem Jahre noch.

Gustav erhielt einen monatlichen Lohn von fünfundsiebzig Mark. Zu diesem erbärmlichen Verdienst trat allerdings noch ein weiterer, — die Einnahme von Trinkgeldern.

Der ehemalige Buchhalter empfand ein Gefühl der Verwunderung, als ihm zum ersten Male ein Fahrgast neben dem Groschen für das Billett einen Fünfpfenniger in die Hand drückte. Aber er unterdrückte

Röschen erwiderte nichts darauf.

Am nächsten Morgen ging sie eine reichliche Stunde vor der angesetzten Probe ins Theater, um ihre der Anstrengung entwöhnten Glieder erst ein wenig zu üben.

Sie hatte die Trikots, die Studierkleider, die Schuhe und die anderen Toilettengegenstände, die eine Tänzerin braucht, sich aufgehoben, um vielleicht nach Jahren in einem sorgenfreien Alter an diese Jugend mit all ihrem Bühnenflitter sich erinnern zu können, und trug nun das umfangreiche Päckchen unter dem Mantel selbst ins Theater.

Als sie damit in der Garderobe sich eingerichtet hatte, ging sie flink ans Umziehen. Wie sie die fleischfarbenen Studierstrümpfe anzog, betrachtete sie nachdenklich ihr hübsches Bein, und mit einem Male brach die mutige Frau in heiße Tränen aus.

Solange sie am Theater gewesen war, hatte es ihre Schamhaftigkeit nicht verletzt, wenn sie einen großen Teil ihres Körpers den Blicken des Publikums preisgab, aber die langjährige Unterbrechung ihrer Tätigkeit hatte eine neue, feinere Scham in ihr erstehen lassen. Was ihr früher als etwas Selbstverständliches erschienen war, kostete ihr jetzt eine ungeheure Überwindung.

Vor allem tat es ihr bitter weh, daß ihr Mann lieber müßig zu Hause saß, als daß er seiner Frau das Opfer, dessen Bitternis er hätte ahnen müssen, ersparte.

Aber diese schmerzliche Entäußerung geschah ja um der Kinder willen.

Das gab Röschen Mut; sie wischte sich die Tränen fort und machte sich an die Übungen, die ihren bequem gewordenen Körper über die Maßen anstrengten.

Dann wurde sie vollständig aus ihrer traurigen Stimmung durch die wortreichen Begrüßungen der alten und neuen Kolleginnen gerissen. Röschen erzählte ganz ehrlich und treuherzig, daß sie nur wiederkäme, weil es zu Hause gar so schlimm stehe, und erweckte dadurch bei den leicht zu rührenden Herzen eine aufrichtige Teilnahme, nachdem sie früher wegen ihrer guten Heirat unter dem allgemeinen Neid zu leiden gehabt hatte.

Eine gewaltige Erleichterung bedeutete es für Röschen, daß der Ballettmeister sie schonte, soviel er konnte. Er verwendete sie nur in großen Balletten und in den Aufzügen der Meyerbeerschen Opern, die alles Personal erforderten, und ließ sie sonst unbeschäftigt.

Röschen war ihm dafür innig dankbar.

Der wackere Mann, dem die zarte Frau, die gar nicht übermäßig gesund ausschaute, leid tat, versuchte noch ein Weiteres. Als er eines Tages auf einem Spaziergange Gustav begegnete, schloß er sich ihm an und gab seiner Befürchtung Ausdruck, daß Röschen das Tanzen nicht lange werde aushalten können. Er glaubte, den Mann, der ihm selber so wohl und gesund vorgekommen war, beim Ehrgefühl packen zu können, aber Gustav redete sich mit seinen alten Vorwänden heraus und verabschiedete sich schließlich plötzlich, als jener dringlicher wurde.

Zu Hause warf er danach Röschen vor, sie verleumde ihn bei fremden Leuten und hetze sie gegen ihn

13*

auf, und verschwor sich wiederum, daß er das bei Gott nicht verdiene.

Röschen hatte auch darauf keine Antwort. Sie arbeitete und schaffte, was sie konnte, und trug stillschweigend ihre schwere Bürde.

Aber sie mußte bald einsehen, daß die neunzig Mark, die sie nun wieder verdiente, nicht hinreichten, den Mann und die Kinder zu erhalten. Nachdem der Bodenmeister ein paarmal bereits ausgeholfen hatte, schämte sie sich, ihn nochmals anzugehen, weil sie wußte, daß er auch nur sein knappes Auskommen hatte, und gar von Fremden Geld sich auszuborgen, hätte sie nie fertig gebracht, wenn sie auch sicher war, daß Frau Trenkler, ihre freundliche Hauswirtin, beinahe nur auf ein ersuchendes Wörtchen wartete.

Dazu fühlte sie, wie ihre Kräfte allmählich abnahmen, und die entsetzliche Furcht nahm sie gefangen, daß sie sterben würde und daß sie ihre Kinder ganz hilflos zurücklassen müßte. Sie mochte sich nicht ausdenken, was für ein Elend entstehen würde, wenn die Fürsorge für die Kinder allein ihrem schwachen Manne überlassen blieb.

Ein paar Tage ging sie in stummer Verzweiflung umher, dann raffte sie sich endlich zu einem Entschluß auf und erwachte an einem Morgen als eine ganz andere. In ihr unendlich gütiges Gesicht war über Nacht ein harter, scharfer Zug eingegraben; nur gegen die Kinder blieb sie die unverändert Liebevolle, gegen ihren Mann empfand sie mit einem Male einen fast feindseligen Groll.

Gustav stand, wie er es sich angewöhnt hatte, spät auf; er fühlte sogleich, daß in seiner Frau eine Umwälzung stattgefunden hatte, denn ihre Augen wichen ihm aus, als er in die Stube trat, und ihr Morgengruß klang gezwungen.

Darum rückte er zaghafter, als er es sonst wohl getan haben würde, mit einer Bitte heraus, die ihm sehr am Herzen lag: „Röschen, kannst du mir nicht ein paar Groschen geben? Ich möchte auf der Leihbibliothek bezahlen und mir auch den Schluß von dem Buche holen."

Röschen machte sich gerade fertig, um zur Probe zu gehen, und antwortete, ohne sich stören zu lassen: „Nein, Gustav, das kann ich nicht."

Gustav wandte ein: „Aber die paar Pfennige!"

Röschen schwieg eine Weile still. Dann trat sie zu ihm an den Tisch heran und sagte, ihn scharf ansehend: „Nein, auch die paar Pfennige sind mir unentbehrlich. Heut', als am vierundzwanzigsten September, hab' ich grad noch neun Mark und ein bisserl; das ist alles, was von der Gage übrig ist, und eigentlich ist's schon ein Vorschuß, und davon sollen wir sechs Tage lang uns satt essen. Da bleibt rein nichts übrig, und gar zu deinem Lesen, zu deinen Büchern, die ich schon lang' verwünscht hab'. Und daß du's schon weißt, Gustav, so sag' ich dir's gleich, von jetzt ab geb' ich dir nimmer was, bloß zu deiner Kurzweil, damit du sitzest und alles um dich vergißt."

Sie hielt inne, gleichsam erschrocken über die Kühnheit, daß sie ihren Gatten zu schelten gewagt hatte,

aber das Gefühl ihrer Not war zu übermächtig in ihr. Sie brach in Tränen aus und sprach den ganzen, lange zurückgehaltenen Jammer in den heftigen Worten aus: „Denn ich mag nicht mehr zuschauen, wie meine Kinder Not leiden müssen, weil ihr Vater nichts tun mag und lieber auf der faulen Haut liegt."

Damit war ihr Herz von seiner Last befreit, und gleich bat sie wieder: „So sei mir nur ja nicht bös, Gustav. Ich will dich ja nimmer kränken, aber es muß jetzt anders werden, es geht bei Gott nicht mehr so fort. Soll ich gar erst aufs Versatzhaus zu laufen anfangen, dann ist das Letzt' nimmer weit, und wir können bald alle miteinand' betteln gehen. So sei doch ein Mann, Gustav, und hab' ein Einsehen! Es ist ja nicht wegen meiner, aber unsere Kinder sieh an! Göll? Ist dir's noch nicht aufgefallen, daß sie gar nimmer mehr so rund und rot ausschauen? Ich mein', das müßtest du doch gesehen haben. Und ist dir kein Licht aufgegangen alsdann? So geh doch und sei gescheit und mach dem elenden Nichtstun ein End'! Und denk, wie's früher dahier bei uns gewesen ist, und wie alleweil, und sei endlich wieder mein lieber, guter, braver Mann!"

Ihr überquellendes Herz fand keine Worte mehr; sie lag vor Gustav auf den Knieen und weinte nur noch still.

Mit einem Male schreckte sie auf und sah nach der Uhr.

„Jesus Maria!" rief sie, „jetzt wird's gar noch einen Strafzettel geben, wenn ich zu spät komm'. Nun gilt's aber schnell."

Rasch stand sie auf und strich ihren Rock glatt. „Und wie ich ausschau'!“ setzte sie nach einem Blick in den Spiegel hinzu.

Geschwind tupfte sie in der Schlafkammer ihre verweinten Augen mit kaltem Wasser ab und eilte mit einem leisen Gruß und einem letzten bittenden Blick zur Tür hinaus.

Gustav sah ihr fassungslos nach.

So hatte er Röschen noch nie gesehen, und wenn er überdachte, was sie ihm gesagt hatte, erschrak er davor, wie sehr sie in allem Recht hatte. Wie weit mußte es mit ihm gekommen sein, wenn seine Frau die ihr angeborene Scheu ablegte und in ihrer Verzweiflung ihn anklagte.

Es war ihm, als würde ein Schleier von seinen Augen weggenommen, so daß er plötzlich den Betrug, mit dem er jahrelang sich selbst getäuscht hatte, durchschaute. Er sah sich, nur von Selbstsucht beherrscht und nur seiner Bequemlichkeit lebend, als den Plagegeist seines ganzen Hauses, während er bisher in dem Wahne sich gewiegt hatte, ein äußerst vollkommener Gatte und Vater gewesen zu sein, und empfand vor sich selbst eine bittere Scham.

Nur ein Bestreben beherrschte ihn noch: das wieder gut zu machen, was er gefehlt hatte.

Mit einer ganz anderen Aufmerksamkeit als früher durchlas er die Stellenangebote in der Zeitung, und da er seine Ansprüche auf das geringste Maß herabgestimmt hatte, fand er manches, was ihm annehmbar erschien. Er schrieb sich die Adressen heraus, die ihn

brauchbar dünkten, und wartete mit Geduld auf die Rückkehr Röschens.

Denn er glaubte nun keinen Augenblick mehr zögern zu dürfen und wollte sofort nach den ausgeschriebenen Stellen sich umtun.

Röschen kam gerade um die Mittagszeit aus der Probe; sie ging ihren Weg weit leichteren Herzens als an den Tagen vorher, weil sie zuversichtlich hoffte, daß nunmehr ihr Mann ein Einsehen haben würde. Dabei war es aber die Hauptsache, daß er jetzt auch recht bald irgend eine Beschäftigung fand. Sie überlegte bei sich, was sie etwa dazu helfen könnte, und übersah darüber fast, daß ein Herr, der mit ihr in gleicher Richtung ging, den Hut vor ihr zog. Als sie aufblickte, erkannte sie in dem Grüßenden einen früheren Kollegen ihres Mannes, mit dem sie näher verkehrt hatten, und plötzlich fiel ihr ein, vielleicht würde der etwas für Gustav wissen.

Darum setzte sie zu ihrem „Grüß Gott, Herr Hörnig“ noch die Frage: „Wie geht's Ihnen denn?“ hinzu, und als jener nach einem „Danke schön, man muß zufrieden sein,“ die gleiche Frage tat, antwortete sie mit einem kleinen Seufzer: „Das kann man von uns nun halt grad nicht sagen.“

Darauf mußte Herr Hörnig anständigerweise teilnehmend sich erkundigen: „Ach?! — Aber wieso denn? Doch nicht etwa Krankheit in der Familie?“

„Das, gottlob! nicht,“ erwiderte Röschen, „aber glauben's denn, daß mein Mann immer noch kein' Stell' gefunden hat? Trotz alles Gerenn und Gelauf?“

„Aber das tut mir leid,“ bedauerte Herr Hörnig

und fuhr fort: „Ja, ich weiß, was das bei mir für Mühe gekostet hat. — Und dabei hab' ich mich nicht etwa verbessert."

„Ja, das ist ein Kreuz! Wo sind's denn jetzt, wenn's zu fragen erlaubt ist?"

„Ach Gott, ich bin Buchhalter, bei der Pferdebahn im Kontor.

„So? — Ach, liebster Herr Hörnig, wüßten's denn da gar nicht, was für meinen Mann sich schicken möcht'? Er scheut sich vor nichts und möchte schon gern alles nehmen, wenn er nur überhaupt etwas bekommt."

„Ja, wir suchen wohl Schaffner. Aber das wird er doch nicht wollen?"

„Warum aber nicht? 's ist doch keine Schand' und noch vielmals besser als gar vieles andere und jedenfalls als gar nichts. Wenn ich ihm das sagen dürfte, damit er sich melden könnt', — wär's Ihnen recht, Herr Hörnig?"

„Aber natürlich, liebe Frau Reutter! Und was ich kann, das will ich auch sicher recht gern für einen alten, guten Kollegen tun."

„Wirklich?! — Alsdann recht schönen Dank für die Nachricht. Ich will's meinem Manne sagen, und gewiß werden's bald von ihm hören." —

Zu Hause sah Röschen sofort, daß ihre Bitten Gustav umgewandelt hatten; sie merkte, daß er ihr von seiner Reue sprechen wollte, und um ihm das zu ersparen, fing sie schon in der Tür an: „Jetzt, Gustav, wenn dir's Ernst ist mit dem Wollen, hätt' ich schon etwas für dich gefunden."

krank darniederlag, bildete ein freundschaftliches Verhältnis sich zwischen den beiden alten Leuten aus, und schließlich kramte die Tante Woldtke in einer längeren Rede den überraschenden Heiratsplan aus.

Sie sagte: „Vetter, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, und Sie sollen mir ebenso offen und ehrlich, wie ich jetzt sein werde, sagen, was Sie dazu denken. Wir sind ja alte, vernünftige Leute und brauchen uns gegenseitig keinen Dunst vorzumachen. Also, wie wäre es, — kurz heraus gesagt — wenn wir zwei verwitweten Leute uns heirateten? Sie sind ein rüstiger Sechziger, und ich fühle mich mit meinen achtundfünfzig Jahren auch noch ganz frisch. Daß natürlich bei uns von Liebe keine Rede sein kann, ist ja klar, aber ich wenigstens kann Ihnen versichern, Vetter, daß ich für Sie eine hohe Achtung hege. Sie sind ein Ehrenmann durch und durch. Und wenn Sie von mir eine ähnliche gute Meinung haben würden, dann wäre das wohl der rechte Boden und Untergrund für eine Heirat zwischen uns. Denn überlegen Sie sich einmal die praktischen Vorteile, die eine solche haben würde. Ich habe mit meiner Pension für meine Person genug, Sie kommen mit der Ihrigen arg ins Gedränge, legen wir aber beides zusammen, so haben wir alle zwei ein prachtvolles Auskommen. Zumal wenn Sie mit aufs Land kommen, wo alles zehnmal billiger und besser ist als bei euch Städtern. Und warum sollen wir nicht das kleine Stückchen Weg, das wir noch zurückzulegen haben, nebeneinander gehen und es uns, soviel an uns ist, leicht machen? — Vetter, ich verlange jetzt keine Antwort

von Ihnen, aber überlegen Sie sich die Sache, und wenn Sie sich's überlegt haben, dann sagen Sie mir ohne alle Scheu, was Sie dazu denken."

Nach dieser langen Ansprache schwieg der Bodenmeister eine Zeitlang, dann meinte er, die Base habe recht, — man müsse die Sache mal beschlafen, und versicherte ihr zunächst, daß auch sie seine ganze Hochachtung besäße.

Aber schon am nächsten Tage hatte er einen Entschluß gefaßt und fing gleich beim Kaffeetrinken an: „Liebe Cousine, ich kann Ihnen schon jetzt auf Ihren gestrigen Vorschlag einen Bescheid geben, und zwar — damit wir schnell uns darüber klar werden — will ich Ihnen sagen, daß ich, ohne Ihnen natürlich zu nahe treten zu wollen, mich nicht dazu habe entschließen können. Sie mögen mir glauben, daß ich die Angelegenheit mir reiflich und von allen Seiten betrachtet habe, und sie hat ja auch gewiß vieles für sich, aber — ich bin über eines nicht hinausgekommen, nämlich, daß ich den Begriff, den ich von der Ehe mir gebildet habe, nicht auf meine alten Tage noch einmal vertauschen kann. Liebe Cousine, sehen Sie: die Ehe ist mir etwas derart Verehrungswürdiges und sozusagen Heiliges, und ich habe in der Ehe mit meiner Seligen so sehr alles, aber auch alles Glück gefunden, daß ich jetzt nicht etwas doch ganz anderes dafür einwechseln kann. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, aber das würde meinem ganzen Leben einen falschen Abschluß geben."

Die Tante war nicht recht überzeugt und gab zu bedenken: „Das sind ja alles gewiß sehr ehrenwerte

Grundsätze, aber, Vetter, von Grundsätzen wird man nicht satt, das Praktische, Vetter, das Praktische gibt den Ausschlag!"

„Nun," entgegnete mit einem leisen Lächeln der alte Mann, „auch das Praktische hat wohl seinen Haken. Ich müßte mich sonst sehr irren. Sagen Sie doch, liebe Cousine, wie steht es bei Ihnen, — verlieren Sie nicht Ihre Witwenpension, wenn Sie nochmals sich verheiraten?"

Tante Woldtke war über die Maßen überrascht. Erst nach einer Weile antwortete sie: „Natürlich haben Sie recht, Vetter. — Wie man nur auch so etwas so ganz vergessen kann! — Da stimmt meine Rechnung freilich nicht."

Sie überlegte ein paar Augenblicke und fuhr dann fort: „Na, Vetter, da es denn nichts damit ist, so nehmen Sie meinen Vorschlag als das, was er war, als herzlich gut gemeint, und was ich Ihnen von der aufrichtigen Hochachtung gesagt habe, die ich für Sie empfinde, — dabei bleibt es, denn das hat für mich seine Richtigkeit."

Wirklich meinte sie ihre Worte durchaus ehrlich, und der Bodenmeister nahm sie auch so auf.

Ende Februar wurde dem Bodenmeister der Gipsverband vom Bein abgenommen. Das gebrochene Glied war über neun Wochen darin eingeschlossen gewesen, und eine ebenso lange Zeit hatte der Verletzte liegend zubringen müssen.

Die Knochenbrüche schienen trotz des Alters des Patienten gut geheilt zu sein, aber sogleich bei den ersten Gehversuchen merkte der Bodenmeister, daß dem

Kniegelenk jede Beweglichkeit fehlte. Auch nach längerer Zeit stellte sich in dieser Hinsicht keine Änderung ein, und er mußte fortan beim Gehen sich eines Stockes bedienen.

Die Eisenbahndirektion kam dem alten, verdienten Beamten entgegen und gewährte ihm noch einen Monat als Erholungsurlaub. Danach sollte die ärztliche Untersuchung stattfinden, von deren Ausfall es abhing, ob die Pensionierung einzutreten hatte oder nicht.

Dem Bodenmeister erschien diese wohlgemeinte Vertröstung nur als eine Verlängerung seiner qualvollen Ungewißheit, da er am besten fühlte, daß ihm nicht zu helfen war.

Für den ersten Juli erhielt er seinen Dienstabschied. Aber er konnte überhaupt nicht wieder seine Arbeit verrichten und wurde daher bis zum Termin der Entlassung beurlaubt.

Die Lobesworte der Kollegen und Vorgesetzten, die ihm beim Scheiden gespendet wurden, hörte er nur mit halber Andacht an; er konnte sich, als immer wieder die langen Jahre seines treues Dienstes erwähnt wurden, eines leisen bitteren Gefühls nicht erwehren, daß er dafür mit einer sorgenfreien Zukunft weit richtiger belohnt wäre als jetzt mit diesen Redensarten.

Aber schließlich war er doch im Herzen stolz auf diese allgemeine Anerkennung.

Zuletzt verabschiedete er sich von seinem direkten Vorgesetzten, einem alten Herrn, der wie er von unten auf gedient hatte und dem zu seinem vierzigjährigen Dienstjubiläum der Titel „Kommissionsrat" verliehen worden war. Der dachte im Laufe des Gespräches

allein daran, ihn zu fragen: „Na, lieber Kollege, werden Sie denn auch auskommen mit Ihrer Pension? Viel ist's ja nicht, was Sie bekommen."

Der Bodenmeister erwiderte: „Ja, das weiß Gott. Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als zu meinem Sohne zu ziehen."

„Zum ältesten wohl?"

„Nein, Herr Rat, bei dem ist kein Platz für mich da; die Wohnung ist so schon fast zu klein. Er hat selbst tüchtig zu würgen, und die arme Frau hat auch genug auf dem Halse, als daß sie auch noch mich alten Mann versorgen könnte. Ich ziehe zu Paul, dem Gelbgießer."

„Das ist der Sozialdemokrat?"

„Ja. — Was bleibt mir aber übrig?"

„Gewiß, mein lieber Reutter. Und bei Ihnen hat's ja doch keine Gefahr, daß etwa die rote Farbe abfärben könnte."

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich bin in Ehren grau geworden und will, so Gott will, auch in Ehren sterben."

„Nicht wahr? Das denke ich auch. Wir müßten ja förmlich aus der alten Haut herauskriechen."

In der Tat hatte der Bodenmeister trotz seines Unmutes nie auch nur einen Augenblick daran gedacht, seiner politischen Überzeugung untreu zu werden. Er war weit davon entfernt, dem Staate die Schuld daran beizumessen, daß er jetzt auf seine alten Tage fast Not leiden mußte; er hatte ja vorher gewußt, wie gering seine Pension war, und vermutlich konnte der Staat auch nicht mehr zahlen. Er war darüber ärgerlich und

in Sorgen, aber ging es nicht tausend anderen genau so, wenn nicht noch schlechter?

Vollends verschwand alle Bitternis aus seinen Gedanken, als ihm wenige Tage vor dem ersten Juli das Albrechtskreuz verliehen wurde. Diese Auszeichnung besaß für ihn einen weit höheren Wert, als Geld überhaupt haben konnte. Sie wandte sich an sein Ehrgefühl und setzte voraus, daß man ihn auch auf eine Art, die keinen greifbaren Vorteil für ihn bot, belohnen zu dürfen glaubte.

In diesem edleren Sinne erschien dem Bodenmeister die Verleihung des Ordens, und das silberne Ehrenkreuz war für ihn ein Symbol seiner ganzen Weltanschauung der entsagungsvollen, unbedingten Pflichttreue im Dienste des Königs und des Vaterlandes.

Dagegen schienen die Vorgesetzten, als sie ihm Glück wünschten, zu denken, er freue sich hauptsächlich darüber, daß er nun Sonntags mit dem grünweißen Bändchen im Knopfloche spazieren gehen könne.

Sie unterschätzten aber den alten Mann gewaltig.

Der Bodenmeister hatte sich zumeist darum dazu entschlossen, zu Paul überzusiedeln, weil er dem Sohne wirklich damit einen Gefallen zu tun glaubte, und es war klar, daß sowohl der Vater wie die jungen Leute, ein jeder Teil für sich, davon Vorteil haben würden, der erstere allerdings den geringeren.

Der Vater brauchte besonders beim An- und Auskleiden einige Handreichungen, die er doch lieber von einer bekannten als von einer wildfremden Person sich

machen ließ, und das Kostgeld, das er bezahlte, kam dem Wirtschaften der jungen Leute überaus gelegen, während wiederum der Bodenmeister für das Wenige, das er zahlen konnte, bei fremden Leuten keine Unterkunft mitsamt dem ganzen Unterhalt gefunden hätte.

— — — — — — — — — — — — — —

Paul hatte die Haushaltsrechnung, die er sich aufgestellt hatte, nicht lange aufrecht erhalten können.

Schon wenige Wochen nach der Hochzeit teilte ihm Elsa mit, daß sie sich guter Hoffnung fühle.

Paul empfand darüber eine innige Freude. Er wußte im Grunde selbst nicht, warum er sich danach sehnte, ein Kind zu haben, aber er fühlte es dunkel, daß in diesem kleinen Wesen ihm etwas erstehen würde, in dem er mehr als Behagen, in dem er eine Spur von Glück empfinden würde, etwas, das ihm nicht nur an die Sinne, sondern auch an das Herz rühren würde,

Dagegen war Elsa wenig erbaut von ihrer Wahrnehmung. Die Beschwerden, die schwangere Frauen zu ertragen haben, waren ihr äußerst unbequem, und sie dachte nicht daran, ihre Wirtschaft zu versorgen, wenn sie davon befallen war. Es galt ihr gleich, wenn dann Paul mittags kein warmes Essen zu Hause vorfand; sie lag faul auf dem Sofa und gebärdete sich über die Maßen jämmerlich. Der Gatte mußte mit einem Stück Brot fürlieb nehmen, zu dem er oft die Butter sich erst selbst herbeiholen mußte.

Er sagte ihr deshalb kein böses Wort; zuweilen nahm er ihr sogar einen Teil ihrer Arbeit ab und befaßte sich nach seiner schweren Tagesarbeit noch mit

Putzen und Scheuern. Aber allmählich lernte er die Unsauberkeit, die in der Wohnung immer mehr sich breit machte, übersehen und hielt nur darauf, daß er und das, was er am Leibe trug, sauber war.

Das allein verlangte er auch von seiner Frau trotz ihres Übelbefindens. Aber Elsa scherte sich wenig darum und ging meist in einem unbeschreiblich liederlichen Anzuge herum.

Darüber entstand oft Zank, und Paul sagte ihr gerade heraus: „Du siehst so schmutzig und schlampig aus, daß man am liebsten nicht nach dir hinsehen möchte."

Dann war Elsa flink mit einer boshaften Verdrehung zur Hand und entgegnete: „Ja, ihr Männer! Das Vergnügen wollt ihr haben, aber wenn wir Frauen dann so herumlaufen, dann möchtet ihr euch allemal am liebsten wegdrehen von unsereins."

Weihnachten kam heran. Im Jahr vorher hatte auch keine rechte Freude geherrscht, da die Mutter nicht mehr da war, das Fest mitzufeiern, aber diesmal sollte Paul der heilige Abend noch weit trauriger erscheinen.

Nach der Arbeit machte er geschwind noch ein paar Einkäufe. Weil Elsa immer fror, kaufte er für sie eine warme Lamajacke und ein Paar derbe Filzschuhe, außerdem besorgte er einige hübsch mit Bändern verzierte Kinderwäsche und eine Dose Bricken, nach denen sie mit dem sonderbaren Appetit der Schwangerschaft ein immerwährendes Gelüste trug, dann nahm er noch einem Händler am Augustusplatz den letzten dürftigen Tannenbaum ab und holte schließlich in einer

Destillation eine Flasche Punschessenz. Schwerbepackt kam er in einer überaus frohen Stimmung nach Hause. Diesen Abend wenigstens hoffte er recht gemütlich zu verbringen, und er schmeichelte sich auch, mit den Geschenken es seiner Frau recht gemacht zu haben.

In der Wohnung fand er alles dunkel. Elsa lag im Bett und klagte über unerträgliche Zahnschmerzen.

„Versuch's doch mal aufzustehen!" bat Paul. „Heute, am heiligen Abend!"

„Du hast gut reden," wimmerte sie. „Mir wär's gerade wie heiliger Abend zumute."

Paul brachte ihr nun die Geschenke ans Bett und breitete sie auf dem Deckbett aus, aber Elsa sah nur halb hin und brummte: „Ach ja, es ist alles ganz hübsch. Laß mich nur lieber!"

Daraufhin ging er still ins Wohnzimmer, stellte das Bäumchen auf den Tisch und befestigte ein paar Lichter an den dürren Ästen.

Er wollte wenigstens den Weihnachtsbaum brennen sehen.

Aber als er eine der Kerzen angebrannt hatte, fiel es ihm ein, daß es doch eine Torheit sei, für sich allein die Lichter anzuzünden. Er ließ die übrigen unberührt und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster.

Von da aus sah er unverwandt in die flackernde Flamme des dünnen, einsamen Lichtchens, bis es schwälend erlosch.

Als das letzte Fünkchen des Dochtes verglüht war, fand er es plötzlich in dem kahlen Zimmer kalt und ging in die Küche.

Es war erst neun Uhr, und er hatte noch keine Lust, sich zu Bett zu legen. Darum machte er ein frisches Feuer im Herd und stellte Wasser zu.

Als das Wasser kochte, bereitete er sich ein Glas Punsch. Der Duft des Getränkes ließ die Erinnerung an frühere Weihnachtsabende in ihm aufwachen, und die sprithaltige Essenz erzeugte in ihm eine behagliche Wärme. Er brannte sich eine Zigarre an und machte es sich in der Sofaecke bequem.

Elsa hatte den Punsch gerochen und trat nach kurzer Zeit mit wirren Haaren und verschlafenem Gesicht in die Tür. Sie hatte die Jacke und die Schuhe angezogen und trug die Fischdose in der Hand; die Schmerzen schien sie los zu sein und sah zufrieden auf den Punsch.

„Das lass' ich mir gefallen!" sagte sie, setzte sich und begann kräftig mitzutrinken.

Als sie nach einer Weile Hunger verspürte, machte sie die Blechdose auf und aß in großen, gierigen Bissen, indem sie die langen Fische mit den Händen zum Munde führte.

Mit der Zeit übte der Punsch eine berauschende Wirkung auf sie aus. Sie lachte laut und ohne Grund auf und sang zotige Lieder. Danach kamen nur noch Brocken von gemeinen Redensarten, die auf ihre Schwangerschaft sich bezogen, von ihren lallenden Lippen, und schließlich erbrach sie sich.

Paul schleppte sie mit Mühe in ihr Bett.

Am anderen Morgen erwachte sie mit wüsten Kopfschmerzen.

Sie wollte sich einen starken Kaffee kochen, aber es war kein Holz da, um ein Feuer anzuzünden. Da nahm sie von der Tanne in der Stube die Lichter ab, zerbrach das Bäumchen in handliche Stücke und kochte sich ihren Kaffee über dem Christbaumfeuer.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Januar wurde Elsa von einem Knaben entbunden.

Anfangs versuchte sie, ihn selbst zu nähren, aber sie mußte sogleich damit aufhören. Ihre ungeheuren Brüste hatten kein Tröpfchen nahrhafte Milch für das Kind.

Der Kleine wurde nun mit der Flasche groß gezogen; aber er gedieh nicht recht dabei. Heftige Krampfanfälle traten auf und brachten sein schwächliches Leben in Gefahr.

Außerdem wandte die Mutter dem Kinde durchaus nicht die gehörige Sorgfalt zu. Sie putzte es mit hübschen Jäckchen und Mützchen an, wenn sie es auf der Straße spazieren trug, aber zu Hause konnte es stundenlang in seinem Unrat schreien, ohne daß sie es reinigte.

In der Nacht zumal war sie überhaupt nicht dazu zu bewegen, aus dem Bett aufzustehen und nach dem schreienden Kinde zu sehen. Sie gewöhnte sich daran, selbst bei dem kläglichsten Wimmern ruhig weiterzuschlafen und überließ es Paul, den Kleinen zu beruhigen und zu besorgen. Und der Vater unterzog sich willig diesen ungewohnten Verrichtungen. Er ruhte nicht und mühte sich so lange, bis das Kind wieder schlief; es war ihm

gleichgültig, daß er darüber ganze Stunden der Ruhe, die ihm so not tat, entbehren mußte.

Trotzdem es ihm oft bleischwer in den Gliedern lag, arbeitete er dann am Tag mit verdoppelter Emsigkeit, denn seit der Geburt des Kindes war er kaum je aus Geldverlegenheiten herausgekommen.

Schon für die allernotwendigste Kinderwäsche und für die Zeit des Wochenbettes hatte er Geld sich leihen müssen. Infolgedessen kam allein ein Teil des Lohnes auf Abzahlungen in Wegfall. Und doch brauchte er jetzt noch mehr als früher: das Kind mußte seine gute Milch haben, und da die Gießereikrankenkasse, der er angehörte, nur für Erkrankungen der zahlenden Mitglieder aufkam, waren auch die häufigen Besuche des Arztes bei dem Kleinen und die verordnete Medizin zu bezahlen. Zu alledem hatte nun auch Elsa nicht mehr Zeit und Lust, für sich etwas zu verdienen, und verlangte immer dringender Schuhwerk und Kleidung.

Das alles sollte geschafft werden, und Paul arbeitete mit seiner äußersten Kraft; er leistete gern Überstunden, und es reichte doch nirgends.

Dabei kam der Mietzinstermin heran.

Es war nur noch wenige Tage hin bis zum ersten Juli, und er hatte kaum die Hälfte der Summe, die er brauchte, zusammen. Verzweifelnd hörte er schließlich mit den stets vergeblichen Bemühungen, das Geld irgendwo aufzutreiben, auf und entschloß sich dazu, Elsa zu bitten, ihm mit ihrem Gelde auszuhelfen.

Bisher hatte er sich stets gescheut, diesen Schritt zu tun; denn obwohl er seine Frau zum Teil um

des Geldes willen, das ihr gehören sollte, geheiratet hatte, wollte er doch nicht den Vorwurf sich zuziehen, daß er sich auch nur im geringsten von ihr unterstützen oder gar ganz ernähren lasse. Die Gewißheit schon, daß sie etwas besaß, erfüllte ihn mit freudiger Genugtuung. Er sah dieses kleine Kapital als den Grundstock an, auf dem er seinen künftigen Reichtum aufbauen würde, und hatte nur selten daran gedacht, daß dieses Geld vielleicht auch einmal zur Zeit der äußersten Not ein letztes Hilfsmittel sein würde.

Jetzt war dieser Augenblick, in dem er keinen Ausweg sich mehr wußte, gekommen, und er hoffte, daß Elsa ein Einsehen haben und ihm das Nötige ohne Sträuben vorstrecken würde.

Sie horchte gespannt auf, als er sie bat, von ihrem Gelde ihm etwa dreißig oder vierzig Mark zu leihen.

„Von welchem Gelde?“ fragte sie.

„Nun, von deinem kleinen Kapital,“ antwortete Paul. „Es geht dir ja nicht verloren, es werden schon bessere Zeiten kommen, wo ich dir's dann wiedergeben kann.“

„Ich habe kein kleines Kapital,“ sagte Elsa ruhig. „Weder ein kleines noch ein großes.“

Paul wurde ärgerlich; er hatte ihr seine Verlegenheit so klar geschildert, und jetzt stellte sie es kurzerhand in Abrede, überhaupt Geld zu haben.

Dringlicher fuhr er in seinen Bitten fort und hielt ihr vor: „Es ist ja auch ebensogut deinetwegen! Wenn ich die Miete morgen nicht zahlen kann, liegen wir alle auf der Straße.“

„Das laß nur deine Sorge sein," erwiderte Elsa. „Ich habe kein Geld zu verleihen."

„Du willst bloß nicht."

„Nein, ich könnte auch nicht."

„Wie? Du hättest nicht zweitausend Taler daliegen?"

„Ich?! — Du mein Gott, da hätte ich wohl schon längst was anderes angefangen."

„So lüge doch nicht, und gib zu, daß du nur nicht willst."

Elsa schwieg eine Weile und fragte dann lauernd: „Woher weißt du denn, daß ich Geld habe? Habe ich dir's je gesagt?"

„Nein, du nicht," antwortete Paul, „aber ich habe es gehört."

„Und was kann ich dafür, wenn die Leute eine Lüge sagen? Da hast du womöglich geglaubt, eine Reiche zu heiraten, als du mich nahmst?"

Paul fühlte, wie eine jähe Röte ihm ins Gesicht stieg und fuhr zornig auf: „Ich habe dich nicht um des Geldes willen genommen."

„Das wäre auch sehr schlimm für dich," entgegnete mit ruhigem Hohn seine Frau. „Denn da hättest du dich schmählich getäuscht. — Ein für allemal: ich habe kein Geld. Das, was ich gebraucht habe, habe ich mir redlich selber verdient, aber es ist nie soviel gewesen, daß ich mir auch nur einen Pfennig hätte sparen können. Und noch etwas will ich dir sagen, daß du die angenehmen Neuigkeiten gleich auf einmal erfährst: du hast's wieder glücklich dahin ge-

bracht, daß ich bald wieder so ein verdammtes, kleines Balg auf dem Halse haben werde. Als ob ich nicht schon an dem einen genug hätte!"

Für dieses Mal konnte Paul noch gerade beim Vater das Nötigste ausborgen, aber auf diese Art ging es nicht weiter, und es mußte ein Ausweg gefunden werden.

Da kam Elsa auf den Gedanken, die eine Vorderstube zu vermieten; daraus würde sich hoffentlich wenigstens der größte Teil der Miete ziehen lassen, und vielleicht würde der Mieter auch zu bewegen sein, gleich sich mit in Kost zu geben. Daraus erhoffte sie sich dann einen noch größeren Vorteil.

„Und woher sollen wir die Möbel nehmen?" fragte Paul.

„Nun, wir brauchen doch bloß ein Bett in die Stube zu stellen," antwortete Elsa. „Dazu nehmen wir das kleinere von unseren, und wir schlafen zusammen im größeren."

Paul gab dazu seine Zustimmung, und es dauerte nicht lange, so fand sich ein Mieter, ein Schriftsetzer, namens Hugo Vettermann.

Der junge Mensch war lang und hager und sah kränklich aus. Der ungesunde Beruf hatte seine Lunge etwas angegriffen, aber trotzdem war er stets guter Dinge. Er war auf der Wanderschaft weit herumgekommen und wußte unterhaltend davon zu erzählen. Natürlich schwor er zur Sozialdemokratie, aber er fand sie und die ganze Politik langweilig, zumal da er gar keinen Grund hatte, unzufrieden zu sein. Er verdiente ein

schönes Geld und hoffte auch, trotz des Lungenleidens sein Leben noch lange genießen zu können.

An seine Wirtsleute schloß er sich leicht an. Er blieb mit ihnen an den Abenden zu Hause, weil ihm der Arzt geraten hatte, die Qualm- und Rauchluft der Restaurationen zu vermeiden, und vertrieb ihnen die Zeit mit Kartenkunststückchen und allerlei Schnurren. Dabei bezahlte er pünktlich, und obwohl nicht alles in der Beköstigung nach seinem Geschmack war, fiel es ihm doch nicht ein, auszuziehen, weil er es nicht viel anders gewöhnt war und es unter Umständen dann noch schlechter treffen konnte.

Am Ende fanden die drei sich so gut ineinander, daß sie Brüderschaft tranken.

Paul vor allem hatte seinen Gefallen an Vettermann, der immer einen neuen Spaß wußte und nirgends Langeweile aufkommen ließ. Daneben freute es ihn über die Maßen, daß Elsas Vorschlag so gut sich bewährt hatte.

In der Tat war die Wirtschaft, seitdem der Schriftsetzer eingezogen war, rasch in ihr ordentliches Geleise gekommen, und es war sogar möglich, etwas für Elsas Entbindung zurückzulegen, nachdem alle Schulden abgezahlt waren und Paul auch ein Bett für sich beim Althändler hatte erstehen können.

Im Februar 1882 wurde Paul das zweite Kind, ein Mädchen, geboren.

Zum zweiten Male mußte er die Mutter zur Pflege ihres Kindes anhalten, und da alles Schelten nichts fruchtete, mußte er wiederum selbst Hand an-

legen. Aber er tat es abermals gern, denn er fand bereits in dem einjährigen Knaben den Lohn seiner Mühen. Der kleine Bursche jauchzte hellauf, wenn er den Vater ersah, und der schwerfällige Mann wachte mit zarter Sorge über das Kind und besaß eine unermüdliche Ausdauer, wenn es galt, mit ihm zu spielen und zu scherzen.

Je älter der Knabe wurde, desto mehr widmete der Vater sich ihm, und da er daneben noch mit dem Mädchen, das mit der Zeit dem Wickelbett entwuchs, sich zu tun machte, waren Elsa und der Schriftsetzer mehr und mehr aufeinander angewiesen.

Paul gab anfangs auf die beiden gar nicht acht, bis es ihm mit einem Male so schien, als hätten sie irgend eine Heimlichkeit vor ihm.

Von da an trug er sich mit der Sorge, daß seine Frau ihn betrüge, und er nahm sich vor, ihr auf den Weg zu passen.

Elsa hatte diese Liebelei aus reiner Langeweile angefangen und war erst dann über die anfänglichen, bedeutungslosen Neckereien hinausgegangen, als sie sah, daß der Schriftsetzer ihr Liebeswerben nicht beachtete.

Aber Vettermann verstand sie recht gut und begegnete ihr nur mit einer leise ablehnenden Galanterie, weil er den Freund nicht hintergehen wollte.

Als jedoch die Frau ihm immer mehr Entgegenkommen zeigte, ging er allmählich auf ihre ungenierten, derben Liebkosungen ein und verlangte nun seinerseits mit der leicht erregbaren Sinnlichkeit der Brustkranken

immer stürmischer nach ihr, so daß sie alsdann sich seiner erwehren mußte.

Aus dem dumpfen Gefühl heraus, daß sie nicht dürfe, wies sie ihn noch stets zurück, aber sie sah es kommen, daß sie früher oder später fallen mußte.

Wenn sie allein waren, spotteten sie zusammen, eins immer mehr als das andere, über den dummen Teufel von Mann, der nichts von ihren heimlichen Händedrücken und Berührungen merkte, und da sie sich sicher glaubten, wurden sie immer kecker und scheuten sich nicht, selbst in Pauls Gegenwart, wenn er ihnen gerade einmal den Rücken zukehrte, ihre Verliebtheiten zu treiben.

Paul gab sich zwar den Anschein, als ahne er nicht das Geringste, aber er beobachtete dabei die beiden scharf. Er ließ ihnen ihre Frechheiten durchgehen, bis er sie einmal sicher fassen würde.

Während er an einem Mittag, kurz nach Neujahr 1883, dem kleinen Mädchen, das er auf dem Arme trug, die Straße zeigte, sah er im Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern hing, wie Vettermann noch am Tische sitzend Elsa um die Hüften faßte, während sie an ihm vorüberging, und wie Elsa ihm dafür zärtlich die Wangen streichelte.

Jäh drehte er sich um und vermochte gerade mit zitternden Händen das Kind in sein Stühlchen zu setzen. Sein Gesicht war von maßloser Wut verzerrt, und als Elsa noch dreist auf ihn zuging, gab er ihr eine so wütende Ohrfeige, daß sie halb betäubt seitwärts taumelte.

Vettermann sah den Mann, dem in diesem Augen-

blicke alles zuzutrauen war, danach auf sich zukommen, und machte sich blitzschnell aus dem Staube.

Paul ließ ihn laufen. Er warf keinen Blick auf Elsa, die vor Schmerz brüllend auf der Erde kniete, sondern legte nur sachte den Kindern ihr Spielzeug hin und ging dann an seine Nachmittagsarbeit.

Als er abends nach Hause kam, lief Elsa mit scheuen, heimtückischen Blicken und mit einer hochroten, geschwollenen Backe herum, und der Schriftsetzer war mit allen seinen Sachen verschwunden.

Elsa hütete sich von dem Augenblicke an, in dem sie die harte Hand ihres Mannes gefühlt hatte, ängstlich davor, ihm Anlaß zu irgend einem Verdacht zu geben, aber sie rächte sich, indem sie ihm sein Zuhause durch ihre stets verdrossene Miene und durch die Unsauberkeit, die sie absichtlich sich anhäufen ließ, zur Hölle zu machen versuchte.

Aber die beiden Kinder waren für Paul die Engel, die ihn alles Häßliche vergessen ließen und in denen er dem Unglück seiner Ehe zum Trotz glücklich war. —

In diese Wirtschaft sollte der Bodenmeister aus der freundlichen Stille seiner klaren, sauberen Häuslichkeit einziehen. Er wußte von den seltenen Besuchen her, die er Paul abgestattet hatte, wie es bei dem Sohne aussah, aber er zog trotzdem zu ihm, weil ihn einmal die Not dazu zwang und weil er hoffte, er würde aus seiner Stube wenigstens den Schmutz fernhalten können.

In der Tat ließ er die Schwiegertochter in seiner Stube, die er mit seinen Möbeln sehr hübsch ausgestattet hatte, keine Hand rühren, und er verließ sein

Zimmer nur, um an den Mahlzeiten teilzunehmen, bei denen er freilich ein gut Teil sich überwinden mußte, um nur einigermaßen an Elsas liederliche und kraftlose Kocherei sich zu gewöhnen.

Seine Stube hielt er selbst in der peinlichsten Ordnung, und trotz seines steifen Beines scheuerte er sie jeden Sonnabend gründlich aus. Er war sogar ganz froh darüber, daß er mit dieser Arbeit sich befassen mußte, denn er fühlte sich, abgesehen von seiner Lahmheit, noch durchaus rüstig und litt unter der ihm aufgezwungenen Untätigkeit. Sonst hätte er kaum gewußt, was er an diesen langen Tagen anfangen sollte, zumal da er seine mit der Zeit schwächer gewordenen Augen nicht mit Lesen anstrengen durfte.

So war es ihm auch durchaus nicht unangenehm, wenn die Schwiegertochter die Kinder ihm zur Aufsicht übergab. Er ging gern mit ihnen spazieren und kam sich dann nicht mehr gar so unnütz vor. Dafür hingen die Kleinen mit herzlicher Liebe an dem Großvater, der immer Zeit für sie hatte, und Paul konnte mit Ruhe an seine Arbeit gehen, weil er die Kinder nun in vortrefflicher Hut wußte.

Die Feierabende verbrachte der Sohn mit den Kleinen in der Stube des Großvaters und meinte dort, in einer reineren Luft, jedesmal neue Kraft für einen neuen schweren Tag zu schöpfen. Während die Kinder spielten, redeten Vater und Sohn herzliche Worte miteinander, und beide empfanden, daß für sie das Glück vorüber war und daß es für sie nur mehr ein Verzichten gab. Sie waren nicht unwillig, wenn sie durch

die Kleinen gestört wurden, und sahen gerne stumm den kindlichen Spielen zu.

Unterdessen stand Elsa bei der Nachbarin auf dem Flur und schwatzte und klatschte stundenlang mit ihr.

Als der Bodenmeister schon einige Wochen bei Paul wohnte, wurde ihm die Liederlichkeit der Schwiegertochter doch zu arg. Er konnte das nicht länger mit ansehen; lieber wollte er bei fremden, aber ordentlicheren Leuten noch mehr sich einschränken.

Am Abend sagte er Paul, daß er doch wohl lieber ausziehen wolle.

Der Sohn schien ihn gar nicht zu begreifen und fragte: „Wie meinten Sie, Großvater? Ich habe Sie, glaube ich, nicht recht verstanden." — Mit der Zeit hatte er sich angewöhnt, den Vater, wie die Kinder, „Großvater" zu nennen.

Darauf erklärte der Bodenmeister noch einmal seine Absicht.

Paul hörte gespannt zu.

Als er den Vater verstanden hatte, traten ihm Tränen in die Augen, und er erwiderte mit zitternder Stimme: „Großvater, Sie können ja tun und lassen, was Sie wollen, — aber ich bitte Sie, lassen Sie doch mich und die Kinder nicht allein! Ich weiß, wir würden dann auch hier unter den Schlitten kommen und ganz verloddern. — Und wir haben ja nur Sie."

Der Bodenmeister seufzte schwer auf. Langsam legte er Paul die Hand auf die Schulter und sagte: „Na, laß nur gut sein, mein armer Junge; du hast recht, wir beide bleiben schon besser zusammen."

10

Seitdem Röschen wieder am Theater beschäftigt war, hütete sie sich ängstlich vor einer neuen Schwangerschaft. Sie glaubte nicht anders, als daß sie in diesem Falle ihre sofortige Entlassung zu gewärtigen haben würde, und sah mit Angst, daß ihre Gage ganz unentbehrlich war, wenn die gesamte Familie ein einigermaßen erträgliches Auskommen haben sollte.

Als sie trotzdem im Sommer 1882 sich wieder Mutter fühlte, verbarg sie, so lange es anging, ihren Zustand dem Ballettmeister.

Aber der erkannte bald, in welcher Lage Röschen sich befand. Er rief sie zu sich und machte ihr die ernstlichsten Vorhalte über die Gefahr, der sie ihre Gesundheit durch die Verheimlichung ihres Zustandes aussetze.

Röschen gab ihm alles zu und bat nur: „Aber so geben's mir doch einen Rat, Herr Ballettmeister,

wie ich's sonst anfangen soll, wenn ohne meine Gage die Not daheim schon vor der Tür lauert."

Darauf wußte der Ballettmeister auch nichts zu erwidern, aber er versprach, sein Möglichstes zu tun, daß Röschen ohne Entlassung davon käme, und fügte bloß die Mahnung hinzu: „Freilich, — ein zweites Mal könnte ich Ihnen beim besten Willen nicht helfen, liebe Frau Reutter. Sie wissen selbst, daß die Direktion keine verheirateten Damen mag. Wie gesagt, — einmal will ich's schon schließlich auf meine Kappe nehmen, aber! — Und ich weiß nicht, andere Eheleute bekommen doch auch nicht jedes Jahr ein Kind, und Sie sind sowieso nicht gerade die Stärkste."

Röschen sah ihn daraufhin verständnislos fragend an, so daß er etwas verlegen wurde und unwirsch fortfuhr: „Nun, Sie sind ja eine kluge Frau und werden mich schon verstehen."

Aber Röschen verstand gar nicht, was er meinte. Ihre frühe Ehe und ihre katholische Erziehung hatten sie trotz ihres verführungsreichen Berufes seltsam weltunklug gelassen.

Sollte sie etwa ihrem Manne sich verweigern, wenn er nach ihr verlangte? — Das würde sie niemals fertig bringen.

Jedenfalls war sie über die Maßen froh, daß die Sache für diesmal so gut abgelaufen war, und schämte sich bloß ein wenig über das Geld, das sie gewissermaßen durch einen Betrug erhielt.

Die Geburt verlief äußerst schwer und versetzte Röschen in einen Zustand großer Schwäche.

Aber die guten Zeiten waren ein für allemal vorüber, in denen sie eine Wärterin sich hatte halten können, die zugleich den Haushalt versorgte. Dieses Mal stand sie schon am fünften Tage von ihrem Wochenbett wieder auf und ging an ihre häuslichen Geschäfte, trotzdem sie vor Mattigkeit kaum sich aufrecht zu erhalten vermochte und aller Augenblicke bei den geringsten Gängen aus der Küche in die Stube erschöpft auf einem Stuhle niedersitzen mußte.

Ihren ersten Ausgang richtete sie nach dem Theater. Dort meldete sie sich beim Ballettmeister; sie stellte sich zu seiner Verfügung und bat nur für die erste Zeit um ein wenig Schonung. Dabei brachte sie es kaum fertig, während der kurzen Unterredung zu stehen und stützte sich mit zitterndem Arme auf eine Stuhllehne.

Der Gegensatz zwischen dem, was zu tun sie sich erbot, und dem, was sie vermochte, trieb ihr die Tränen in die Augen; sie bekam Angst, daß jener sie als zu schwächlich ganz zurückweisen werde und sagte darum mit einem mühsamen, traurigen Lächeln: „Aber göll', Sie glauben's mir schon, daß ich nun wieder wohlauf bin und mein' Sach' verrichten kann? Das ist jetzt nur wegen der Aufregung, daß mir's etwas schwach ist. Sonst bin ich — gottlob — schon ganz gesund."

Aber der Ballettmeister schickte sie kurzerhand wieder nach Hause und gebot ihr, nicht eher sich wieder sehen zu lassen, als bis sie ganz wieder zu Kräften gekommen wäre.

Das dauerte allerdings fast zwei Monate, und auch danach blieb die Genesene zart und schwächlich.

Zu Röschens großer Freude schien diese siebente Geburt die letzte gewesen zu sein. Fast zwei Jahre lang blieben ihre Besorgnisse unbegründet, und sie entwöhnte sich allmählich des Gedankens, jemals wieder Mutter zu werden.

Um so mehr erschrak sie, als sie plötzlich im Frühjahr 1885 an den so wohlbekannten und gefürchteten Anzeichen merkte, daß sie abermals guter Hoffnung war.

Sie ging mit sich zu Rate, ob sie diesmal dem Ballettmeister sofort sich anvertrauen sollte oder nicht. Tat sie es, so durfte sie ihrer Entlassung gewiß sein, und dann war noch ebensolche Not im Hause wie vor drei Jahren.

Zunächst freilich brauchte sie keine Sorge sich zu machen, da sie selbst während der Ostermesse vom Ballettmeister nur zum Statieren, nie aber zum Tanzen verwandt wurde, aber nach der Messe stellte sich in einer Probe plötzlich heraus, daß mit dem Zirkus, der tags vorher nach seinen Meßvorstellungen von Leipzig abgereist war, drei Tänzerinnen durchgegangen waren. Dabei war für den Abend ein großer spanischer Tanz angesetzt.

Unter diesen Umständen mußte auch Röschen als Tänzerin eintreten.

Schon vom Morgen ab hatte es ihr ganz besonders schwer in den Gliedern gelegen, und nun kam ihr der feurige, belebende Sechsachteltakt des Bolero wie eine stachelnde Peitsche vor, die ihren müden Körper stets von neuem antrieb, und die Kastagnetten klapperten dazu einen grausamen Hohn.

Nach der Probe schleppte sie sich mit Mühe nach

Hause; sie mußte sich sofort niederlegen und tat am Nachmittage eine Fehlgeburt. Ungeheure Blutungen, die der Arzt kaum stillen konnte, erschöpften sie aufs äußerste, und Gustav, der einem Ersatzmann seinen Dienst übergeben hatte, traf seine Frau bewußtlos an.

Der Arzt ließ ihm zwar eine leise Hoffnung, daß Röschen wiederhergestellt werden könnte, aber er fügte hinzu, der Tod werde unweigerlich eintreten, sobald ein abermaliger Blutverlust stattfinde.

Einen unnennbaren Jammer im Herzen tragend, saß Gustav am Bett der Besinnungslosen, bis er nach Mitternacht übermüdet einschlief.

Mit einem Male fuhr er auf; er glaubte, er sei gerufen worden, und sah sich erschreckt um.

Röschen hatte die Augen offen, und ihre Blicke grüßten ihn freundlich.

Gustav trat zu ihr und nahm ihren matten Kopf in seine Arme.

Kaum vernehmbar flüsterte sie ihm zu: „Gustav, es ist halt nicht anders, ich muß euch verlassen. Grad jetzt hat das Bluten aufs neue angefangen, und ich merk's schon, daß es mit mir zu Ende geht. Da schau, da fließt mein armes Stückel Leben hin — Tröpfel um Tröpfel."

In der Tat war das weiße Bettuch tiefrot gefärbt, und die schweren, dicken Tropfen fielen von der Gummiunterlage langsam auf den blankgescheuerten Fußboden.

Ihr Kopf lastete immer willenloser in den Armen Gustavs, der kein Wort über die zitternden Lippen

brachte, und dessen Augen allein zu der Sterbenden eine tausendfach beredte Sprache redeten. Ihr Gesicht bekam einen leidenden Ausdruck, und ihre Blicke wurden angstvoll und flehend.

Noch einmal raffte sie sich mit einer schmerzhaften Anstrengung zu einem unbeschreiblichen Lächeln auf und flüsterte: „Hüt' mir meine lieben Kinder und hab' schön' Dank, du guter Mann."

Dann wurden ihre Augen trübe; der Lebenswille verließ ihren Körper, und der Tod machte ihn schwer und starr. — —

Gustav war nicht vom Lager der Entschlafenen wegzubringen.

Erst als die Leichenfrau kam und zu ihrer traurigen Arbeit sich rüstete, konnte der Bodenmeister ihn überreden, von dem toten Röschen sich loszureißen.

Dem alten Mann war auch mit der kleinen, zarten und doch so tapferen Frau die letzte sonnige Freude aus dem Leben geschwunden, aber er hatte schon zu viel verlieren müssen, als daß er nicht auch diesen Schlag als etwas Unabänderliches mit Fassung ertragen hätte. Er sah es halb schon als sein Schicksal voraus, daß er noch viel mehr, ja fast alles, würde hingeben müssen, ehe an ihn die Reihe kommen würde, aus dem Leben zu scheiden.

Mit milden Worten mahnte er Gustav an die Meldungen und Gänge, die es zu machen gab, und erinnerte ihn vor allem daran, daß er den katholischen Pfarrer aufsuchen müsse, um ihn zu ersuchen, Röschen einzusegnen und der Beerdigung beizuwohnen.

Mechanisch erstattete Gustav seine Anzeigen auf dem Standesamte und der Friedhofsexpedition und begab sich dann in das katholische Pfarrhaus.

Auf seine Frage nach dem Herrn Pfarrer antwortete ihm ein Kirchendiener: „Der hochwürdige Herr Superior befinden sich augenblicklich zur Kur in Karlsbad, aber wenn Sie nicht ein direkt persönliches Anliegen an ihn haben, können Sie sich auch an den Herrn Vikar wenden. Er hat unterdessen alle Amtsgeschäfte übernommen."

Damit öffnete er eine Tür und ließ Gustav eintreten.

Der Vikar, ein hagerer, großer Mann mit einem grobknochigen, glattrasierten Gesicht und hellen, ins Weite schweifenden Augen, ließ ihn seine Sache vortragen, ohne ihn zu unterbrechen.

Dann holte er ein Register aus einem Regal und blätterte darin.

„Ihre verstorbene Frau war am Theater?" fragte er.

Gustav bejahte.

„Und Ihre Ehe ist nur nach protestantischem Ritus geschlossen?"

Abermals antwortete Gustav: „Ja."

„Auf welches Bekenntnis wurden Ihre Kinder getauft?"

„Auf meines, protestantisch."

Der Geistliche sah vor sich hin und überlegte eine Weile.

Dann erkundigte er sich weiter: „Es hat wohl auch niemand daran gedacht, der Verstorbenen vor ihrem Tode die letzte Ölung erteilen zu lassen?"

Gustav antwortete: „Nein. Sie ist uns ja gar zu schnell weggestorben, daß gar keine Zeit dazu gewesen wäre, nach Ihnen zu schicken."

Wieder sann der Vikar etwas nach und fing dann von neuem an: „Ist Ihnen vielleicht bekannt, ob Ihre Frau seit ihrer Verheiratung jemals zur Beichte gegangen ist?"

Gustav erwiderte: „Meines Wissens nicht."

„Aus welchem Grunde?"

„Sie wird wohl zu wenig Zeit gehabt haben, bei den vielen Kindern und ihrer Wirtschaft."

„Das wäre gleichwohl ihre Pflicht als Katholikin gewesen," entgegnete der Geistliche.

Er erhob sich und sprach nach einigem Räuspern in einem anderen, amtlicheren Tone: „Es tut mir leid, Herr Reutter, Ihnen Ihre Bitte abschlagen zu müssen. Ihre Frau hat jahrzehntelang durch nichts mehr ihre Zugehörigkeit zu ihrem Glauben bekannt, sie hat die reichen Gnadenmittel der Kirche mit einer — meinetwegen nicht absichtlichen Nichtachtung behandelt, nach alledem kann die Kirche nun ihrerseits sie nicht mehr als ihr Glied betrachten. Die Umstände zwingen mich, wie gesagt, zu meinem Bedauern, der Verstorbenen die geistliche Assistenz beim Begräbnis zu versagen."

Gustav stand nach diesem unerwarteten Bescheid wie erstarrt da; er sah den Vikar mit halb irren Blicken an und wartete darauf, daß er seine unchristliche Ablehnung widerrufen solle, aber als jener stumm blieb, kehrte er sich wortlos um und verließ das Zimmer.

Draußen erst stürmte alles auf ihn ein, was er

dem Priester wohl noch hätte vorhalten können: daß das Leben dieser Toten, die niemals in der Erfüllung ihrer Pflichten sich hatte genug tun können, der herrlichste und christlichste Tatgottesdienst gewesen war, daß diese selbstloseste Frau an keinem Tage ohne ein Vaterunser und Ave Maria ihre Augen zum Schlaf geschlossen hatte, wenn ihr nicht die Erschöpfung das Gebet von den Lippen genommen hatte, daß diese liebevollste Mutter ihren Kindern einen schönen, reinen Jesusglauben in die jungen Herzen gepflanzt hatte, daß sie für das ganze Haus ein guter Engel und eine Heilige gewesen war.

Aber er sah zugleich das ablehnende Gesicht des Geistlichen, eine Miene voll eines brutalen und unerbittlichen Machtbewußtseins, vor sich und fühlte, daß diesem Menschen gegenüber kein Bitten etwas erreichen würde. Er lehnte sich auf gegen dieses angemaßte Richtertum und hätte dem Priester den Mund mit der Faust schließen mögen, der Gott mit seinem Urteil die Ehre zu geben vermeinte und ihn in dem besten seiner Geschöpfe lästerte.

Fassungslos kehrte er nach Hause zurück und warf sich weinend vor Röschen zu Boden, die nun, gerüstet und geschmückt zu der langen Ruhe in der Erde, friedlich dalag. Er weinte über die Schmähung, die der geliebten Toten zugefügt worden war, und wußte doch nicht, wie er ihr Genugtuung verschaffen sollte.

Schließlich fand der Bodenmeister Rat; er ging zu dem protestantischen Geistlichen, der Röschens Ehe eingesegnet und hernach alle ihre Kinder getauft hatte,

und bat ihn, nun auch der Entschlafenen das Geleite zu geben.

Der Gebetene sagte herzlich gern zu, weil er die Verstorbene als Christin hatte kennen und achten lernen und nicht zuletzt, weil er eine Art Stolz empfand, die größere Duldsamkeit des Protestantismus betätigen zu dürfen, und der außergewöhnliche Fall begeisterte ihn zu schönen Worten voll edler Menschlichkeit, die den Schmerz des Gatten heilten und eine Erbauung für alle die waren, die Röschen zu ihrer Ruhestätte begleiteten.

Schon am zweiten Tage nach dem Begräbnis mußte Gustav seinen Dienst wieder antreten.

Die Aufregungen der letztvergangenen Tage hatten dermaßen auf ihn eingestürmt, daß er nun gleichsam wie in einem Traume befangen sich vorkam. Halb willenlos verrichtete er seine Obliegenheiten und gelangte erst allmählich dazu, wieder Überlegungen über seine Lage anzustellen.

Vorderhand wußte er die Kinder einigermaßen versorgt, da der zweitälteste Knabe und das elfjährige Mädchen die Jüngeren ganz gut behüteten und, wenn diese in der Schule waren, Frau Trenkler, die Hauswirtin, sich der Kleinen annahm; aber er fühlte selbst, daß dieser Zustand nicht gar zu lange möglich sein würde.

Nur vermochte er nicht sich vorzustellen, wie es anders werden sollte. Er zerbrach sich den Kopf darüber und fand doch keinen Ausweg

Dazu traten bald Verhältnisse ein, die ihn immer dringender zu einer Entscheidung zwangen. Eines der

Kinder erkrankte an Diphtheritis, und nicht lange danach wurden mit Ausnahme des älteſten auch die ſechs anderen von der Krankheit erfaßt.

Zum zweiten Male erwies ſich da die Tante Woldtke hilfsbereit. Sie kam wiederum aus ihrem Dorfe in die verhaßte Stadt und übernahm die Wartung der kranken Kinder. Und wiederum ſtellte ſie in jeder Hinſicht ſich ſo geſchickt an, daß der Arzt ſeine helle Freude an der praktiſchen Frau hatte. Aber trotz ihrer ſorgfältigſten Pflege brachte ſie nur fünf der kleinen Patienten durch, der jüngſte fiel der Diphtherie zum Opfer.

Während ihrer Anweſenheit hatte Guſtav empfunden, wie ſegenvoll und faſt unentbehrlich die Sorge eines weiblichen Weſens für die Kinder und ſein Hausweſen war. Er meinte, das würde allein das Rechte ſein, daß die Tante Woldtke bei ihm bliebe. Aber zugleich hielt er ſich vor, was in aller Welt dieſe unabhängige Frau bewegen ſollte, ihrem bequemen Lebensabende Valet zu ſagen und einer gar nicht zu ermeſſenden Mühe ſich zu unterziehen, — und lange Zeit konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine faſt ausſichtsloſe Bitte ihr vorzutragen.

Endlich, als ſie faſt ſchon zum Abſchied ſich gerüſtet hatte, faßte er den Mut und fing an zu ſprechen. Der Augenblick dünkte ihm günſtig, denn auch die Tante ſchien etwas, mit dem ſie ſich nicht heraus getraute, auf dem Herzen zu haben und trödelte, entgegen ihrer Natur, noch zwecklos herum, obwohl alles ſchon zum Weggehen bereit war.

16*

Als Gustav sein Anliegen ihr mitzuteilen begann, setzte sie sich wieder nieder und hörte ihn ruhig an. Nach einer kurzen Weile gab sie ihm dann eine entschiedene, klare Antwort.

Mit ihrer hellen Stimme, die alles, was sie sagte, schärfer klingen ließ, als sie es meinte, sprach sie: „Fast habe ich es erwartet, Neffe, daß Sie mir mit so etwas kommen würden. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, Neffe, daraus wird nichts. Für den Posten, auf den Sie mich gern haben möchten, bin ich einerseits zu alt, und andererseits — ich will es gar nicht leugnen — bin ich dafür zu bequem. Ich habe, ganz offen herausgesagt, keine Lust, auf meine alten Tage mich noch zu plagen und zu schinden. Ohne das geht's aber nicht in einer Wirtschaft wie bei Ihnen, Neffe, und halb gemacht kann ich nichts leiden. Entweder gar nicht oder ganz aus dem Vollen. Das ist meine Ansicht. Ich hoffe, Sie nehmen mir, wie gesagt, meine Offenheit nicht übel, Neffe. Und nun noch eins: ich habe Ihnen zwar etwas abgeschlagen, aber trotzdem komme ich nun mit einer Bitte."

„Nun?" fragte Gustav.

„Na," erwiderte Tante Woldtke, „wenn ich weiter ganz offen und ehrlich bin, so wollte ich Sie bitten, mir eins oder zwei Ihrer Kinder mitzugeben."

Gustav fuhr auf. Der Stolz eines Vaters erfüllte ihn unwillkürlich, der fast mitleidig auf kinderlose Leute herabsieht, und mit einem geringschätzigen Tone sagte er: „Eins meiner Kinder? — Ihnen? — Aber im ganzen Leben nicht."

„Nun, nun, nur ruhig Blut!“ begütigte die Tante. „Gut gemeint ist mein Vorschlag jedenfalls und dumm auch gerade nicht, wie mir scheint. Ich weiß, es kostet einen Entschluß, ein leibliches Kind von sich zu lassen. aber überlegen Sie, Neffe. Sie können arbeiten und schaffen, wie Sie wollen, auf die Dauer halten Sie die Kinder und sich selbst nicht über Wasser. Nicht, wenn alles gesund und im Lote ist, und geschweige denn, wenn Krankheit sich einstellt, wie jetzt. Ich will mich gar nicht damit groß tun, aber Sie können mir's glauben, wenn ich jetzt nicht hier ein paar Taler und dort ein paar Taler hätte zuschustern können, wären wir jetzt nicht so weit. Womit ich aber, wie gesagt, mich gar nicht brüsten will. Weiter: zu den Kindern gehört eine Frauensperson, die sie zu Zucht und Ordnung anhält. Schon jetzt haben die Rangen Redensarten auf der Straße aufgelesen, die Kinder in dem Alter nicht im Munde führen sollten, und das wird immer schlimmer, wenn sie ohne Aufsicht bleiben. Also muß jemand ins Haus. Eine zweite Heirat ist, wie ich Sie kenne, nicht Ihr Geschmack, — bleibt also eine Wirtschafterin, die auch ihr Stück Geld verlangt. Kurz und gut: Sie wollen's wohl, aber Sie können's nicht schaffen, und ich — ich will's Ihnen möglich machen.“

Gustav mußte einsehen, daß sie recht hatte, aber in dem einzigen Bestreben, seine Kinder bei sich zu behalten, und in der unbestimmten Hoffnung, doch noch einen Rat zu finden, hielt er ihr entgegen: „Aber da laden Sie sich ja gerade die Last auf, die Sie hier abgelehnt haben.“

Als Gustav sein Anliegen ihr mitzuteilen begann, setzte sie sich wieder nieder und hörte ihn ruhig an. Nach einer kurzen Weile gab sie ihm dann eine entschiedene, klare Antwort.

Mit ihrer hellen Stimme, die alles, was sie sagte, schärfer klingen ließ, als sie es meinte, sprach sie: „Fast habe ich es erwartet, Neffe, daß Sie mir mit so etwas kommen würden. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, Neffe, daraus wird nichts. Für den Posten, auf den Sie mich gern haben möchten, bin ich einerseits zu alt, und andererseits — ich will es gar nicht leugnen — bin ich dafür zu bequem. Ich habe, ganz offen herausgesagt, keine Lust, auf meine alten Tage mich noch zu plagen und zu schinden. Ohne das geht's aber nicht in einer Wirtschaft wie bei Ihnen, Neffe, und halb gemacht kann ich nichts leiden. Entweder gar nicht oder ganz aus dem Vollen. Das ist meine Ansicht. Ich hoffe, Sie nehmen mir, wie gesagt, meine Offenheit nicht übel, Neffe. Und nun noch eins: ich habe Ihnen zwar etwas abgeschlagen, aber trotzdem komme ich nun mit einer Bitte."

„Nun?" fragte Gustav.

„Na," erwiderte Tante Woldtke, „wenn ich weiter ganz offen und ehrlich bin, so wollte ich Sie bitten, mir eins oder zwei Ihrer Kinder mitzugeben."

Gustav fuhr auf. Der Stolz eines Vaters erfüllte ihn unwillkürlich, der fast mitleidig auf kinderlose Leute herabsieht, und mit einem geringschätzigen Tone sagte er: „Eins meiner Kinder? — Ihnen? — Aber im ganzen Leben nicht."

„Nun, nun, nur ruhig Blut!“ begütigte die Tante. „Gut gemeint ist mein Vorschlag jedenfalls und dumm auch gerade nicht, wie mir scheint. Ich weiß, es kostet einen Entschluß, ein leibliches Kind von sich zu lassen. aber überlegen Sie, Neffe. Sie können arbeiten und schaffen, wie Sie wollen, auf die Dauer halten Sie die Kinder und sich selbst nicht über Wasser. Nicht, wenn alles gesund und im Lote ist, und geschweige denn, wenn Krankheit sich einstellt, wie jetzt. Ich will mich gar nicht damit groß tun, aber Sie können mir's glauben, wenn ich jetzt nicht hier ein paar Taler und dort ein paar Taler hätte zuschustern können, wären wir jetzt nicht so weit. Womit ich aber, wie gesagt, mich gar nicht brüsten will. Weiter: zu den Kindern gehört eine Frauensperson, die sie zu Zucht und Ordnung anhält. Schon jetzt haben die Rangen Redensarten auf der Straße aufgelesen, die Kinder in dem Alter nicht im Munde führen sollten, und das wird immer schlimmer, wenn sie ohne Aufsicht bleiben. Also muß jemand ins Haus. Eine zweite Heirat ist, wie ich Sie kenne, nicht Ihr Geschmack, — bleibt also eine Wirtschafterin, die auch ihr Stück Geld verlangt. Kurz und gut: Sie wollen's wohl, aber Sie können's nicht schaffen, und ich — ich will's Ihnen möglich machen.“

Gustav mußte einsehen, daß sie recht hatte, aber in dem einzigen Bestreben, seine Kinder bei sich zu behalten, und in der unbestimmten Hoffnung, doch noch einen Rat zu finden, hielt er ihr entgegen: „Aber da laden Sie sich ja gerade die Last auf, die Sie hier abgelehnt haben.“

„Nicht im geringsten," entgegnete Frau Woldtke. „Hier sind Sie vor allem noch zu versorgen neben den fünf Kindern, und es müßte sich alles nach Ihnen richten, denn Sie sind der Mann und verdienen, aber auf meinem Dorf bin ich dann die Hauptsache, und alles hat sich nach mir zu richten. Verstehen Sie mich nicht falsch! Die Kinder sollen's sogar recht gut haben, und — damit Sie übrigens nicht zu gut von mir denken und meinen, ich nähme sie aus purem Mitleid zu mir, will ich Ihnen getrost sagen: es liegt mir daran, jemanden zu wissen, der ein bißchen um mich ist, wenn's mal mit mir nicht mehr fortgeht, und ich hoffe, daß die Kinder dann das wenige, was ich ihnen tun kann, auf diese Art mir danken. Und zuletzt: es ist mir viel lieber, ich hinterlasse jemandem, der mir lieb ist, meine paar Taler Erspartes als dem windigen Neffen meines Seligen in Dresden, der jetzt schon auf die Erbschaft sich spitzt. Damit, Neffe, für heute adieu! Es hat mich gefreut, Ihnen einen Gefallen tun zu können, und überlegen Sie sich ruhig meinen Vorschlag, und schreiben Sie mir dann nach meinem Dorfe, was Sie dazu denken."

Gustav dankte ihr nochmals herzlich und blieb in Nachdenken versunken zurück.

Eine Zeitlang versuchte er es, mit den Kindern sich durchzuhelfen, aber die Tante Woldtke behielt recht, und die Not zwang ihn zu dem übermenschlichen Entschlusse, von zweien seiner Kinder sich zu trennen. Er schickte, wie sie es sich gewünscht hatte, den zweitältesten Knaben und das jüngste Mädchen ihr zu und fand sich

allmählich immer leichter in die Trennung, je zufriedener und glücklicher die unbeholfenen Briefe der Kinder lauteten.

Dann mietete er eine Wirtschafterin, — gleich die erste, die auf sein Gesuch in der Zeitung sich ihm vorstellte.

Fräulein Ekelmann war eine kräftige, untersetzte Erscheinung mit dunklem, krausem Haar und einem lebhaften Gesicht. Sie hatte ein einziges ausgezeichnetes Zeugnis aufzuweisen, das ihr von den Erben eines wohlhabenden, älteren, gichtischen Herrn ausgestellt worden war, den sie bis zu seinem Tode gepflegt hatte. Nachdem war sie fast dreiviertel Jahr außer Stellung gewesen und meldete sich nun bei Gustav.

Der kannte sich zu wenig in Menschen und besonders in Frauen aus, als daß er das richtige Urteil über sie sich hätte bilden können. Er fand es nur merkwürdig an ihr, daß sie ihm gleich in den ersten Tagen ausführlich ihren ganzen Lebenslauf erzählte, der in ihrem Munde sich ziemlich glänzend ausnahm, und daß sie fast nur sehr abgenutzte Kleider trug, die aber ganz gewiß früher einmal sehr teuer gewesen waren. Aber im ganzen konnte er wohl mit ihr zufrieden sein.

Sie hielt die Wirtschaft leidlich in Ordnung und begegnete den Kindern mit einer ungestümen Zärtlichkeit, mit der sie ihnen zuweilen fast wehe tat. Freilich war sie dann wieder, wenn sie sich nicht wohl fühlte oder wenn sie schlechte Laune hatte, über die Maßen grob und rauh zu ihnen.

Aber Gustav hätte es am Ende mit ihr ausgehalten, obwohl er es als äußerst peinlich empfand, daß sie allmählich sich ihm gegenüber immer ungenierter betrug.

Seit der Krankheit der Kinder hatte er sein Bett in der Wohnstube aufgeschlagen, während der Älteste in der kleinen Kammer und die Tante und nach ihr die Wirtschafterin mit den zwei Jüngsten in der Schlafstube schliefen. Als nun der Winter kam, gab die Ekelmann vor, sie friere in der Schlafstube, und dann wolle sie auch die Kinder durch den Lichtschein nicht wecken, und zog vor Gustavs Augen in der Stube ihre Kleider aus.

Dann versteckte Gustav sich wohl hinter seine Zeitung, aber es zwang ihn doch, sie zu beobachten, und er sah ihre vollen Brüste, wie sie auf dem Hemd sich abzeichneten, das durch das Korsett eng an den Körper gepreßt worden war, ihre starken Hüften und ihre runden Beine.

Aber seine erregten Sinne gewannen niemals Macht über ihn, er lernte das wiederholt Geschehende übersehen und verspürte am Ende nicht mehr die geringste Lust, die sich ihm Darbietende zu umarmen.

Fräulein Ekelmann entkleidete sich schließlich darum wieder wie früher in der Schlafstube. Sie fror nicht mehr.

Aber allmählich vernachlässigte sie die Kinder und die Wirtschaft und war nach den Erzählungen der Kleinen oft stundenlang von Hause weg. Bald genug erfuhr Gustav, daß sie mit einem Liebhaber sich herumtreibe, und warf sie kurzerhand hinaus, als er eines Nachts die Kinder hungernd und frierend vor der verschlossenen Wohnungstür antraf, während die Ekelmann erst am nächsten Morgen sich einstellte.

Nach dieser Erfahrung sah Gustav bei der Wahl einer neuen Wirtschafterin sich mehr vor. Erst nachdem er mehrere abgewiesen hatte, entschied er sich für eine Witwe, die ihn passend dünkte.

Im Gegensatze zu ihrer Vorgängerin tat diese Frau Mittag sehr jüngferlich. Sie hatte eine stille, heimliche, fast schleichende Art, und ihr Mund floß über von erbaulichen, christlichen Weisheiten. Gegen Gustav legte sie eine übergroße Dienstwilligkeit an den Tag und trachtete, ihn in allem zufrieden zu stellen. Dagegen kamen die Kinder zuweilen zum Vater und klagten, daß die neue Tante ihnen nicht genug zu essen gäbe und daß sie sie ganz braun und blau geknufft habe.

Dann sagte ihnen Gustav, sie würden wohl auch recht arg unartig sich aufgeführt haben, und ermahnte sie, ja recht folgsam zu sein.

Aber als die Witwe Mittag fast ein Vierteljahr ihm die Wirtschaft geführt hatte, fand er an einem Abend, als er spät von seinem Dienst nach Hause kam, auf dem Tisch einen Brief vor.

Frau Mittag schrieb:

Sehr geehrter Herr Reutter!

Hiermit ergreife ich die Feder, um Sie um eine Auskunft zu ersuchen, die mir sehr am Herzen liegt. Aber Sie dürfen es nicht falsch auffassen.

Ich bin nun beinahe drei Monate in Ihren Diensten gewesen und habe, wenigstens was ich beurteilen kann, meine Pflicht mit Gottes Beistand treu und ehrlich erfüllt. Und nun müßten Sie doch wissen, daß eine

Aber Gustav hätte es am Ende mit ihr ausgehalten, obwohl er es als äußerst peinlich empfand, daß sie allmählich sich ihm gegenüber immer ungenierter betrug.

Seit der Krankheit der Kinder hatte er sein Bett in der Wohnstube aufgeschlagen, während der Älteste in der kleinen Kammer und die Tante und nach ihr die Wirtschafterin mit den zwei Jüngsten in der Schlafstube schliefen. Als nun der Winter kam, gab die Ekelmann vor, sie friere in der Schlafstube, und dann wolle sie auch die Kinder durch den Lichtschein nicht wecken, und zog vor Gustavs Augen in der Stube ihre Kleider aus.

Dann versteckte Gustav sich wohl hinter seine Zeitung, aber es zwang ihn doch, sie zu beobachten, und er sah ihre vollen Brüste, wie sie auf dem Hemd sich abzeichneten, das durch das Korsett eng an den Körper gepreßt worden war, ihre starken Hüften und ihre runden Beine.

Aber seine erregten Sinne gewannen niemals Macht über ihn, er lernte das wiederholt Geschehende übersehen und verspürte am Ende nicht mehr die geringste Lust, die sich ihm Darbietende zu umarmen.

Fräulein Ekelmann entkleidete sich schließlich darum wieder wie früher in der Schlafstube. Sie fror nicht mehr.

Aber allmählich vernachlässigte sie die Kinder und die Wirtschaft und war nach den Erzählungen der Kleinen oft stundenlang von Hause weg. Bald genug erfuhr Gustav, daß sie mit einem Liebhaber sich herumtreibe, und warf sie kurzerhand hinaus, als er eines Nachts die Kinder hungernd und frierend vor der verschlossenen Wohnungstür antraf, während die Ekelmann erst am nächsten Morgen sich einstellte.

Nach dieser Erfahrung sah Gustav bei der Wahl einer neuen Wirtschafterin sich mehr vor. Erst nachdem er mehrere abgewiesen hatte, entschied er sich für eine Witwe, die ihn passend dünkte.

Im Gegensatze zu ihrer Vorgängerin tat diese Frau Mittag sehr jüngferlich. Sie hatte eine stille, heimliche, fast schleichende Art, und ihr Mund floß über von erbaulichen, christlichen Weisheiten. Gegen Gustav legte sie eine übergroße Dienstwilligkeit an den Tag und trachtete, ihn in allem zufrieden zu stellen. Dagegen kamen die Kinder zuweilen zum Vater und klagten, daß die neue Tante ihnen nicht genug zu essen gäbe und daß sie sie ganz braun und blau geknufft habe.

Dann sagte ihnen Gustav, sie würden wohl auch recht arg unartig sich aufgeführt haben, und ermahnte sie, ja recht folgsam zu sein.

Aber als die Witwe Mittag fast ein Vierteljahr ihm die Wirtschaft geführt hatte, fand er an einem Abend, als er spät von seinem Dienst nach Hause kam, auf dem Tisch einen Brief vor.

Frau Mittag schrieb:

Sehr geehrter Herr Reutter!

Hiermit ergreife ich die Feder, um Sie um eine Auskunft zu ersuchen, die mir sehr am Herzen liegt. Aber Sie dürfen es nicht falsch auffassen.

Ich bin nun beinahe drei Monate in Ihren Diensten gewesen und habe, wenigstens was ich beurteilen kann, meine Pflicht mit Gottes Beistand treu und ehrlich erfüllt. Und nun müßten Sie doch wissen, daß eine

Witfrau, die einem Witwer die Wirtschaft führt, das nicht zum Vergnügen macht, sondern weil sie erwartet, daß aus der Sache eine neue Heirat wird. Sie aber haben gar nicht getan, als ob Sie das wüßten, was Sie doch wissen müßten. Darum erlaube ich mir jetzt die Anfrage, ob Sie ernste Absichten haben oder nicht, da ich mich andernfalls wo anders umsehen müßte.

Mit Gruß

Therese verw. Mittag.

Gustav lehnte das unverblümte Anerbieten der Witwe ab und ließ sie am Vierteljahrsbeginn gehen.

An ihre Stelle trat nun eine entfernte Verwandte Röschens, eine ledige Person von etwa fünfunddreißig Jahren.

Röschens alte Base hatte sie Gustav empfohlen, der in einem der seltenen Briefe nach Wien von der Not seines Hauswesens gesprochen hatte, und er glaubte, nach den Schilderungen des Schreibens mit ihr eher auskommen zu können, als mit den anderen. Aber wieder las er zwischen den Zeilen die versteckte Anspielung auf eine Heirat.

Der Vater, bei dem er sich Rat holen wollte, schien ihm im Grunde auch die Meinung zu hegen, daß eine neue Ehe der beste Ausweg sei, aber Gustav sträubte sich gegen diesen Gedanken und fand damit wiederum bei seinem Kollegen Streller Beifall.

In den Dienstpausen saßen die beiden zusammen und sprachen über die Tote; dann konnte der Kutscher gar nicht genug hören, wenn Gustav von seinem Röschen

erzählte, und am Ende sagte er in seiner schwerfälligen Art jedesmal wieder dasselbe: „Nein, Gustav, die Leute mögen sagen, was sie wollen, aber ich bin ganz deiner Meinung, du kannst dir keine zweite Frau nehmen."

Und er fuhr fort, seine Ansicht zu begründen: „Siehst du, die liebe Selige war so gut und schön, daß du an der anderen immer etwas würdest auszusetzen haben und nie würdest ganz zufrieden sein können. Denn eine solche Frau schenkt der liebe Gott den Erdenmenschen nur einmal, und was du mir immer Neues von ihr erzählst, das macht mich immer fester in meiner Ansicht, daß du recht hast, wenn du der Seligen die Treue hältst und keiner anderen ihren Platz gibst."

Zu Gustavs Beruhigung stellte sich auch Helene Stöckl, die neue Wirtschafterin, gar nicht so an, als ob sie mit Nebenabsichten sich trüge. Sie sorgte liebevoll für die Kinder, verrichtete still ihre Arbeit und gab sich auch Gustav gegenüber ganz einfach und natürlich, so daß er endlich am Ende seiner häuslichen Nöte angelangt zu sein meinte.

Er konnte nun seinen Dienst versehen, ohne über die Kinder in Unruhe sein zu müssen, und hatte Aussicht, vor vielen anderen bald zu einem Kontrolleurposten aufzurücken, da die Direktoren der Gesellschaft ihn seines tüchtigen, bescheidenen Wesens halber eines besonderen Vertrauens für würdig hielten.

An einem warmen Maitag 1887 entgleiste sein Wagen an einer Weiche, die einstweilen auf die Schienen aufgelegt worden war, weil Pflasterungsarbeiten das eine Gleis ungangbar machten. Der Unfall geschah auf

dem verkehrsreichen Auguſtusplatz um die Mittagszeit, und es galt, möglichſt ſchnell die Bahn wieder frei zu bekommen.

Daher griff auch Guſtav tüchtig zu, um den Wagen wieder in die Schienen zu heben. Es wurde ihm ſehr warm bei der Anſtrengung, und er kam hinterher gar nicht recht wieder zu Atem. Schließlich war er froh, daß an dieſem Tage ſein Dienſt ſchon am frühen Abend zu Ende war.

Zu Hauſe fühlte er, wie ein Schwindel ihn befiel und wie eine fliegende Glut ihm durch den Körper ſtrömte.

Er legte ſich nieder, aber das Hitzegefühl wurde immer ſtärker, und er träumte die verworrenſten Dinge, ſobald ihm die Augen zufielen. Mitten in der Nacht wachte er auf und ſah mit einem Male Röschen am Ofen ſitzen. Jammernd warf er vor ihr ſich auf die Erde und beſchuldigte ſich, daß ſeine Trägheit allein ſie getötet habe, er verſprach ihr Beſſerung und flehte ſie um Verzeihung an.

Aber plötzlich war die Geſtalt verſchwunden.

Da machte er ſich auf, zog mit bebenden Händen die Kleider an und lief barhaupt nach dem Johannis-friedhofe, um ſie bei ihrem Grabe wiederzufinden.

Aber die großen Gittertore waren geſchloſſen, und innen im Wärterhauſe brannte noch ein Licht. Er fürchtete ertappt zu werden, wenn er über das Tor zu ſteigen verſuchte und lief darum um die Ecke herum, ob er vielleicht dort eine Stelle finden könnte, um zu Röschens Grab zu gelangen. Aber die weiße Mauer fiel kahl und ſteil nach der leeren Straße ab.

Verwünschungen murmelnd lief er daran auf und ab, bis ihn ein Schutzmann, der auf seinem Rundgange vorüberkam, anhielt und fragte, was er mitten in der Nacht hier suche. Gustav antwortete grob, das sei seine Sache, und wollte den Beamten beiseite stoßen, aber mit einem Male fühlte er sein Bewußtsein schwinden und stürzte zu Boden.

Am nächsten Morgen brachte der Krankenwagen den immer noch Bewußtlosen nach Hause.

Für Helene Stöckl begann damit eine schwere Zeit. Der Arzt hatte ihr zwar gesagt, daß er bei dieser äußerst schweren Lungenentzündung, die durch das alte Asthmaleiden noch verschlimmert wurde, wenig tun könne, aber sie ließ ihn doch holen, wenn in der Nacht der Kranke schier zu ersticken drohte.

Zuerst hatte sie versucht, Max, den Lehrling, zu schicken, aber der halbwüchsige Bursche, dessen Manieren desto roher wurden, je länger er in der Lehre war, weigerte sich schlechthin, zu gehen, und die Wirtschafterin mußte sich entschließen, das dreizehnjährige Lenchen aus seinem festen Kinderschlafe zu wecken.

Das Kind war auch stets bereit. Sobald es aus dem tiefen Schlummer sich aufgerafft hatte, war es flink in den Kleidern, nahm ein Tuch um das dicke, rotblonde Haar und lief furchtlos durch die Straßen und quer über den dunklen, baumbepflanzten Marienplatz nach der Wohnung des Arztes in der Langestraße. Erst auf dem Rückwege kam es dem Mädchen zu Bewußtsein, wie dunkel es in den stillen Gassen war, und ängstlich hielt es sich an der Hand des Arztes fest.

Gustav genas endlich, aber die Krankheit hatte ihn vollständig erschöpft.

Es währte lange, bis er allmählich wieder zu Kräften kam. Immerfort bedurfte er kräftiger Speisen und stärkender Weine, und der Bodenmeister wie auch Streller brachten nach ihren Kräften, einmal eine Flasche Malaga aus einer Weinauktion, ein andermal war Streller über Land gegangen, und hatte zwei junge Tauben billig eingehandelt. Aber das reichte nicht hin, und Helene Stöckl konnte dem Genesenden nicht anders diese notwendigen Stärkungen verschaffen, als indem sie mit der Zeit ihre kleinen Ersparnisse zu dem mageren Krankengelde hinzufügte, und als diese aufgezehrt waren, sogar ihre kleinen Schmuckstücke verkaufte. Sie tat das, ohne groß zu überlegen, ob sie jemals etwas zurückerhalten würde, in dem Gefühl, daß es jetzt einzig sich darum handle, diesen kranken, schwachen Mann gesund und kräftig zu machen, und verschwieg es Gustav, weil sie voraus wußte, daß er dadurch bedrückt sich fühlen würde.

Endlich, im August, konnte Gustav wieder seinen Dienst antreten. Er sah verfallen und bleich aus und hielt sich besonders in den ersten Tagen nur mit Mühe aufrecht.

Um diese Zeit sprach ihn ein älterer Herr an, der täglich früh vom Königsplatz bis zur Plagwitzer Endstation fuhr. Aus den Gesprächen anderer Fahrgäste wußte Gustav, daß er Rabe hieß und eine Maschinenfabrik in Plagwitz besaß.

Herr Rabe fragte ihn, ob er nicht sich zu verändern wünsche.

„Nein," gab Gustav zur Antwort. „Dazu habe ich keine Ursache."

„Nun," entgegnete der andere mit einem schlauen Lächeln, „das käme doch nur darauf an, was man Ihnen böte."

Und er sprach sich näher aus; er bot Gustav die Kassenboten- und Portierstelle in seiner Fabrik an, mit einem Monatsgehalt von hundertzwanzig Mark. Allerdings sei seine Anwesenheit von früh einhalb sechs bis abends acht Uhr erforderlich, aber die Arbeit wäre bequem, und voraussichtlich wäre das eine Lebensstellung.

Gustav versprach ihm, die Sache sich zu überlegen. Das Anerbieten hatte viel Verlockendes für ihn, aber Streller und der Vater rieten ihm beide, seine aussichtsvolle Stellung bei der Pferdebahn nicht so leichten Herzens aufzugeben. Der Bodenmeister tat ein Weiteres und erkundigte sich nach Rabe. Er erfuhr nicht viel. Es hieß, Rabe sei zwar sehr reich, aber nicht eben wählerisch in seinen Handlungen, die Maschinenfabrik habe der vorherige Besitzer ihm als Hauptgläubiger abtreten müssen, und Rabe warte wohl nun bloß darauf, sie mit einem gehörigen Nutzen wieder loszuschlagen.

Trotzdem entschloß sich Gustav, Rabes Anerbieten anzunehmen.

Er reichte der Direktion der Pferdebahn seine Kündigung ein und ließ auch nicht durch die wohlgemeinten Vorstellungen der Vorgesetzten sich davon abbringen.

Aber noch bevor er den Uniformrock des Schaffners an den Nagel hing, gab er dem Zureden des Vaters

nach und nahm Helene Stöckl zur Frau. Der Bodenmeister hatte ihm erzählt, wie aufopfernd die Wirtschafterin ihn in der Krankheit gepflegt hatte und wie hochherzig sie für ihn um seiner Genesung willen eingestanden war, und Gustav glaubte ihr dafür schuldig zu sein, daß er nunmehr die Sorge für sie auf seine Schultern nahm.

Helene aber vertraute sich dem Manne, den sie achten gelernt hatte, gern an; sie war am Ende froh, nachdem eine andere Heirat kaum mehr für sie zu erwarten war, auf diese Art eine Versorgung zu finden, und war entschlossen, Gustav das Leben nach ihren Kräften leicht und angenehm zu machen und ihn und die Kinder mit aller Sorge zu pflegen.

Die Hochzeit war sehr still und einfach.

Nach der Trauung zog die Neuvermählte das schwarzseidene Kleid aus und stellte sich an den Herd, um einen Festbraten zu bereiten. Dabei ging ihr Lenchen zur Hand, während Gustav, die beiden Jungen, die anderen Verwandten und Streller wenige Häuser entfernt in einer Restauration bei einem Glase Bier saßen.

Als alles fertig war, warf die junge Frau sich wieder in ihren bescheidenen Staat und schickte Lenchen nach der Gastwirtschaft, um die Gäste zur Hochzeitstafel zu holen.

Aber es herrschte keine rechte Fröhlichkeit an dem Tische, und besonders die neuen Eheleute waren über die Maßen still. Trotzdem wurde es ziemlich spät, bis die Geladenen sich verabschiedeten. Denn Paul und seine Frau hatten sich allmählich einen leichten Rausch

angetrunken und waren nicht eher fortzubringen, als bis der letzte Tropfen Bier vertilgt war.

Gustav war müde und legte sich zu Bett, während in der Küche Helene und Lenchen noch das Geschirr wuschen. Er hörte eine Weile auf das Klappern, dann schlief er fest ein, und als Helene als letzte zu den Kindern in die Schlafstube ging, konnte sie ihrem Manne nicht einmal „Gute Nacht“ sagen.

11

Von Reinhold war in den ganzen Jahren seit seiner Abreise keine Nachricht an die Verwandten gelangt.

Der Bodenmeister erkundigte sich schließlich bei dem Spediteur, dem der Verschollene seine Möbel zur Aufbewahrung übergeben hatte, und erhielt dort in der Tat eine Auskunft.

Alljährlich um die Jahreswende traf der fällige Betrag für den ermieteten Raum ein. Die erste Sendung war in Genf zur Post gegeben, dann kam eine aus Belgien und die nächsten zwei aus London; die letzten stammten aus Amerika, die erste davon aus Rio, die übrigen endlich aus New York.

Reinhold hatte Leipzig ohne jeden Plan verlassen; er kam sich so frei vor wie der eben losgesprochene Geselle, der auf die Wanderschaft geht, nur von dem Drange erfüllt, möglichst viel von der Welt sich anzusehen.

Zunächst wandte er sich nach der Schweiz, vielleicht noch von dem Drucke der Polizeiaufsicht, die ihm zuletzt lästig geworden war, beeinflußt. In Genf lernte er ein leidliches Französisch und ging danach über die Grenze nach Frankreich. Aber er begegnete überall einem feindseligen Mißtrauen, das alle international gefärbten Grundsätze über den Haufen warf, und wanderte nach Belgien. In Antwerpen blieb er nach seinem Aufenthalte in Genf zum ersten Male wieder längere Zeit, wohl ein halbes Jahr, von dem Bedürfnis nach Seßhaftigkeit getrieben, das ihn nach einer gewissen Zeit des Wanderns mit Überdruß vor dem beständigen Wechsel erfüllte.

Überall suchte er in die politischen Bestrebungen der Arbeiterwelt Einblick sich zu verschaffen. Aber er hatte in Deutschland schon sein Lehrgeld gezahlt und wußte, daß er als Ausländer beständig von der Ausweisung bedroht war. Schließlich hätte ihn auch das, was er sah, nicht anreizen können, besonders für diese Sache sich zu erwärmen.

Das war, mit kleinen Änderungen je nach der nationalen Sinnesart, stets genau dasselbe wie daheim, — die ganze natürliche, blinde Herrschsucht der Unterdrückten, eine Sehnsucht, die für den Augenblick das Herz heiß machte und es mit sich fortriß, die aber keinen Ausblick ins Weite und Lichte, in die Freiheit, bot.

Dieser ingrimmige Kampf kam ihm vor wie ein lächerliches Schaukelspiel. Vorderhand schwebte der eine noch hoch in der Luft, und der andere hielt sich mit dem größeren Gewicht am Boden. Aber der Neid

17*

und die Wut fraßen an dem Schwebenden, und je mehr sie an ihm zehrten, desto mehr nährten sie ihn und machten ihn schwerer, — und in demselben Maße magerte der andere ab und wurde leichter durch den Zweifel an seiner Überlegenheit und durch die wachsende Furcht vor dem anderen, bis er oben in der Luft schweben und das Spiel von neuem beginnen würde.

Trotzdem hörte er immer wieder den Rednern zu, und er hätte wohl auch am Ende mit dreingeschlagen, wenn es zu einem offenen Kampfe gekommen wäre, nur aus dem Gefühl der Gemeinsamkeit und aus Lust am Kampfe heraus, aber dazu kam es ja nicht.

Bis dahin hielt er sich weise zurück und suchte sich einen eigenen Weg. Er gestaltete sich sein Leben so, daß er von dem Zwange des Staates möglichst wenig belästigt wurde und verschaffte sich auf diese Art durch einen leichten Selbstbetrug ein Gefühl der Freiheit. So, wenn dieser Betrug fortfallen würde, stellte er sich auch die Freiheit in ihrer letzten Form vor: als eine freiwillige Selbstbeschränkung aller auf der Grundlage einer allgemeinen harmonischen Bildung.

Für den Augenblick hatte er also keinen Grund, sich zu beklagen. Er war mit seinem Handwerk im ganzen zufrieden und wünschte sich nur das eine, die Zeit und die Gelegenheit zu haben, alles zu erfahren, was ihn zu wissen verlangte. Abgesehen davon wollte er recht gern arbeiten, denn die Erde gab nun einmal ihre Schätze nur den sich Mühenden. Vielleicht würde er, nachdem er seinen Wissensdurst hätte stillen können, eine höhere, wichtigere Arbeit verrichten dürfen und die

jetzige einem überlassen dürfen, der als minder befähigt sich erwiesen hätte, aber augenblicklich kam ihm seine Arbeit nicht seiner unwürdig vor, und er hätte nicht sagen können, auf welchem Gebiete er mehr sich zu leisten zutraue. Er fühlte wohl tausend Gedanken in sich stürmen und vermochte sie wohl still für sich zu ordnen, daß er der klaren Reihen sich freute, aber er war weder der Feder noch der Rede mächtig, und seine innere Klarheit erhob ihn zwar vor sich selber, aber sie mußte der Welt verborgen bleiben und konnte ihn nicht satt machen.

Bis zu seinem Antwerpener Aufenthalte hatte er nur als Dekorationsmaler gearbeitet.

Nachdem er aber vom Festland nach England übergefahren war, griff er in einer übermütigen Laune, die auch einmal etwas Neues probieren will, jedesmal nach der ersten Beschäftigung, die ihm gerade sich bot.

Zuerst strich er in Portsmouth Schiffsböden an, bis er in die fremde Sprache sich eingewöhnt hatte, dann zog es ihn nach London. Wo ein Mann zur zeitweiligen Aushilfe verlangt war, meldete er sich, und meist hatte er auch das Glück, angenommen zu werden, weil er zugleich ehrlich und klug, zugleich gewandt und kräftig aussah. So war er erst Gläserspüler und dann Aufwärter in einer eleganten Bar, danach Hausknecht in einem Schlafhause der Heilsarmee. Dazwischen trieb er wiederum mannigfache andere Dinge und verließ schließlich die alte Welt als Gehilfe des Zimmermanns-maats auf einem großen Passagierdampfer, der, wegen Altersschwäche ausrangiert, seine letzte Ozeanfahrt machte,

um dann unter einem anderen Namen, neu angestrichen, an der Ostküste Südamerikas auf und ab zu kriechen.

In Rio half er den alten Kasten neu aufputzen und eignete sich dabei eine Anzahl portugiesischer Redensarten an, die gerade hinreichten, um in einer Klosterschule Zeichenunterricht erteilen zu können. Er lehrte die Kinder gerade Linien ziehen und traktierte sie in einem tollen sprachlichen Kauderwelsch mit erzieherischen Ermahnungen und, wo das nicht verfing, mit einfachen, deutlichen Schlägen.

Aber am Ende hielt er es in der südlichen, weichlichen Luft nicht länger aus; sie drohte ihn so faul und stumpf zu machen, wie er alle Eingewanderten werden sah, und man mußte in ihr beständig vor dem gelben Fieber, dem Schrecken aus der Küstenniederung, auf der Hut sein.

Den frommen Vätern und Schulpatronen bereitete er einen kleinen Abschiedsärger. Als er den reichen Gehalt eingestrichen hatte, offenbarte er sich ihnen als Ketzer und fuhr darauf stolz für ihr Geld als Kajütspassagier nach New York.

Diese sechs Wochen einer unvergleichlich schönen Seefahrt schienen ihm den Gipfelpunkt seines ganzen Lebens auszumachen und bildeten eine Art ewiges Heiligtum für ihn, das er als einen Talisman der Erinnerung vor jedem Fremden zu bewahren sich gelobte.

Über Tag trieb ihn die Glut der Äquatorsonne unter Deck in den Rauchsalon, in dem es durch eine ausgezeichnete Ventilation stets verhältnismäßig erträglich sich atmen ließ; dort ließ er auf dem Rohr-

geflecht eines Schaukelstuhls bei einer köstlichen Zigarre und einem Glas Eiswasser es sich wohl sein. Aber in den Nächten sog er die ewige Erhabenheit des Meeres und der Sterne in sich und kam auf dem Dampfer, der im Glanze seiner elektrischen Lichter die leichten Wellen durchschnitt, sich wie auf einer glücklichen Insel vor. Dann wieder, als das riesige Schiff der unerhörten Wut eines Südweststurmes fast zu erliegen drohte, fühlte er einen Herrenstolz darüber, daß die Geisteskraft des Menschen die Elemente zu überwinden vermochte, und zugleich dünkte es ihn nicht schimpflich, wenn ein so winziger Kämpfer von einem so majestätischen Gegner überwunden worden wäre.

Er sah es fast nicht mehr, wenn die Heizer und Trimmer schweißtriefend und fast nackt aus dem Maschinenraum hervor auf das Deck kletterten, um mit Eimern voll Seewasser den schier verbrannten Körper zu kühlen, und er wandte sich ab, wenn er im Vorübergehen aus den Luken des Zwischendecks einen entsetzlichen Dunst aufsteigen spürte. Gerade in dieser Zeit war er geneigt, mit einem nur zu billigen Einwande sein Gewissen zu beruhigen. Er sagte sich, daß er ja auch nichts an diesem Elend ändern könne und träumte — gewissermaßen um sich vor sich selbst zu entschuldigen, daß er so oberflächlich über eine so ernste Sache weggehe — von einer Zeit, in der diese niedersten Verrichtungen durch irgendwelche Erfindung der Elektrotechnik empfindungslosen Maschinen übertragen sein würden.

Schließlich wurde er ganz von seinen kleinen Selbst-

beunruhigungen geheilt, als er den Verschlag im Zwischendeck sah, der die Farbigen wie Aussatzkranke von den Weißen trennte und in dem die Gemiedenen wie Vieh zusammengepfercht waren, obwohl sie dasselbe Passagiergeld wie die weißen Mitreisenden bezahlt hatten.

In New York betrat er mit einer fröhlichen Gelassenheit wieder den festen Boden.

Die sechs Wochen eines reinen Genießens des Daseins schienen ihm für das ganze ihm noch bevorstehende Leben voll Arbeit auszureichen, und in der Anspruchslosigkeit, die die Gewohnheit des Entbehrens ihm gegeben hatte, trug er nicht einmal Verlangen danach, nochmals ein solches Glück zu erfahren. Er kam sich im Besitz dieser unschätzbaren Erinnerung wie ein Greis vor, der ein schönes Leben gelebt hat und nun noch mit einer heiteren Ruhe sein Tagewerk schafft, obwohl er weiß, daß die frohe Zeit der Ernte ihm nicht wiederkommen wird.

Dabei war er keineswegs seiner alten Kampfesidee, dem Glauben an die Freiheit der Menschheit, untreu geworden, er verzweifelte nicht einmal an der endlichen Verwirklichung dieses Ideals, aber er hatte sich bescheiden gelernt. Das alles, was er sah, strebte einem ganz entgegengesetzten Ende zu, und er war es endlich müde, da mitzumachen.

Im Grunde war diese Ruhe daher über ihn gekommen, daß er des Streites sich entwöhnt hatte, weil er keinen rechten Gegner mehr fand. Er war in seiner persönlichen Freiheit während der Jahre seines Wanderlebens durchaus unbeschränkt gewesen. Das einzige,

an das er gebunden war, war die von ihm frei gewählte Arbeit, die er grundsätzlich als notwendig anerkannte, und außerdem lag ihm die Beobachtung der Paßvorschriften ob. Aber die hatten eine in die Augen springende praktische Bedeutung, und sonst konnte er vollständig nach seinem Gefallen leben.

Es war wahr, er hütete sich davor, irgendwie hervorzutreten, aber das war im Grunde niemals seine Art gewesen, und darum empfand er auch von dieser Selbstbeschränkung nichts.

Zuweilen mußte er mühevoll sich besinnen, welche Umstände ihn früher in einen so ehrlichen und flammenden Zorn versetzt hatten, und jetzt erschienen ihm diese Angelegenheiten durchaus nicht mehr so aufregend und fortreißend; er lächelte jetzt darüber, was er vor Jahren für ein Eiferer gewesen war. Er hatte nun ein gut Teil von der Welt gesehen, und obwohl er die Augen gut offen gehalten hatte, war er doch nur um die eine Weisheit reicher geworden, daß nirgends etwas auszurichten ist, wenn man mit dem Kopfe gegen die Wand rennt.

Daß er nach dieser Erfahrung trotzdem etwas sich erhalten hatte, an dem er sich erfrischte und über den Alltag aufrichtete, das dünkte ihn schon ein großer Gewinn.

Diese stille Resignation hatte auch in anderen Dingen auf ihn eingewirkt. Er versuchte sich nun nicht mehr auf anderen Arbeitsgebieten, sondern ruhte nicht eher, bis er eine Stellung als Zimmermaler fand. Gleich die erste, die sich ihm bot, nahm er an. Nur

eines bedang er sich aus: daß er die Arbeit erst nach einer Woche beginnen dürfe. So lange reichte noch sein Geld hin, um seinen Unterhalt zu bestreiten, und während dieser acht Tage betrachtete er sich die Stadt mit ihrem flutenden Verkehr und das nächste Stück landeinwärts gründlich und bedächtig.

Danach mietete er sich in einem billigen, sauberen Boardinghouse ein und trat seine Arbeit an.

Nach kurzer Zeit entdeckte sein Prinzipal eine ganz neue Fähigkeit in ihm.

Reinhold hatte wohl schon früher Muster für Kanten und Eckverzierungen selbst erfunden und gezeichnet, aber er hatte fast nur aus Liebhaberei sich damit abgegeben, — nun fand er sich mit einem überraschenden natürlichen Geschick in die ungewohnte Stilart der modernen Dekorationsmalerei, die von japanischem Ursprunge aus über England und Frankreich einen Weg in die Welt sich zu machen begann.

Er gab diesen perspektivelosen Blumen und Blättern neue künstliche und doch natürliche Umrisse und Farben von seltener Mischung und Zusammenstellung, und schon seine erste Arbeit — die Tapete eines Damenzimmers, auf deren gelbe Seide schlanke zartgrüne Lindenblätter und gespreizte bräunliche Blütendolden gedruckt waren, — erregte ein allgemeines Aufsehen.

Von diesem Erfolg an erhielt er einen hohen Lohn und lieferte dafür nur eine gewisse Zahl Muster.

In seinen Mußestunden durchstreifte er beobachtend die riesige Stadt.

Fast immer war er dabei allein.

Das war so gewesen, seit er Deutschland verlassen hatte; nirgends auf seinen Reisen hatte er einen Kameraden getroffen, dem er gern sich hätte anschließen mögen. Er hatte das auch nicht vermißt, denn allein die Sprache bildete für ihn eine Schranke, die fast unübersteigbar die andern von ihm trennte; der Mann, mit dem er gut Freund sein sollte, mußte auch deutsch reden wie er.

In New York empfand er zum ersten Male seine Vereinsamung. Er hörte rings um sich meist seine Muttersprache sprechen und war doch allen fremd. Da drängte mit einem Male das übermächtig sich ihm auf, woran er jahrelang geflissentlich nicht gedacht hatte, und was er niemals für möglich gehalten hätte, trat ein: er bekam Heimweh und begann den Gedanken einer Rückkehr nach der Heimat bei sich zu erwägen.

Mit einem gutmütigen, halb mitleidigen Interesse malte er sich aus, wie er wohl die Brüder antreffen würde, — wahrscheinlich fast so, wie er sie verlassen hatte. Er lächelte etwas spöttisch über die dicke, stickige Luft, in der sie atmeten, aber trotzdem fühlte er sich unmerklich von dieser bekannten und vertrauten Enge angezogen und glaubte beinahe zu wissen, daß er jetzt, nach seinen Wanderjahren, sich dort nicht unglücklich fühlen würde.

Indessen einstweilen hatte das noch gute Zeit; es ging ihm in New York ausgezeichnet, und er war keineswegs geneigt, aufs Geratewohl nach der alten Welt zurückzukehren, um dort vielleicht Mangel zu leiden.

Dazu hatte es schon sein Gutes, in den Staaten

zu leben, gerade für einen, der gar keine Lust hatte, irgend eine Rolle in irgend einer Öffentlichkeit zu spielen oder irgend einer Partei sich anzuschließen. Jeder, der es wollte, konnte hier für sich bleiben und blieb ungeschoren.

Reinhold brauchte ja nicht hinzusehen nach der Interessenwirtschaft und Korruption der leitenden staatlichen und kommunalen Faktoren, die ihre Blößen mit dem lächerlich durchsichtigen Mantel katonischer Bürgertugend zu decken versuchten, und er hatte es nicht nötig, Vergleiche zwischen den fabelhaftesten Reichtümern und dem unglaublichsten Elend zu ziehen. Er redete sich vor sich selbst heraus: es war sein Recht als Fremder, darüber hinwegzugehen und seine Pflicht als Gast, dem Gastgeber nicht ins Handwerk zu pfuschen.

Aus alter Gewohnheit besuchte er die politischen Versammlungen und war überrascht, wie wenig die Polizei um die schärfsten Worte sich kümmerte.

Aber Neues brachte für ihn auch diese Zügellosigkeit nicht, und nur die Erlebnisse eines Meetings blieben in seiner Erinnerung haften.

Das war eine Anarchistenversammlung an einem prachtvollen Septemberabende. Er stand in der köstlichen Nachtluft auf der Schwelle einer Saaltür, unter viele andere eingezwängt, die gleich ihm in dem brutheißen Saale nicht mehr hatten Platz finden können. Zuerst hörte er, wie ein Redner die oft schon vernommenen kommunistischen Redensarten hersagte und mit einem blutdürstigen Appell und der Aufforderung schloß, die Fürsten als die obersten der Unterdrücker

und danach überhaupt die ganze Bande der Besitzenden mit Dynamit und Dolch auszurotten, um auf ihren Trümmern das Staatsgebäude der Freiheit und der Gleichheit aufzuführen. Der ganze Saal schrie und heulte ihm Beifall zu.

Dann trat ein anderer Sprecher auf. Er mußte von kleiner Figur sein, denn Reinhold hatte vorher von seinem entfernten Platze die wüste Frisur des ersten Redners sehen können, und jetzt hörte er nur eine klare, ruhige Stimme, ohne etwas zu sehen.

Der neue Redner sprach knapp und sachlich. Er griff seinen Vorgänger an, der nur kommunistische Weisheiten ausgekramt habe; er legte den Begriff Anarchie anders aus — als die Abwesenheit jeden Zwanges, und gar wandte er sich gegen diesen Staat der sogenannten Freiheit, der mit Gewalt gegründet werden sollte und nur durch Gewalt würde aufrecht erhalten werden können.

Allmählich belebte sich der Vortrag. Der Sprecher wurde wärmer und sprach dem Vorredner das Recht ab, sich Anarchist zu nennen. Die Zuhörer brachen darüber in lautes Murren aus, und dies reizte wiederum den Redner. Er wandte sich nun an die Menge und warnte sie, den Brandreden nachzugeben und durch unbesonnene Taten ihr Leben zu gefährden, während die Agitatoren vom sicheren Port aus zuschauten. Schließlich beantragte er, den Vorredner, der so die Tat gepriesen habe, um ihn zu prüfen, nach Europa zu schicken und sein Meisterstück machen zu lassen.

Ein betäubendes Johlen unterbrach danach die

Rede. Es entstand ein Drängen und Schieben nach den Türen zu, durch das auch Reinhold fortgerissen wurde. Schon auf der Straße, aber noch mitten in der Menschenwelle, fragte er seinen Nebenmann nach dem Namen des letzten Sprechers.

„Ich kenne ihn nicht," gab der Gefragte zur Antwort. „So viel ich weiß, ein Schotte. Mac so und so oder wer weiß. Übrigens, da ist er."

Damit zeigte er auf einen untersetzten, noch jungen Mann in einem braunen Havelock, der eben aus dem Gedränge sich herausgewunden hatte.

Reinhold eilte ihm nach und erreichte ihn beinahe an einer Ecke. Er schickte sich gerade zu einer Anrede an, und der andere kam ihm auch mit einem „I beg your pardon?" entgegen, — da wurden sie durch die vorübereilenden Passanten der Querstraße getrennt.

Der braune Mantel tauchte noch einmal schon weit weg im Gewühl auf, aber es war unmöglich, seinen Träger einzuholen, und Reinhold sah mit dem traurigen Gefühl hinterdrein, daß er da einen aus den Augen verliere, mit dem er sich gut verstanden haben würde und von dem er viel hätte lernen können. Denn dieser Schotte hatte einen gütigen Blick gehabt, und Reinhold glaubte zu wissen, daß er ihm herzlich gern von seinem Wissen und seinen Gedanken mitgeteilt haben würde.

Er paßte auch in der Folge achtsam auf, ob nicht der Zufall ihm den Fremden in den Weg führen werde, aber er traf nirgends seinen Mann, der wohl nur auf kurze Zeit aus Europa herübergekommen war.

Nachdem Reinhold schon länger als zwei Jahre

in New York zugebracht hatte, dachte er ernstlicher daran, nach Deutschland zurückzukehren. Im Laufe der Zeit hatte er etwa achthundert Dollars zurückgelegt, so daß er recht gut die Überfahrt zu bezahlen vermochte und drüben noch eine gute Zeitlang ohne zu arbeiten es hätte aushalten können.

Aber vorsichtigerweise setzte er vorher durch ein Annoncenbureau mit einer Leipziger Tapetenfabrik sich in Verbindung und erhielt durch die Vermittlung des Bureaus eine Stelle als Zeichner zugesichert. Der Gehalt, den er bekommen sollte, war nach amerikanischen Verhältnissen klein, aber das hatte er nicht anders erwartet; dafür war das Leben daheim gut um die Hälfte wohlfeiler, und er wollte schon wieder in die bescheidene Markrechnung sich fügen.

Im Januar 1890 trat er die Reise auf einem Lloyddampfer an, und so sehr er früher aus Deutschland sich herausgesehnt hatte, — jetzt empfand er doch eine herzliche Freude, wieder auf deutschem Boden zu sein, wenn es auch zunächst nur das Deck eines Dampfers war.

Aber diese Seefahrt gestaltete sich bei weitem nicht so schön und genußreich für ihn wie seinerzeit die von Rio nach New York. Es war bitter kalt, so daß der Sprühregen der Sturzseen auf den Deckplanken im Augenblick zu Glatteis gefror, und der Himmel war kaum jemals klar.

Dazu kam, daß Reinhold schon auf diesem Schiffe einen Vorgeschmack von dem verhaßten deutschen Kastengeist bekam. Die kleine Reisegesellschaft gliederte sich

in streng abgeschiedene Gruppen, deren höchste ein geheimer Kommerzienrat aus Berlin und ein Legationsrat von der deutschen Gesandtschaft in Washington bildeten, und mit einem Male bestimmte wieder der Titel den Wert des Menschen.

Vordem, auf der schönen Fahrt von Brasilien nach den Staaten, war es anders gewesen. Wer da seinen Platz bezahlt hatte, galt als voll, wenigstens sofern er kein Farbiger war. Jetzt erlebte Reinhold das Schauspiel, daß auch die Amerikaner, die daheim mit geringschätzigem Spott von den tausend Würden und Rängen der Monarchien sprachen, in dieses bedientenhafte Unwesen sich schickten. Dafür fand er in den Schiffsoffizieren nnd Maschineningenieuren verständige, tüchtige Männer und überwand im Gespräch mit ihnen die öde Langeweile der gemeinsamen Mittagstafeln.

Ein einziges Mal herrschte ein herzlicherer und ungezwungenerer Ton am Tische. Das war am letzten Tage der Reise, als der Dampfer der Wesermündung sich näherte. Der Legationsrat verstieg sich sogar zu einem Toaste, in dem er allen Mitreisenden wünschte, daß sie an Land keine Enttäuschungen erleben möchten, und ließ die wackeren Offiziere des Schiffes leben.

Um die Mittagsstunde des fünfundzwanzigsten Januar betrat Reinhold nach Jahren wieder den deutschen Boden. Er hatte keinem der Verwandten von seinem Kommen Mitteilung gemacht und nahm darum keinen Anstand, in Bremen länger sich aufzuhalten, zumal da er seine Stellung erst am fünfzehnten Februar anzutreten hatte.

Die saubere Stadt gefiel ihm, und angesichts der prunklosen Solidität dieses weitblickenden, ehrenfesten Bürgertums kamen ihm Zweifel, wer wohl der Sieger in dem Kampfe um die Institutionen sein würde, die zu dieser Größe geführt hatten, — die Proletarier oder das Kapital. Am Ende war er fast geneigt, das letztere für das stärkere zu halten.

Gleich hernach schlug er sich diese Gedanken aus dem Kopfe und überließ sich allein der harmlosen Freude, in der Heimat zu sein. Er machte es nicht anders wie die übrigen Reisenden: in dem Bleikeller des Domes betrachtete er sich die Mumien, dann stieg er in den Ratskeller hinab und kostete ein Glas Apostelwein.

Erst nach einer Woche reiste er nach Leipzig weiter.

Röschen war die letzte, die ihn gesehen hatte. Sie sollte ihn auch zuerst wieder zu Gesicht bekommen. Aber als er bei Gustav vorsprach, öffnete ihm eine Fremde und erzählte ihm, daß Röschen schon lange tot war.

Die anderen alle fand er verändert und doch wieder als dieselben, die er verlassen hatte, vor. Es schien Reinhold so, als habe die Zeit das, was früher die Eigenart der einzelnen ausgemacht hatte, verwischt; die scharfen Kanten und die vorspringenden Ecken waren abgeschliffen, und die früher kräftig abstechenden Farben waren durch ein alltägliches Grau beinahe verdeckt.

Am wenigsten war das noch beim Bodenmeister der Fall. Das war zwar nicht mehr der stramme, diensteifrige Subalternbeamte, der in seinem kleinen Kreise seiner Macht sich stolz bewußt war, wohl aber noch ein rüstiger Greis, aus dessen Augen ein frisches,

klares Leben leuchtete, wenn er auch dem Unabänderlichen mit stiller Ergebung sich beugen gelernt hatte.

Gleich eine seiner ersten Fragen an Reinhold war: „Nun, wie steht's da draußen? Könnt ihr vielleicht da bald anfangen mit eurem großen Kladderadatsch, da es hier — gottlob — bei uns noch lange nicht so weit ist?"

Lächelnd antwortete der Heimgekehrte: „Nein, Vater, das hat noch seine gute Zeit, überall in der Welt."

Am übelsten hatte das Schicksal Paul mitgespielt.

Reinhold fand ihn in einer unbeschreiblich schmutzigen Häuslichkeit. Die Küche, in der die ganze Familie tags über wohnte, war übermäßig geheizt und von eklen Dünsten erfüllt. Am Herde stand ein Waschtrog, in dem übelriechende Wäsche eingeweicht war. Elsa war über alle Maßen fett geworden und lief in niedergetretenen Filzschuhen vom Waschfaß zum Kochtopf. Auf dem zerrissenen Sofa saß Paul mit dem jüngsten von den sechs Kindern auf dem Arme. Er sah sehr gealtert und hager aus; sein Gang war vornübergebeugt und seine Kleidung abgerissen.

Mit ungläubigen Augen starrte er Reinhold an, der, groß, aufrecht und breitschulterig, mit seinem gesunden, von einem blonden Vollbart umrahmten und leicht gebräunten Gesicht, mit dem klugen, kühnen Blick und in der fast eleganten Kleidung, ihm wie ein Mensch aus einer anderen Welt vorkam.

Er tat keine Frage an den unerwarteten Besucher, und als Reinhold unaufgefordert erzählte, wie es ihm gut und auch schlecht gegangen war, und wie

er immer noch das Schicksal gezwungen hatte, sein freundliches Gesicht für ihn herauszukehren, blickte er ihn fast bewundernd an.

„Ja, du!“ sagte er dazu, und darin lag nicht eine Spur von sich auflehnendem Neid. Er hatte es verlernt, für sich auch nur noch das Geringste zu erhoffen.

Reinhold wollte ihn auf andere Gedanken bringen und fragte: „Und die Partei? Bist du darin wenigstens noch der Alte?“

„O ja,“ antwortete Paul. „Wenn Wahlen sind, gehe ich hin, und ich habe stets meinen sozialdemokratischen Zettel abgegeben.“

„Und in die Versammlungen gehst du nicht mehr?“ fragte Reinhold weiter.

„Nein,“ erwiderte Paul. „Wozu auch? Es nutzt zu nichts, und es ist immer dasselbe, was sie sagen. Unsereinem ist ja doch nicht zu helfen, und es macht keinen glücklicher, wenn er immer wieder sein Elend unter die Nase gerieben bekommt, — aus dem er doch nicht raus kann.“

„Na ja. Aber abends, bleibst du da hier?“

Paul sah mit trüben Augen über den Wust von Schmutz und Unordnung, der in dieser kleinen Küche aufgehäuft war, und antwortete seufzend: „Nein, einmal treibt's einen doch raus. Abends, dann gehe ich mit den Kindern zum Großvater 'rüber.“

Eine Weile sah er vor sich nieder, dann hob er den Blick wieder zu dem Pflegebruder empor und sagte leise mit einem schüchternen, hoffnungslosen Lächeln: „Früher war's schon schöner? Was?“

Reinhold stand auf. Er drückte dem Bruder die Hand und sagte: „An alte Zeiten denken, — das nutzt zu nichts.“

Bei Gustav endlich waren die äußeren Verhältnisse zwar auch sehr ungünstig verändert, aber an ihm selbst schienen alle diese unglücklichen Ereignisse vorübergegangen zu sein, bis auf eines, das er niemals verwinden zu können schien, — bis auf den Verlust Röschens.

Im übrigen war er noch ganz von der alten, stillen, träumerischen Art, trotz seines wirtschaftlichen Mißgeschicks ein streng königstreuer Staatsbürger und seit Röschens Tode durch die unvergängliche Liebe zu der Dahingeschiedenen und durch die Hoffnung auf ein Wiedersehen ein immer gläubigerer Christ.

Etwas energischer war er vielleicht geworden; aber wo er früher wohl ohne Not sich hatte gehen lassen, da schien er jetzt sich aufraffen und zwingen zu müssen. Reinhold fand ihn gar nicht sonderlich gesund aussehend und fragte darum, ob seine alten Leiden sich verschlimmert hätten.

„Verschlimmert gerade nicht,“ antwortete Gustav. „Nur bin ich seit der Lungenentzündung vor drei Jahren eigentlich nicht so recht wieder ganz gesund geworden. Na, das ist nun mal so, und wie du siehst, kann ich ja so weit noch ganz gut fort, und damit muß man schon zufrieden sein.“

Einen überaus vorteilhaften Eindruck machte Gustavs zweite Frau auf Reinhold. Sie schien zu wissen, was sie wollte, und paßte darum recht gut zu dem stets eines Anhalts bedürftigen Gustav. Die Kinder hingen

an ihr, und sie umgab ihren Mann in ihrer stillen Weise mit einer treusorgenden, unmerklichen Zärtlichkeit. Für Reinhold war es alsbald klar, daß Helene eine herzliche Liebe für Gustav empfand, und es tat ihm leid, wenn jener nur immer von Röschen sprach und darüber die liebevolle Mühe Helenes mit keinem Worte erwähnte.

Mit ihrer Hilfe suchte er sich eine passende Wohnung und richtete seinen kleinen Haushalt in wenigen Stunden wieder ein.

An dem festgesetzten Tage trat er dann in die ausbedungene Stellung ein, und in seiner Arbeit, nach der er in den letzten Tagen fast sich gesehnt hatte, kam ihm eine ruhige Zufriedenheit.

Aber er war nicht nach Deutschland zurückgekehrt, um in der Heimat genau so einsam und freundlos dazustehen wie drüben in Neuyork; er wollte in einem beständigen Verkehr mit den Brüdern und mit dem Vater sein und brachte darum wieder seinen alten Plan vor, an einem Abend jeder Woche in irgend einer Wirtschaft sich zu treffen.

Früher hatten der Bodenmeister und Gustav diesen Vorschlag abgelehnt, der erstere, weil er als königlicher Beamter nicht mit erklärten Sozialdemokraten sich öffentlich zeigen wollte, und Gustav, weil er, durch seine Stellung etwas hochmütig geworden, den feineren Verkehr mit seinen Kollegen dem mit seinen einfachen Brüdern vorzog. Jetzt hatte die Zeit die beiden ihrer Vorurteile entkleidet und das rein Menschliche in ihnen aufgedeckt, das nun den Vater und die Kinder mit der

im Grunde niemals verschwunden gewesenen ehrlichen Liebe einander sich zuneigen ließ.

Reinhold machte eine kleine, freundliche Wirtschaft in der Bahnhofsstraße ausfindig, in der ein gutes Bier verschenkt wurde, und der Wirt räumte den vieren in der Folge einen bequemen Tisch für jeden Sonnabend ein.

Aber vorher gab es noch einen kleinen Streit.

Paul brachte für diese Abende ein Kartenspiel in Vorschlag, und der Vater und Gustav stimmten ihm bei, da der Gesprächsstoff sonst wohl nicht gar lange vorhalten werde. Reinhold widersetzte sich anfangs, aber er mußte bald einsehen, daß die anderen recht hatten. So kam man denn überein, jedesmal erst ein Spiel zu machen und danach gegenseitig sich auszusprechen.

Widerstrebend ergab sich Reinhold darein. Aber allmählich gewöhnte er sich an das Spielen, und schließlich tat er, der vor kurzem bei dem Hin- und Herreden über diese Frage das Kartenspielen für die geistloseste und ihm verhaßteste Unterhaltung erklärt hatte, ganz gern mit.

12

Guſtav hatte ſchon als Pferdebahnſchaffner ſchwer darunter gelitten, daß er gezwungen war, die grobkörnige Vertraulichkeit ſeiner Kollegen zu dulden und um des eigenen Vorteils willen mit Leuten auf einen wenigſtens erträglichen Verkehrsfuß ſich zu ſtellen, deren Roheit ihn abſtieß. Allmählich hatte er aber doch erreicht, daß er und Streller, ſein Kutſcher, von ihnen als zwei unverbeſſerliche und ausgemachte eingebildete Sonderlinge unbehelligt blieben.

In ſeinem neuen Amt als Kaſſenbote und Portier der Maſchinenfabrik vormals Georg Boden und Kompagnie mußte er dieſes Mißbehagen in einem verſtärkten Maße über ſich ergehen laſſen. Die ſechshundert Arbeiter der Fabrik duzten ihn großenteils, und wenn ſie früh durch den ſchmalen Gang an ſeiner Loge ſich vorbeidrängten und ihm durchs Fenſter ihre Blechmarken gaben, durch die die Zahl ihrer Arbeitsſtunden

festgestellt wurde, verfehlte keiner, ihn mit einem schallenden „'Morgen, Gustav!“ zu begrüßen.

Daran gewöhnte er sich aber bald, und nur der Umstand verleidete ihm oft seine Stellung, daß er neben seinen anderen Obliegenheiten auch eine gewissermaßen polizeiliche Aufsicht über die Arbeiter auszuüben hatte.

Den Schutzmann zu spielen, war ihm von je als verhaßt erschienen, wohl weil seiner Natur nichts ferner lag als gerade dies.

Einmal gehörte zu seinem Amte das Aufschreiben der Arbeitsstunden.

Da kam einer etwa eine halbe Stunde zu spät: er drückte sich schnell vorbei und sagte etwas verlegen: „Was? Schon so spät? — Richtig. Aber nicht wahr, Gustav, die zehn Minuten machen doch nichts aus?“ Und abends schob er womöglich eine Zigarre hin und flüsterte dabei, mit den Augen zwinkernd: „Du weißt schon, Gustav, von wegen heute früh.“

Wenn er dann am Lohntage in seiner Blechbüchse einen halbstündigen Arbeitslohn weniger fand, gab es ein Drohen und Fluchen über die Gemeinheit, einen Kameraden anzuzeigen, nur um sich beim Herrn lieb Kind zu machen.

Dann galt es, die Vorschrift des Fabrikreglements aufrecht zu erhalten, nach der niemand außer den Arbeitern die Fabrik betreten durfte.

Das machte in der Mittagspause große Schwierigkeiten, wenn die Frauen oder Kinder das Essen herzutrugen. Die Arbeiter liebten es, beim Essen mit ihnen zusammenzusitzen und den Eßtopf plaudernd auszu-

löffeln, und empfanden die Bestimmung, die ihnen das untersagte, als äußerst drückend.

Gustav selbst konnte ihnen nicht ganz unrecht geben, und besonders bei Kälte oder schlechtem Wetter taten ihm die Frauen und Kinder bitter leid, die frierend oder vor dem Regen Schutz suchend im verschlossenen Torweg sich drängten und darauf warteten, daß ihnen ihre Männer und Väter das leere Geschirr zurückgäben, nachdem sie so eilig als möglich das Mittagessen hinabgeschlungen hatten, aber andererseits gab es welche unter den Weibern, die in ihren Körben dann Modellstücke als Brennholz oder was sie sonst Verwertbares erwischen konnten, weggeschleppt hatten, und darunter mußten nun auch die anderen leiden.

Dem Portier fiel dann die Aufgabe zu, die Körbe der Hinausgehenden zu untersuchen, und auch wenn von Arbeitern Diebstähle begangen worden waren, mußte wiederum er die Verdächtigen visitieren.

Diesen Auftrag erhielt Gustav nur ein einziges Mal, und er war froh, daß er so leicht sich erledigen ließ. In der Fabrik waren Werkzeuge gestohlen worden, und allmählich lenkten sich die Vermutungen auf einen Schlosser, den es nun zu ertappen galt. Als der Verdächtige abends an der Torloge vorüber kam, winkte Gustav ihn herein und sagte ihm mit einer Entschiedenheit, über die er selbst sich am meisten wunderte, den Diebstahl auf den Kopf zu. Allerdings war es auf den ersten Blick zu sehen, daß der Angehaltene unter seiner blauen Arbeitsbluse irgend etwas versteckt hatte, und außerdem waren auch zwei der stärksten Vor-

arbeiter als Zeugen und für den Fall eines Widerstandes dabei.

Gustav knöpfte dem Fassungslosen den Rock auf und fand ihn mit Feilen und Zangen dick ausgestopft.

Die Sache war zwar damit gut abgelaufen und erhöhte sogar das Ansehen des Portiers unter den Arbeitern wesentlich, — denn der ertappte Schlosser hatte den Ruf eines überaus gewalttätigen Kerls, — aber Gustav hätte um alles die Angst nicht noch einmal ausstehen mögen, die er von dem Morgen, an dem er den bösen Auftrag erhielt, bis zum Abend der Ausführung empfunden hatte, und nach wie vor machte ihm der aufgezwungene polizistische Teil seines Amtes Pein.

Im übrigen war er recht wohl mit der neuen Stellung zufrieden. Die Arbeitszeit von früh fünfeinhalb Uhr bis abends acht Uhr war zwar lang, aber es war leichte Arbeit, die er in ihr zu leisten hatte. Beim Arbeitsbeginn, in der Mittagspause und bei Fabrikschluß mußte er in seiner Loge sitzen, ferner hatte er die Lohnlisten aufzustellen und die Brückenwage im Torweg zu bedienen, und endlich mußte er die tägliche Post holen und wieder fortbesorgen, Geld zur Bank tragen und wieder abholen, Wechsel kassieren und bezahlen — kurz, die Geschäfte eines Kassenboten verrichten. In seiner Abwesenheit vertrat ihn dann am Tor ein halbinvalider Arbeiter, der sonst das Comptoir zu reinigen und zu heizen und den Hof zu kehren hatte.

Das waren alles leichte Arbeiten, die Gustav gerne leistete. Besonders, wenn er zuweilen Summen, die die Hunderttausend beträchtlich überstiegen, in seiner

Mappe hatte, konnte er sich recht stolz fühlen, daß ihm soviel Vertrauen bewiesen wurde, und gleich den andern Kassenboten, mit denen er nun in den Bierwirtschaften gegenüber der Leipziger Bank oder der Kreditanstalt während des Wartens sein Glas Kulmbacher zu trinken pflegte, hielt er sich mit der Zeit für ein gar nicht so unwichtiges Glied des großen Etablissements, in dem er angestellt war.

Allmählich nahm er immer mehr Anteil an dem Gedeihen der Firma, namentlich nachdem Gottfried Rabe die Fabrik verkauft hatte und an Stelle des schleichenden alten Fuchses ein freundlicher junger Herr getreten war.

Rabe hatte die Fabrik Eugen Reichardt um rund eine Million überlassen. Aber der neue Besitzer hatte darauf nur einhunderttausend Mark anzahlen können; mehr als eine halbe Million wollte Rabe auch nicht als Hypothek auf dem Etablissement stehen lassen, und so mußte Reichardt sich verpflichten, den Rest der Kaufsumme in jährlichen hohen Raten zu tilgen und ihn mit fünf Prozent zu verzinsen.

Die Buchhalter im Comptoir raunten darüber einander zu, das sei ein Vertrag, der bei gutem Geschäftsgange sich innehalten lassen würde, der aber den neuen Besitzer ganz der Gnade des alten Rabe preisgäbe, wenn die Lage einmal flau sich gestaltete. Gustav hörte auch davon, aber er verschloß sich die Ohren davor, denn er wollte es für unmöglich halten, daß ihm noch einmal ein so unverschuldetes Mißgeschick wie seinerzeit bei Friedrich Ernst Quaas zustoßen könne.

In der Tat gedieh das Unternehmen auch ganz

vortrefflich. Der junge Herr war überall auf dem Platze, die abgelieferten Maschinen gaben keinen Anlaß zu Reklamationen, und es mußten immer mehr Arbeiter angenommen werden, um die Bestellungen in den bedungenen Fristen ausführen zu können.

Auch Gustav war in seinem Bereiche und nach seinen Kräften mit freudigem Eifer tätig und glaubte sich in seiner bescheidenen Stellung für immer geborgen.

Wieder einmal meinte er, ganz zufrieden sein zu dürfen.

Zu Hause fand er an den Abenden alles sauber für sich gerichtet, Helene begegnete ihm mit ihrer gewohnten, wohltuenden, stillen Freundlichkeit, und die Kinder waren gut versorgt. Die beiden Pfleglinge der Tante Woldtke waren wohlauf; den Knaben hatte sie auf das Seminar gebracht, und die Kleine ging der Greisin in der Wirtschaft zur Hand. Max, der älteste, hatte in Stuttgart eine schöne Stelle gefunden, Lenchen war Kindergärtnerin in der Familie eines Arztes, wo ihr mit herzlicher Liebe begegnet wurde, und nur der jüngste war noch nicht der Schule entwachsen.

Was galten gegen soviel Glück die kleinen Unannehmlichkeiten, die er manchmal in der Fabrik zu erdulden hatte?! Nur eins — ein Unerfüllbares — blieb ihm zu wünschen übrig, daß das gehetzte Röschen dieser schönen Ruhe noch hätte teilhaftig werden können.

Dafür entschädigte ihn einigermaßen der herzlichere Verkehr, der nach Reinholds Rückkehr wieder zwischen dem Vater und den drei Brüdern sich entwickelt hatte.

Die Sonnabendabende in der kleinen Gaststube wurden bald allen vieren gleichmäßig lieb und wert, und trotzdem schließlich auch Reinhold an den Karten Geschmack gefunden hatte, kam es doch dahin, daß das Spiel ihnen das minder Wichtige und die dann an ihrem runden Ecktische sich entspinnende Unterhaltung die Hauptsache wurde. Höchstens Paul schlug zuweilen vor, dem ersten Spiel noch ein zweites folgen zu lassen, aber er hatte selten Glück damit.

Gleichwohl war es so, wie es war, ganz gut. Das Spiel war eine leichte, angenehme Unterhaltung, bei der man die Müdigkeit von der Tagesarbeit her allmählich ganz unmerklich los wurde; außerdem trank man dazu schon ein oder zwei Glas Bier, und das gab dann wieder eine gelinde Anregung zu einem etwas lebhafteren Gespräch.

Die Wirtschaft war in diesen späteren Stunden fast leer, so daß die vier disputieren konnten, so laut sie wollten, und vor dem einen, der ihnen aufmerksam zuhörte, genierten sie sich nicht. Das war der Kellner, der großenteils allein die Gäste zu bedienen hatte, weil der bequeme Wirt allabendlich kurz nach zehn Uhr auf seinem gepolsterten Lehnstuhl hinter dem Schenktisch einschlief.

Der Kellner war ein kleiner verwachsener Mensch mit einem mageren, verkniffenen Gesicht und mit Augen, in denen zugleich eine schadenfrohe Bosheit zu glimmen und schmerzliche Tränen zu schimmern schienen. Er wurde bei seinem Vornamen Karl gerufen, und alsbald war sein Gebrechen Anlaß zu einem billigen Wirtshaus-

witz geworden: „Karl der Große“ hieß er bei den Gästen.

Trotz seiner Stellung als Kellner war er aber durchaus nicht geneigt, den Hohn sich gefallen zu lassen; er setzte mit scharfen Reden sich tüchtig zur Wehr und brachte mit seinen witzigen Bosheiten mehr als einmal die Lacher auf seine Seite. Darüber hinaus rächte er sich, indem er sich äußerst unempfindlich gegen die Ungeduld derer zeigte, die ihn am meisten verspotteten, während er andererseits bei der Bedienung die bevorzugte, die ihn ungeschoren ließen.

Von dem Sonnabendstammtische waren ihm der Bodenmeister und Gustav die liebsten. Er war ihnen herzlich dankbar für den Unwillen, dem sie unverhohlen Ausdruck gaben, wenn wieder einmal ein allgemeiner Hohn sich über ihn ergoß. Dagegen fühlte er deutlich heraus, daß Reinhold in seiner Kraft und Größe ein Mißbehagen empfand, wenn er, der Krüppel, ihm zu nahe kam. Der Verwachsene hegte darum einen feindseligen Groll gegen den Großen und Starken, aber er fühlte daneben eine neidische Bewunderung sich regen für diesen Mann, der nicht nur körperlich aufrecht und gerade war, sondern auch in seinen Reden einen starken, stolzen Geist verriet. Um so ehrlicher war der Haß des Kleinen gegen Paul, der im Gegensatze zu der dumpfen Wut, die ihn in seiner verwahrlosten Häuslichkeit beinahe erstickte, am Abend im Wirtshaus eine ausgelassene Lustigkeit an den Tag legte und in rohen Scherzen über den Verwachsenen sich gar nicht genugtun konnte.

Aber der Angegriffene gab dem Spötter Gift um Gift zurück, und seine Pfeile saßen besser, weil Paul kein so dickes Fell hatte wie der seit den Kinderjahren Vielgepeinigte.

Wenn dann die Unterhaltung an dem Stammtische lebhafter wurde, und Paul für seine mit großer Bestimmtheit ausgesprochenen sozialdemokratischen Behauptungen mit den törichtsten Beweisen und den dürftigsten, allgemeinsten Redensarten kämpfte, lachte der kleine Kellner höhnisch vor sich hin und freute sich, wenn sein Peiniger so in die Enge getrieben wurde, daß er schließlich nur mit Grobheiten und Flüchen antworten konnte.

Der Kampf der Meinungen, der unter den vier geführt wurde, war ein sehr ungleicher und im Grunde stets im vornhinein schon entschieden.

Reinhold war weitaus der Begabteste und hatte am meisten nachgedacht; dazu hatte er viel gelesen und auf diese Art eine Menge Kenntnisse sich erworben, deren Beweiskraft gegenüber weder der Bodenmeister und Gustav mit ihren noch so ehrlichen vaterländischen und königstreuen Gefühlen, noch Paul mit seinem Parteiphrasenwust im entferntesten standhalten konnten.

Im Anfange gab Reinhold einer Regung der Eitelkeit wirklich insofern nach, als er über diese leichten Siege einen gewissen Stolz empfand. Aber die Augen gingen ihm bald darüber auf, daß diese Wortkämpfe für ihn nichts als eitel Spiegelfechterei waren. Er leitete sie ganz nach seinem Gefallen, machte nach seiner Wahl die Ausfälle und schrieb den Gegnern die Paraden

vor. Während dann die anderen ehrlich zu fechten meinten, bereitete er sich nur eine leichte, spielende Belustigung.

Indessen mit der Zeit kam ihm auch ein Lächeln über sich selbst. Was er immer für das Unmöglichste gehalten hatte, und was ihm als das Abgeschmackteste und Lächerlichste stets erschienen war, — das war eingetreten: er saß allwöchentlich einen Abend am Stammtisch und kannegießerte über die große und die kleine, über die äußere und die innere Politik. Freilich war dieses Hin- und Herreden am Kneiptische nicht mehr so gegenstandslos wie ehedem, da die Bürger auf der heimatlichen Bierbank vor dem grausamen Großtürken sich gegruselt hatten, und es war am Ende ganz gut, daß auf diese Art das politische Werkzeug des allgemeinen Stimmrechtes einigermaßen zu studieren versucht wurde, ehe man es in die Hand nahm, aber es blieb dabei: auch er lief jetzt in dem großen allgemeinen Trott mit und verspürte — fast ohne Bedauern — nicht mehr den Trieb, der Menge voranzueilen.

Daß er nach einer kurzen Zeit nicht mehr ernsthaft an diesen politischen Auseinandersetzungen teilnahm, wollte daneben nicht viel bedeuten, und er machte sich mindestens in eben dem Maße über sich selbst lustig als über die anderen, wenn er schließlich im Übermut seine gutgläubigen Tischgenossen durch allzu kühne Behauptungen verblüffte und ihnen damit zu einem stichhaltigen Einwande verhalf, den sie dann mit dem ernsthaftesten Eifer ins Feld führten. —

Die Tapetenfabrik, in der Reinhold angestellt war,

lag weit draußen in Volkmarsdorf. Für ihn war in dem großen Fabrikgebäude ein schmales einfensteriges Zimmerchen vorbehalten. Er ging darin nach Belieben ein und aus und unterlag hinsichtlich seiner Arbeitszeit keiner Beaufsichtigung. Er kümmerte sich auch herzlich wenig um die Angestellten der Fabrik und kam nur mit dem Prinzipal in Berührung, wenn er ihm eine Reihe neuer Muster vorlegte.

Seine Arbeiten gefielen dem Chef großenteils, nachdem er Reinhold ein für allemal erklärt hatte, daß er nicht mit allzu neuen und ungewohnten Farben oder Formen bedient sein wolle, sondern mit einer gefälligen Mittelware, nicht nach der alten Schablone, aber auch nicht zu modern gehalten, wie sie dem künstlerisch zurückgebliebenen Geschmack des Durchschnittskäufers zusage.

Reinhold fügte sich mit Widerstreben dieser Anordnung, die seine Erfindungskraft als überaus drückend empfand. Der Künstlerstolz, den er früher über das, was er zeichnete, gefühlt hatte, kam ihm bei seiner nun zum Handwerk gewordenen Tätigkeit abhanden, er beeilte sich bei seiner Arbeit, soviel es anging, und war froh, wenn das Werk seiner Hände ihm aus den Augen war.

Gleichwohl hielt er sich mit Vorliebe in der Fabrik auf. Noch stundenlang nach Erledigung seines Tagewerkes saß er an seinem an das Fenster gerückten Zeichentisch und zeichnete für sich, ganz seinen Eingebungen folgend und bildnerische Verkörperungen der Ideen zu erfassen suchend, die in ihm kämpften. Aber nur selten gelang es ihm, die Idee zum im Geiste ge-

schauten Bilde zu verdichten, und wenn es ihm je glückte, empfand er mit Schmerz, daß ihm zum zeichnerischen Festhalten dieses Bildes die unerläßlichsten, zeichentechnischen Kenntnisse abgingen. Die Anatomie des menschlichen, insonderheit des weiblichen Körpers war ihm unbekannt, und darüber hinaus fehlten ihm noch einfachere Erfordernisse der Technik des Zeichnens.

Dann saß er mit bitterem Unmut vor dem verpfuschten Blatt und schaute verzweifelnd auf die stets von neuem verzeichneten Entwürfe, und darüber hinweg glitten seine Blicke auf die vom Rauch der zahllosen Fabrikschlote verschmutzten flachen Felder nach Paunsdorf zu, die bis dicht an die Mauern der an der äußersten Grenze des Baulandes errichteten Fabrik heranreichten. Diese Landschaft, deren ländliche Heiterkeit vor dem trüben Dunst des Fabrikviertels vergrämt entflohen zu sein schien, war auch nicht geeignet, ihm über sein Unglück hinwegzuhelfen, und meist ging Reinhold in trübe Gedanken verloren aus der Fabrik weg, um erst zu Hause, in seiner Wohnung in der Mittelstraße, den überlegenen Gleichmut wiederzufinden, der ihn sein Schicksal von der Seite nehmen hieß, die ihn die angenehmste dünkte.

Zuweilen dachte er daran, Unterricht im Zeichnen zu nehmen. Das erlaubten ihm sowohl seine Einnahmen, als auch seine Zeit. Aber gegen diesen Gedanken verschloß er sich in dem Trotze des erfolgreichen Autodidakten, der keines anderen Schüler sein will, nachdem er selbst stets der eigene Lehrer gewesen ist. Weiter: jetzt war er fünfzig Jahre alt, — würde er nicht, wenn diese Lehrzeit zurückgelegt sein würde, ein Greis sein?

Und endlich: würde er den rechten Lehrer finden, der seine Eigenart verstehen könnte? Er dachte an Max Klinger, dessen radierte, gemeißelte und gemalte Dichtungen ihn geistesverwandt anmuteten, — aber dann fehlte ihm wieder die Freudigkeit und der Wagemut des großen Entschlusses. Früher würde er wahrscheinlich rasch entschieden gewesen sein, aber jetzt mochte es schon so bleiben, wie es sich gegeben hatte und nun einmal war.

Und er blieb bei seinen Ornamenten.

An einem Oktoberabend 1894 verließ er seine Zeichenstube besonders unmutig. Er hatte weit längere Zeit als gewöhnlich an einem Muster gearbeitet und sich damit große Mühe gegeben, weil er die Zeichnung und Kolorierung zugleich künstlerisch neu und eigenartig, und doch auch für einen nicht allzu hausbackenen Geschmack geeignet erfunden zu haben glaubte. Diese Arbeit hatte der Prinzipal als zu extrem abgelehnt. Reinhold hatte daraufhin die größte Lust verspürt, dem überängstlichen Fabrikanten den ganzen Kram vor die Füße zu werfen; er hatte es aber klugerweise wohl bleiben lassen und die neue Enttäuschung zu den alten hingenommen.

Sein Heimweg führte ihn durch die schnurgerade, lange Eisenbahnstraße, in der trotz der schon vorgerückten Stunde noch ein reges Leben wogte. Ziemlich am Ende der Straße klang ihm aus einer Gastwirtschaft Musik und Lärm entgegen. Nach einem kurzen Zögern stieg er die drei Stufen zu der mit einem roten Vorhang verhängten Glastür hinauf und trat ein, in

19*

der Absicht, vielleicht auf diese Art am ehesten seinem Trübsinn ein Ende zu machen.

Es war ein Variététheater niederster Sorte, in das Reinhold geraten war.

An der einen Wand des großen Gastzimmers war ein Brettergerüst aufgeschlagen, das in der Mitte als Bühne diente, während zu beiden Seiten derselben Verschläge durch Bretter und Vorhänge hergerichtet waren, in denen die Künstler dieses Theaters sich an- und umkleideten. Die Zuhörerschaft bestand durchweg aus Arbeitern, die fast alle bis auf einige halbwüchsige Burschen noch in ihren Arbeitskleidern steckten, und war ersichtlich gut gelaunt. Denn jedesmal, wenn aus einer der Garderoben ein Stück nackter Arm oder ein Endchen Hemd oder Hose hervorgestreckt wurde, erhob sich ein jauchzendes Beifallsgebrüll. Dazwischen fielen grobe Zoten, wurden schreiend wiederholt und lärmend belacht. Die meisten Gäste waren erst angekommen und noch mit dem Stillen des ersten großen Durstes beschäftigt, so daß ein paar greulich verblühte Kellnerinnen tüchtig zu tun hatten, die leeren Gläser wieder zu füllen. Trotzdem lagerte schon ein dichter Tabaksqualm über den Tischen, und eine glühende Hitze ging von den frei flackernden Gasflammen aus.

Als Reinhold eintrat, schien die Vorstellung noch nicht begonnen zu haben. Aber nach einer kurzen Weile klingelte es zum Anfang.

Als erster trat ein Komiker im Frackanzug mit dem Klapphut unter dem Arm auf und sang mit einer heiseren Säuferstimme ein uraltes Couplet.

Er gefiel den Zuhörern nicht. Sie sangen im Chorus den zweideutigen Kehrreim seines Liedes mit, indem sie einen durchaus eindeutigen, ordinären Text unterlegten und warfen schließlich mit filzenen Bierunterseßern und Zigarrenstummeln nach ihm.

Der Komiker ging rechts ab, um bald darauf als Schlangenmensch in schmutzigen Trikots wieder aufzutreten, nachdem er den Bart abgelegt und des schmierigen Fracks sich entledigt hatte. Bei den Verdrehungen, die er vornahm, trat die Häßlichkeit seines abgemagerten Körpers deutlich hervor, aber die Kunstfertigkeit, die er immerhin entwickelte, imponierte dem Publikum, und der Schlangenmensch konnte unter Beifallklatschen sich empfehlen.

Scheinbar aus Versehen trat er in den linken Verschlag ein. Aber kaum hatte er den Vorhang hinter sich fallen lassen, so hörte man ein Klatschen wie von einer Ohrfeige und den Wutschrei einer Frauenstimme. Ein großes, üppiges Weib in tief ausgeschnittenem Mieder und halblangem Rock trat auf die Bühne und trug auf ihren nackten, prachtvollen Armen den dürren, heulenden Schlangenmenschen nach seiner Garderobe, in der sie ihn wie eine Puppe niedersetzte.

Auf dem Programmzettel, den Reinhold gewissermaßen als Zuhörerkarte mit zehn Pfennigen hatte bezahlen müssen, war sie „Camilla, die Leipziger Singlerche" genannt.

Für den stürmischen Jubel, mit dem ihr Auftreten begrüßt wurde, dankte sie mit leichtem Kopfnicken. Dann sang sie ein pikantes Lied mit einer etwas überkrähten,

aber nicht gar zu übeltönigen Stimme und begleitete es mit einem bewußt frechen Spiel.

Aber das schien Reinhold zu der ganzen Person zu passen, und mehr und mehr wurde er geneigt, ihre Art eher ungeniert und frei als frech zu finden.

Die Sängerin beendete ihr Couplet, indem sie im Abschiedsknix ihren Rock bis hoch über die Knie emporhob, und erntete für ihre Darbietung einen schier endlosen Beifall. Allmählich mischten sich in das Klatschen immer stärker anschwellende Rufe „Die Führung, die Führung!", die offenbar ein schon oft und gern gehörtes Lied begehrten.

Camilla blickte danach fragend nach einem Tisch an der Tür, aber die Zuhörer winkten ihr Beruhigung zu und riefen zurück: „Immer los! Immer los!"

In der Nähe der Tür saß an einem kleinen Tische der überwachende Polizeibeamte. Er hatte seine Tochter mitgebracht, ein dürftiges, mageres Ding. Das halbwüchsige Mädchen saß mit großen Augen da und lauschte auf die Gemeinheiten, die auf der Bühne gesungen und von den Zuhörern gesprochen wurden. Bisweilen richtete einer aus dem Publikum an das Kind eine plumpe Bemerkung, die der halbbetrunkene Vater mit einer noch tolleren Zote abwehrte.

Die Gäste, die um Reinhold herumsaßen, erzählten sich, daß die Kleine nur dazu da sei, nachher den betrunkenen Vater nach Hause zu bringen. Vorderhand stand er wenigstens noch einigermaßen sicher auf seinen Füßen, aber seine schwimmenden Augen stierten verständnislos in die menschengefüllte Stube, und er goß

stumpfsinnig das Bier in großen Zügen hinunter, das ihm der Wirt immer wieder hinstellen ließ.

Der Beamte war ungefährlich.

Darum begann die Chansonette ohne Scheu ihr neues Lied. Darin war nur von der „Führung" die Rede, aber es mußte jedem klar werden, daß damit der Kaiser gemeint war. In den Versen waren die unglaublichsten und ungeheuerlichsten Majestätsbeleidigungen aufeinandergehäuft, und jede Strophe erweckte ein fast wahnwitziges Beifallsgeheul. Die Sängerin schien bei dem Vortrage zu wachsen und sich zu veredeln, ihre Haltung war die einer angreifenden Kämpferin, sie schleuderte die Worte immer höhnischer heraus und sang sie dem Polizeibeamten an der Tür geradeaus ins Gesicht.

Der Betrunkene empfand schließlich unklar, daß das Gelächter und Johlen ihm mitzugelten schienen, und fragte deshalb in einer Pause einen der Zunächststehenden, wer denn mit der „Führung" gemeint sei.

Da drehte sich ein älterer Arbeiter um und gab ihm lachend zur Antwort: „Die Führung? Nun, wer denn anders als unser Bebel?"

Von da an lachte der überwachende Polizeibeamte nach jeder Strophe unbändig mit.

Nach dem Liede verließ Reinhold die Wirtschaft und ging nach Hause. Er mußte immerfort an diese Camilla denken, die sich und den zuhörenden Proletariern die Wut vom Herzen heruntergesungen und damit Vergeltung geübt hatte für die abweisende Verachtung, mit der der Kaiser nur zu oft über den Teil

des Volkes sich ausgesprochen hatte, der der Sozialdemokratie anhing.

Aber die politische Seite des Erlebnisses konnte ihn im höchsten Falle nur interessieren, da er längst von der Sozialdemokratie sich losgesagt hatte. Für ihn war an diesem Abend mehr geschehen: er hatte in dieser Chansonette zum ersten Male das Weib gesehen, er, der Fünfzigjährige, war zum ersten Male in seinem Leben verliebt, zur Torheit verliebt in ein Frauenzimmer, das gewiß vor ihm schon vielen anderen gehört hatte, und er, der zur Ruhe Gekommene, der Reife, Überlegende und Überlegene, war mit einem Male fest entschlossen, dieses Weib für sich zu gewinnen, selbst um den höchsten Preis. — —

Es fiel ihm nicht schwer, ihre Bekanntschaft zu machen. Er wartete vor der Tür der Wirtschaft, bis sie nach der Vorstellung auf die Straße heraustrat, und ging dann wortlos neben ihr her. Es fiel ihm nichts ein, das er zu ihr hätte sagen können, aber er hätte wohl auch nichts hervorgebracht, denn eine unnatürliche Erregung hatte ihn dermaßen erfaßt, daß er wie unter einem Frost zusammenschauerte.

Camilla sah ihn leicht über die Achsel an; sie heuchelte kein Erstaunen über die unerbetene Begleitung, über einen Fall, der ihr schon vielmals begegnet war, und fragte etwas spöttisch: „Sie wünschen, mein Herr?“

„Mit Ihnen bekannt zu werden, Fräulein,“ antwortete Reinhold.

Nach dieser offenen Antwort fühlte er sich von

der Sängerin scharf gemustert, aber er wagte nicht, ihr ins Gesicht zu sehen.

„Dazu kann Rat werden," sagte sie nach einer Weile. „Wollen Sie mich begleiten?"

Der große, breitschulterige Mann mit dem männlichen, vollbärtigen Gesicht gefiel ihr in seiner mächtigen, vollkräftigen Erscheinung, und sie nahm ihn nach ihrer Gewohnheit in ihre Wohnung mit.

In dem Wohnzimmer, das fast ärmlich und ganz in der Art der billigen Mietswohnungen eingerichtet war, schlang sie erst ein paar hastige Bissen hinunter. Reinhold sah ihr schweigend zu und lehnte ihre Aufforderung, beim Essen mitzuhalten, kurz ab. Nach ihrer Mahlzeit machte sie es sich in ihrer Kleidung bequemer und gedachte nun mit dem Gast das gewohnte schamlose Lockspiel zu beginnen. Aber als sie den Mann so finster dasitzen sah, erriet sie, daß diese Künste hier nicht am Platze waren, und führte ihn kurzerhand in ihr Schlafzimmer.

Im Gegensatze zu der Wohnstube war dieser Raum mit einer gewissen Verschwendung ausgestattet. Auf dem niedrigen breiten Bett lag eine seidene Steppdecke, unordentlich darüber hingestreut goldgestickte Kissen und seidene Unterwäsche; Ziermöbel der verschiedensten Stilarten standen bunt durcheinander und an den Wänden entlang, und auf groben, ungestrichenen Konsolen waren wohlfeile Luxusgegenstände aufgehäuft, die die Ungewohntheit des Kaufens und der schlechte Geschmack armer Teufel dem Gegenstand einer tollen Leidenschaft dargebracht hatten. Über dieser ungeheueren Unordnung

schwebte eine Wolke von verschiedenen guten und minderguten Parfüms, und aus dem zerwühlten Bett drang der feine, rasendmachende Geruch des sich hingebenden Frauenleibes.

Reinhold hatte wie betäubt auf ein weißlackiertes Barockfesselchen sich niedergesetzt. Sein Körper war gleichsam gelähmt, und er fühlte alles in sich erstorben und tot außer der wütenden Gier nach dieser Frau.

Mit brennenden Augen folgte er den Bewegungen Camillas, die das Bett frei machte. Er antwortete nicht auf ihre Anreden und blieb auch stumm, als sie, auf eine weibliche Bronze in Rokoko weisend, ihm erzählte, die Figur sei ihr zuliebe gestohlen worden.

„Das Dämchen hat dem armen Kerl drei Jahre gekostet," setzte sie achselzuckend hinzu.

Sie war überaus neugierig, wann ihr steinerner Gast endlich in Fleisch und Blut sich verwandeln würde, und fast schon drauf und dran, über ihn sich lustig zu machen, aber dann fühlte sie einen so grundgewaltigen Sturm der Leidenschaft über sich hinbrausen, daß sie, der die maßlosesten Begierden des Mannes vertraut waren, fast die Besinnung verlor. Die wahnwitzige Glut des riesenstarken Mannes weckte in der erfahrenen Liebesjüngerin Erinnerungen an eine Vergangenheit auf, von der sie ganz und für immer sich geschieden gewähnt hatte und damit wurde in ihr eine Empfindung ausgelöst, die sie für Liebe halten zu sollen meinte. Dieses Gefühl war zwar nur aus sinnlichen Elementen, halb aus einem bewundernden, halb aus einem begehrenden, zusammengesetzt, aber Camilla war in dem

Leben ihrer Sinne aufgegangen und betrog sich darum für die Folge nicht, wenn sie Reinhold zu lieben glaubte.

Aber in dieser ersten Nacht waren sie zwei rasende, wilde Tiere, die dem allgewaltigsten Naturtriebe folgend einander gefunden hatten und sich hielten.

Von da ab lebte Reinhold mit Camilla Landsberg zusammen. Er mietete zu ihrer Wohnung noch eine Stube hinzu und ließ sich wochenlang weder bei dem Vater noch bei den Brüdern sehen.

In den ersten Dezembertagen kam Gustav einmal, um nach ihm zu sehen, und traf ihn gerade mit Camilla beim Abendbrot. Er erkannte sogleich, wie die Dinge hier standen, und ging, verschüchtert und verlegen über die Anwesenheit des schönen Weibes, nach ein paar Redensarten wieder weg.

Camilla hatte sich ausbedungen, als Reinhold zu ihr zog, daß sie ihre volle Freiheit behielte, und ihn vor allem vor Eifersucht gewarnt.

„Weißt du," sagte sie, „es ist mir kein Spaß mit der freien Liebe. Jetzt gehöre ich dir freiwillig, und jetzt liebe ich dich, wie sonst keinen, und du weißt ja selbst, wie sehr, aber ich weiß nicht, es kann möglich sein, daß das aufhört, und dann will ich nicht gebunden sein. Und gar mit Eifersucht darfst du mir nie kommen. Ich bitte dich, du hättest Grund eifersüchtig auf tausend oder wieviele noch zu sein! Darum fang nur erst gar nicht an!"

Notgedrungen gab ihr Reinhold recht; gewiß hatte das Weib die gleiche Freiheit wie er selbst, aber die Herrennatur des Mannes bäumte sich in ihm dagegen

auf, daß er Camilla womöglich einem anderen überlassen sollte, ohne das Recht zu haben, den Nebenbuhler niederzuschlagen.

Ein einziges Mal kam es wegen eines allzu dreisten Verehrers zu einem Streit zwischen ihnen, und Camilla wollte infolgedessen allen Ernstes sich von ihm trennen, aber Reinhold lenkte ein und verbarg fortan sorgfältig seine ingrimmige Wut, wenn er sie mit anderen Männern kokettierend traf oder wenn sie ihm von ihren Bekannten erzählte, die ihre Liebhaber gewesen waren und es vielleicht wieder sein würden.

Bald nach Gustavs Besuche wurden sie in ihrem Zusammenleben durch die Polizei gestört, die durch einen abgewiesenen Anbeter Camillas von dem Anstoß erregenden Konkubinat unterrichtet worden war.

Reinhold wütete über diesen Eingriff in die Freiheit seines Tuns, aber Camilla blieb gelassen.

„Was willst du?“ sprach sie. „Das ließ sich doch erwarten. Und es hilft gar nichts, Wut zu schnauben. Wenn du den Polizeidirektor und alle seine fünfhundert Schutzmänner totschießt, Nummer fünfhundertundeins bringt dich am Ende doch ins Loch. Ja, ja, es wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben, als du packst dein Nachtzeug sauber ein und gehst. Im übrigen bin ich ja nicht außer der Welt, auch wenn unsere schöne Ehe dummerweise so bald schon Anstoß erregt hat.“

Reinhold blieb in finsteres Schweigen versunken sitzen.

Da drängte Camilla, der alle Berührungen mit der Polizei im höchsten Maße peinlich waren: „Nun,

so entschließe dich doch. Packe hübsch ein und damit adieu für diesmal!"

Unmutig stieß Reinhold hervor: „Ich gehe nicht weg von dir, eher heirate ich dich."

„Das ‚eher' ist gut," lachte Camilla. „Darum überleg' dir's lieber noch einmal!"

„Da gibt's gar nichts mehr zu überlegen," erwiderte Reinhold. „Wenn du willst, ist die Sache klipp und klar."

Camilla merkte nun, daß es Reinhold ernst mit seinem Vorschlage war. Sie überlegte eine Weile und sagte dann: „Ich will schon. — Aber immerhin, angenehm ist es mir auf die Art nicht, wie jetzt die Sache ausläuft, und ich mache nur mit, wenn du mir versprichst, daß du trotz der Heirat niemals ein Recht auf mich behaupten willst. Die Komödie auf dem Standesamt soll zwischen uns beiden nichts ändern dürfen, — du bleibst frei und ich auch. Bist du einverstanden, denn man los!"

„Es mag sein, wie du's willst!"

„Und erinnere dich: keine Eifersucht! Niemals und nirgends! Ich kann machen, was ich will!"

„Gewiß."

„Na, dann bring' die Sache 'mal in Gottes Namen möglichst bald in Ordnung."

Die Angelegenheit kam ihr mit einem Male außerordentlich lustig vor.

Ausgelassen rief sie: „Heute in vierzehn Tagen kann ich also gnädige Frau sein, wenn du Feuer hinter die Bude machst. Herrgott, das Glück! Welchen Tag haben wir denn dann?"

Reinhold war etwas verstimmt über die Art, wie sie die ihm ganz ernste Sache auffaßte. Mürrisch las er vom Kalender ab: „Den vierundzwanzigsten. Heiliger Christabend.“

„Juch!“ schrie Camilla. „Dann wird es also ein Doppeljubelfeierfestundehrentag.“

Übermütig packte sie ihn beim Kragen und preßte ihn an sich, dann tanzte sie ihm ihren frechsten Cancan vor.

Am vierundzwanzigsten Dezember vormittags zehn Uhr fand die Eheschließung statt.

Reinhold hatte keinem Verwandten etwas davon gesagt und war deshalb in Verlegenheit um Trauzeugen. Schließlich half ihm Camilla aus der Not und bat zwei ihrer ältesten und nächsten Freunde, — den Wirt der Gastwirtschaft, in der sie allabendlich auftrat, und ihren liebsten Kollegen, den Schlangenmenschen.

13

In einer vierzehnjährigen Ehe hatte Elsa Reutter ihrem Manne acht Kinder geboren. Davon lebten noch sieben, nachdem das zweitjüngste, ein Mädchen, in der Gluthitze des 1893er Sommers zugrunde gegangen war.

Im Herbste 1894 fühlte sie sich zum neunten Male Mutter.

Paul war in der letzten Zeit stets mehr über diese fortwährenden Schwangerschaften erschrocken als Elsa. Das war wieder ein neuer Mund, der gefüttert sein wollte, und wieder mußte er denken und überlegen, wie in der engen Wohnung alle Platz haben sollten.

Aber das war für ihn noch nicht das schlimmste. Er und Elsa schliefen schon lange wieder in einer Bettstatt, und die Kinder mußten, nach dem Geschlecht getrennt, notgedrungen zu zwei oder zu drei in den Betten schlafen, und bei einer Wirtschaft, die auf zehn Köpfe

eingerichtet war, kam ein Zuwachs von einer Person nur wenig zur Geltung. Am meisten fürchtete er sich wieder vor der greulichen Unsauberkeit, in der er das arme kleine Wesen stets würde sehen müssen und die sich von seinen Windeln aus in der ganzen Wohnung würde breitmachen.

Elsa dagegen war bei ihrer Wahrnehmung ganz gefaßt. Das war allerdings unbequem für sie, aber sie hatte es schließlich selbst so gewollt. Sie fühlte sich noch jung und hatte es schon verstanden, Paul ihrem Begehren gefügig zu machen, als er erklärte, es sei des Kindersegens genug.

Sie dachte voller Hohn daran, wie im Anfang der Ehe die Dinge so vollständig umgekehrt gelegen hatten. Damals widerstrebte sie in der Furcht vor den Schmerzen des Gebärens, und er suchte sie und hatte sie noch immer zu erlangen verstanden, und jetzt leistete er Widerstand, und sie war sich bewußt, ihn in ihrer Hand zu haben.

Was tat auch so ein Wurm mehr? Sie war fest entschlossen, es genau so mit seiner Pflege zu halten wie vorher, und keineswegs dadurch aus ihrer Bequemlichkeit sich aufrütteln zu lassen. Waren die anderen nicht auch groß und stark geworden?

Dazu fühlte sie deutlich, daß ihre Fruchtbarkeit zu Ende war, und daß dies das letzte Kind war, das sie zur Welt bringen würde.

Einstweilen freute sie sich, wieder die Ausrede zu haben, die Paul immer noch für stichhaltig hielt, — daß sie sich ihres Zustandes wegen besonders schonen

müsse, und gerade für diese Zeit kam ihr ein Zufall zu Hilfe, der ihr gestattete, das Leben noch bequemer und besser sich zu gestalten.

Sie hatte ihre zwölfjährige Tochter Meta einen Aufwartedienst in den schulfreien Stunden übernehmen lassen und verwandte das Geld, das jene damit verdiente, dazu, sich Leckereien zu kaufen. Nur zuweilen gab sie davon dem Kinde eine Tafel Schokolade oder eine andere Kleinigkeit ab.

Fräulein Weidling, für die das Mädchen die Gänge und Besorgungen tat, war eine Prostituierte, die dem Hause schrägüber wohnte. Aber das kümmerte die Mutter nicht im geringsten. Sie schimpfte zwar auf das „schlechte Frauenzimmer", aber auf der anderen Seite hatte sie stets ein „gnädiges Fräulein" und devote Bücklinge für sie übrig, weil die „Person" sehr freigebig die kleinen Dienste bezahlte.

Vor ihrem Manne hielt sie diese Angelegenheit ängstlich verborgen, und es währte auch ziemlich lange, bis er davon erfuhr.

Dem Großvater waren gewisse Äußerungen und Erzählungen Metas aufgefallen. Er hielt es für seine Pflicht, sie dem Sohne mitzuteilen.

Dieser nahm nun die Tochter ins Gebet und hatte bald in Erfahrung gebracht, daß das Kind Wein für die Prostituierte besorgt und auch in ihr Zimmer gebracht hatte, als ein Liebhaber bei ihr war. Dann war sie sogar noch dabehalten worden und hatte auch ein Glas Wein zu trinken bekommen.

Rasend vor Zorn stellte Paul zunächst Elsa zur

Rede. Er hätte sie, das Zerrbild einer Mutter, am liebsten erwürgen mögen, aber als er sah, wie sie, auf ihren schwangeren Leib trotzend, mit höhnischem Achselzucken seine Vorwürfe über sich ergehen ließ, scheute er sich doch, mit der Faust ihr in das freche Gesicht zu schlagen.

Nur in dem Bestreben, das Verbrechen, das an der Seele seines Kindes begangen worden war, bestraft zu sehen, lief er dann zur Polizei. Er teilte die Ansicht der meisten kleinen Leute, daß die Polizei im allgemeinen nur zur Belästigung des Volkes da sei, aber da sie einmal existierte, sollte sie auch überall, wo er einmal sie zu brauchen meinte, für ihn zu haben sein. Darum war er empört, daß ihm auf der Polizei mitgeteilt wurde, in seiner Sache lasse sich gar nichts tun, und er verbat sich grob die Ermahnung des Wachtmeisters, das Kind besser in acht zu nehmen.

Da er auf diese Art hatte nichts ausrichten können, suchte er zuletzt die Prostituierte selbst auf.

Er traf sie, wie sie auf dem Vorsaale mit einem Rohrklopfer ihren grellfarbigen Unterrock aus Rauschseide ausklopfte. Sie hatte eine Nachtjacke und einen schmutzigen, schlappigen Hausrock an, aber ihr Gesicht war geschminkt und ihre Augenbrauen gemalt.

„Sind Sie Fräulein Weidling?" fragte Paul geradezu.

„Ja," antwortete die Gefragte und fügte kokett hinzu: „Und was beliebt, mein Herr?"

Paul wollte seiner Sache sicher sein und fragte weiter: „Bei der die Meta Reutter die Aufwartung gemacht hat?"

„Meta Reutter?“ überlegte die Prostituierte. „Ach richtig, das ist ja mein kleines Laufmädchen.“

Damit hatte Paul seine Gewißheit. Ohne Zögern riß er dem erschrockenen Fräulein den Klopfer aus der Hand und verabreichte ihr damit eine reichliche Tracht wütender Prügel, indem er dabei ihr mit nicht eben feinen Worten ihre Schamlosigkeit vorhielt.

Die Mißhandelte erhob ein gellendes Wehegeschrei, so daß alsbald die Hausbewohner zusammenliefen. Aber als sie aus Pauls Scheltworten entnommen hatten, worum es sich handelte, fanden sie allesamt die Züchtigung durchaus gerecht und sahen dem Schauspiel mit moralischer Erhebung und großem Vergnügen zu.

Etwa vierzehn Tage später erhielt Paul eine gerichtliche Vorladung. Fräulein Weidling hatte gegen ihn Strafantrag wegen Körperverletzung gestellt. Aber da die Geprügelte einräumen mußte, daß es mit dem Grunde, aus dem ihr die schmähliche Züchtigung zuteil geworden war, seine Richtigkeit habe, gestaltete die Verhandlung sich am Ende so, daß die Klagende als der allein schuldige Teil erschien.

Paul wurde zu der niedrigsten Strafe, zu drei Mark Geldbuße, verurteilt.

Die erste Bekanntschaft, die er damit mit den Gerichten gemacht hatte, befriedigte ihn einigermaßen. Es kam ihm nur seltsam vor, daß er nicht freigesprochen worden war, trotzdem selbst der Ankläger zugestanden hatte, wie sehr seine Aufwallung berechtigt gewesen wäre, und trotzdem der Richter förmlich sich entschuldigt hatte, daß er wegen des durchaus erklärlichen Übergriffs ver-

20*

urteilt werden müsse; aber nachdem das erste Aufbegehren seines ehrlichen Zornes sich gelegt hatte, dünkte ihn der Schimpf, den er ganz öffentlich dem Frauenzimmer zugefügt hatte, und der Spaß, den die Sache ihm hinterher machte, schon einen Taler wert.

In der Folge hatte auch dieser Vorfall insofern sein Gutes, als Paul mit dem ersten April 1895 die Wohnung in der Webergasse verließ und in dem vierten Stockwerk eines Hauses in der Hospitalstraße ein helles, geräumigeres Logis bezog, das mit den Vorderfenstern auf das noch unbebaute, einstweilen von Handelsgärtnern benutzte Bauland in der Nähe des Buchhändlerhauses, mit den Hinterfenstern aber auf die freundlichen Schrebergärten des Johannistales schaute.

Diesen Umzug besorgte er mit dem Großvater und den Kindern und unterstützt von zwei Mitarbeitern aus der Gießerei. Elsa rührte dagegen keine Hand an, denn sie erwartete in Bälde ihre Niederkunft.

Nach der alten Regel hatte sie den voraussichtlichen Termin der Geburt sich ausgerechnet und gefunden, das dies vermutlich der erste Mai, der Weltfeiertag der Proletarier, sein würde.

Als zielbewußte Genossin war sie stets der Ansicht gewesen, daß dieser Feiertag weit mehr zu gelten habe als die christlichen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten und hatte ihn darum nie anders beschlossen, als in einem erheblichen Rausche, der halb in der Begeisterung, halb im Lagerbier seinen Ursprung hatte.

Sie bedauerte, daß ihr das für dieses Jahr verwehrt war, aber dafür rühmte sie sich, daß sie am ersten

Mai schon einen echten, festen Proletarier zur Welt bringen wolle, den sie dann gewiß auch zu einem tüchtigen Genossen erziehen würde, und machte ein solches Wesen davon, daß schließlich die ganze Nachbarschaft gespannt war, ob ihre Vermutung sich bestätigen würde.

In der Tat traten am Abend des letzten April die ersten Wehen auf, aber das Kind, das Elsa am leuchtenden Morgen des ersten Mai gebar, war ein schwächliches, elendes Wesen, das nach einer halben Stunde schon verschied.

Paul, der in der letzten Zeit an der stolzen Erwartung seiner Frau teilgenommen hatte, starrte entsetzt in das graue, häßliche Gesichtchen seines toten Kindes.

Das war also das Maikind!

Noch am Abend desselben Tages wickelte er den kleinen Körper in ein altes, zerrissenes Bettuch, bettete ihn in eine Kiste und trug die leichte Last nach der Leichenhalle des Friedhofes. Unterwegs drückte er sich scheu an den Gruppen der Arbeiter vorüber, die in gehobenster Stimmung von dem Festplatze in Stötteritz zurückkehrten.

Wenn er auch nicht in so unflätigen Redensarten wie Elsa sich erging, hegte doch auch er einen Groll gegen dieses Kind, das so viele Erwartungen betrogen hatte, und als die Leiche der Mutter Erde übergeben wurde, war außer dem diensthabenden Geistlichen und dem Totengräber niemand zugegen. Der junge Diakonus las rasch das vorgeschriebene Gebet herunter und sprach den Segen, dann schaufelte der Totengräber das kleine Grab zu.

Aber als Paul am nächsten Johannisfeste seinem zwei Jahre vorher gestorbenen Mädchen einen Kranz darbrachte, ließ er sich vom Friedhofswärter den vernachlässigten Erdhügel zeigen, unter dem das Maikind schlief. In der Gießerei suchte er sich dann unter altem Gerümpel ein kleines, gußeisernes Kreuz hervor und bat den Werkführer, es mitnehmen zu dürfen. Mit billigen Blumen geschmückt, setzte er es auf das Grab, und wenn er fortan den Friedhof besuchte, versäumte er nicht, von dem Kranze für die tote Kleine auch dem Maikinde ein paar Blumen abzugeben.

Später wünschte er noch oft sehnlichst, daß jenes Kind am Leben geblieben wäre, — aber nicht, weil ihm damals am ersten Mai dann eine bedeutsame Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre. Er fand in den herangewachsenen Kindern bei weitem nicht die glückliche Befriedigung wie in den ganz kleinen. Es war seine schönste Freude, diesen hilflosen, von der eigenen Mutter vernachlässigten Geschöpfen aufzuhelfen, und es machte sein reinstes Glück aus, sie dankbar und voll Liebe zu sehen. Sobald sie älter wurden, entwuchsen sie ihm; er konnte sich ihrer nicht mehr genug annehmen, so daß sie daheim und in der Schule keine Fortschritte machten, und unter der schlechten Aufsicht der Mutter nahmen sie Unarten an, die ihm schwere Sorgen bereiteten. Bisher war ihm dann immer wieder ein jüngeres Ersatz gewesen, und darum allein tat es ihm wehe, daß das Maikind ihm nicht erhalten geblieben war.

Er wurde im Hause immer schweigsamer, und nur

in der Gesellschaft des Vaters und der Brüder zeigte er sich etwas mitteilsamer.

Aber die Sonnabendabende hatten ein anderes Gesicht bekommen.

Reinhold kam seit seiner Heirat unregelmäßig und war meist über die Maßen zerstreut. Er, der früher der Wortführer gewesen war, war jetzt der Stillste am Tisch. Besonders vermied er es, über seine Ehe zu reden. Er hatte gleich in den ersten Tagen gesagt: „Die Sache oder, wie ihr wahrscheinlich wollt, das Unglück ist nun einmal geschehen. Zu ändern ist also nichts mehr dran. Darum wollen wir das lieber ganz beiseite lassen."

Dagegen gab es natürlich nichts einzuwenden, aber damit war auch die alte Offenheit verschwunden, mit der früher alle das, was sie bedrückte, sich vom Herzen heruntergeredet hatten.

Der Bodenmeister, der vorher mit seinen mehr denn siebzig Jahren fast noch jung sich gefühlt hatte, war durch den Kummer hart mitgenommen und schien über Nacht alt und stumpf geworden zu sein. Er war schlimm daran: Pauls Elend hatte er täglich vor Augen, Reinhold hatte er in sein Unglück rennen sehen müssen, und dazu machte ihm nun auch sein ältester Sohn die schwerste Sorge.

Gustav litt seit dem Anfang des Jahres an einem trockenen Husten, der ihm besonders des Nachts keine Ruhe ließ. Daneben fehlte ihm jegliche Eßlust, und er klagte über eine langsam zunehmende Mattigkeit. Der Arzt, den er befragt hatte, hatte ihm geraten,

kräftig sich zu nähren, aber dazu fehlte ja gerade der Appetit. Hernach, als Gustav ihn gebeten hatte, ihm zu sagen, worin sein Leiden bestände, machte er Ausflüchte.

Das war nicht sehr tröstlich, aber damit war es des Ungemaches für Gustav noch nicht genug. Sein Bruchleiden verschlimmerte sich gleichzeitig und erschwerte ihm das Gehen so, daß er zuweilen nur unter den größten Schmerzen von der Stelle kommen konnte.

Trotzdem war er seinem Gotte von Herzen dankbar, daß er überhaupt noch einen Dienst zu versehen hatte, denn sein hauptsächlichster Kummer bestand darin, daß er ganz im ungewissen war, ob und wie lange er seine Stellung würde behalten können.

Die Maschinenindustrie hatte in diesen Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und auch Eugen Reichardt wurde von dieser ungünstigen Geschäftslage betroffen. Er konnte die Ratenzahlungen an den alten Rabe nicht einhalten. Seine inständigsten Bitten um Verlängerung der Zahlungsfristen wurden abgeschlagen, und schließlich ging der junge Mann, um den Konkurs zu vermeiden, mit Rabe einen halb erzwungenen Vergleich ein, durch den er das ganze Besitztum wieder an den vorhergehenden Besitzer abtrat. Die Bedingungen, die er dabei für sich herausschlug, waren zwar angesichts der vertragsmäßigen Rechte Rabes und angesichts des drohenden Konkurses nicht die allerungünstigsten, aber es war leicht auszurechnen, wieviel der alte Rabe aus diesem Geschäfte Nutzen gezogen hatte. Ganz unwillkürlich kam man zu der Annahme, daß er seiner-

zeit beim Verkaufe des Etablissements auf einen solchen Verlauf der Dinge gerechnet hatte.

Rabe gedachte übrigens nicht, die Fabrik fortzuführen, sondern wollte das weit ausgedehnte Gelände, auf dem die Fabrik erbaut war, als Bauland verwerten.

Vor der Übergabe mußten aber noch die bestellten Maschinen fertiggestellt werden, und darnach wiederum galt es, das wertvolle Inventar zu veräußern.

Das geschah noch auf Rechnung Eugen Reichardts; aber auch hier spielte Rabe eine Rolle. Er hatte einen Großhandel mit altem Eisen übernommen und trat nun als einer der hauptsächlichsten Käufer auf.

Es zeigte sich, daß in den Werkstätten und auf den vielen Böden eine Masse altes Gerümpel vorhanden war, für das sich ganz ansehnliche Preise erzielen ließen. Sodann gaben die hölzernen Modelle ein prachtvolles Brennholz ab, und die mißratenen Maschinenteile und der Metallabfall machten viele Wagenladungen aus.

Rabe hatte sich in Gustavs Loge eingefunden, als die schweren Lastwagen auf der Brückenwage im Torwege gewogen wurden, und sah interessiert zu, wie Gustav das Gewicht jedesmal ganz genau bis auf den zehntel Zentner eintrug.

Der alte trat dabei unruhig von einem Fuße auf den anderen. Endlich fing er an: „Aber, lieber Reutter! So genau braucht's doch unter so alten Bekannten, wie unter uns zwei, nicht zuzugehen. Ich dächte, so auf ein fünf oder zehn Zentnerchen käme es bei dem alten Zeug nicht an. Nicht wahr? Sie wissen ja, ich bin auch nicht so."

Damit suchte er Gustav ein Fünfmarkstück in die Hand zu schieben, aber der gab es ihm ruhig zurück und sagte: „Wir wollen's lieber so lassen, wie es ist, Herr Rabe. Bei anderen mögen Sie ja mit so etwas ankommen, aber bei mir nicht!"

Ohne jede Beschämung steckte Rabe das Geldstück wieder in die Tasche und meinte leichthin: „Guter Mann, wenn Sie für Ihren Vorteil blind sind, ist Ihnen eben nicht zu helfen."

Je näher der Termin der Übergabe der Fabrik herankam, desto stiller wurde es darin. Von Woche zu Woche wurden weniger Arbeiter beschäftigt, und in einer Werkstatt nach der anderen verstummte die geräuschvolle Tätigkeit.

Dafür war Rabe desto öfter da. Er kroch in allen Winkeln umher und erfeilschte sich wie ein Trödler den scheinbar nutzlosesten Rumpelkram. Die Leute nannten ihn den Totenraben, der auf das Aas der Fabrik lauere, und warfen ihm Verwünschungen nach, weil er sie um ihr Brot bei einem freundlichen und gütigen Herrn gebracht hatte.

Schließlich wurde nur mehr im Fabrikkontor gearbeitet, um die Bücher für die Übergabe abzuschließen. Sonst waren der alte Nachtwächter und Gustav die einzigen, die von den neunhundert Angestellten übriggeblieben waren.

Rabe hatte Gustav gerade deshalb behalten, weil ihm sein Bestechungsversuch mißglückt war. Es lag ihm daran, während der Abbruchsarbeiten, die er für den Winter plante, einen unbedingt zuverlässigen Torwärter zu haben.

Da er am ersten August schon die Fabrik wieder übernommen hatte, mußte er zwar Gustav bis zum Winter den Lohn zahlen und konnte ihn dabei kaum notdürftig mit Briefordnen und anderen leichten Arbeiten beschäftigen, aber er rechnete bestimmt darauf, daß Gustavs Ehrlichkeit ihm dann diese paar Monatslöhne doppelt und dreifach einbringen würde, und weiterhin waren ja im Winter viel billigere Arbeitskräfte zu haben, als wenn er etwa gleich mit dem Abreißen begonnen hätte.

Gustav hatte so viel freie Zeit und genug Muße, über seine Lage nachzudenken und Pläne für die Zukunft zu machen.

Er hatte von Eugen Reichardt ein glänzendes Zeugnis ausgestellt bekommen und bemühte sich an vielen Orten, mit dem Hinweis darauf eine Stellung zu erlangen, die ihm, ähnlich seiner bisherigen, nicht zu schwere Arbeit machte und doch einen vertrauenswürdigen Mann erheischte. Aber wenn dann nach einem vorausgegangenen, hoffnungsreichen Briefwechsel die persönliche Vorstellung stattfand, wies man stets den elend aussehenden Mann ab, der oft erst um einer kurzen Antwort willen lange Zeit nach Atem ringen mußte.

Unwillkürlich mußte Gustav an das schlimme halbe Jahr nach seinem Austritt aus dem Quaasschen Verlagsgeschäfte denken; aber diesmal lag die Sache ganz wesentlich anders. Diesmal würde es wahrscheinlich darauf hinauskommen, daß er von Herzen gern am Ende jede beliebige Arbeit würde annehmen wollen, daß er aber als kranker Mann keine finden würde.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Darum wäre es ihm weit froher zumute gewesen, wenn er in der Fabrik noch das lang gewohnte Hämmern und Klirren gehört und das bewegte Treiben gesehen hätte und dabei seine alte, drängende Arbeit verrichtet hätte, anstatt daß er jetzt den halben Tag faul auf den leeren, öden Hof hinaussah, wo höchstens die nun herrenlosen Katzen aus der Kesselschmiede in der Sonne spielten.

Ein einziger Tag in diesem trostlosen Spätsommer und Herbst zeigte sich ihm in einem freundlicheren Lichte — der zweite September, an dem die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages von Sedan gefeiert wurde.

An diesen einzelnen Tag knüpften sich für ihn gerade keine besonderen Erinnerungen. So viel er sich besinnen konnte, war er am Tage der Schlacht mit seinem Kompagniewagen in Douzy geblieben und hatte dann abends eine kleine Herde Schlachtvieh mit einigem Gruseln durch den finsteren Chevalierwald zu dem Regimentsbiwak bei Daigny bringen müssen, am zweiten war dann der unermeßliche Jubel losgebrochen, als die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons bekannt wurde, und die Nacht darauf hatte es in Strömen geregnet.

Aber diese Erinnerungsfeier ließ die ganze Zeit der Kriegsjahre mit ihren niederdrückenden Ängsten, ihren atembeklemmenden Aufregungen und dem erlösenden Aufatmen darnach wieder in ihm wach werden, diese große Zeit, aus der seine Gesinnungen hervorgewachsen waren, in der seine Königstreue, seine Vaterlandsliebe und sein Christentum unausreißbar wurzelten.

Er meldete sich zur Teilnahme am Festzuge und marschierte in Reih und Glied mit alten, lange nicht gesehenen Kameraden in der Gruppe der Kämpfer von 1870/71. Als er dann bemerkte, wie das Hurrarufen der spalierbildenden Menschenmassen stets anwuchs und den höchsten Grad erreichte, wenn die vorüberkamen, die damals mit ihrem Blute für das Vaterland eingetreten waren, traten ihm Tränen der Rührung in die Augen, und ein stolzes Gefühl erhob ihn, so daß er seiner Sorgen und Leiden vergaß und aufrecht und straff in seiner Reihe marschierte.

Aber als der Zug die Stadt verlassen hatte und vom Frankfurter Tor aus die heiße Straße nach dem Schützenhof einschlug, ließ die Anspannung seiner Willenskraft plötzlich nach, und nur mit der äußersten Anstrengung vermochte er, auf den Arm eines Kameraden gestützt, den Festplatz zu erreichen. Er trat sofort aus dem Gliede und setzte sich keuchend und nach Atem ringend auf einen Bretterhaufen. Von der Mattigkeit überwältigt schloß er die Augen und horchte halb betäubt auf den Lärm, der ihm aus einer unendlichen Ferne herüberzudringen schien.

Erst ganz allmählich erholte er sich. Langsam ging er durch die langen Reihen der Bierzelte und trank ein paar Schlucke, wenn er einen Bekannten traf, der mit ihm darauf anstoßen wollte, daß sie vor fünfundzwanzig Jahren beide mit heiler Haut davongekommen waren. Aber er fühlte, daß er nicht recht zu dem Teil des Festes, der nun seinen Anfang nahm, paßte und ging beizeiten nach Hause, während die übrigen noch

stundenlang ihren Patriotismus durch Liedersingen und Biertrinken an den Tag legten.

Er ging den freundlichen Fußweg durch das Rosental zurück und setzte sich unterwegs mehrere Male zum Ausruhen auf eine Bank nieder. Als er zu Hause angelangt war, machte er es sich bequem und erholte sich behaglich in der Sofaecke. Er überdachte noch einmal den feierlichen Tag und seinen Anlaß, und darüber kamen ihm zufriedene und frohe Gedanken, in denen er das Fest schöner beschloß, als die meisten seiner Kameraden, die spät nachts halb oder ganz betrunken durch die illuminierten Straßen wankten.

Trotz aller Bemühungen konnte Gustav selbst beim Vierteljahrswechsel keine Stellung erhalten. Er mußte deshalb dem alten Rabe schließlich dankbar sein, daß er wenigstens für einen guten Teil des Winters versorgt blieb.

Mit wehmütigen Gefühlen sah er zu, wie allmählich das riesige Viereck der Fabrikgebäude verschwand. Der Abbruch machte reißend schnelle Fortschritte; die Arbeiten begannen an dem Teile, der dem Torweg gerade gegenüber lag, und schritten dann zweifach auf den Linien des Gebäudevierecks voran. Es kam Gustav so vor, als ob ein feindliches Element gefräßig der kleinen Torloge sich näherte; schon im voraus konnte er sich ausrechnen, wann auch der Torweg fallen würde und wann er damit zugleich ohne Arbeit sein würde.

Vor diesem Augenblicke bangte ihm wie vor einem großen Unglück, aber er sah ihn unaufhaltsam näher kommen, und endlich erhielt er den endgültigen Bescheid, der ihm wie ein Todesurteil vorkam.

Für den fünfzehnten März wurde ihm gekündigt.

Der alte Rabe erwies sich dabei wider Erwarten als äußerst freigebig, indem er zu dem letzten Lohne noch einen Hundertmarkschein hinzufügte. Außerdem schrieb er Gustav ein überaus lobendes Zeugnis; er hob darin seine Verläßlichkeit hervor und empfahl ihn als einen jedes Vertrauens würdigen Mann.

Vom ersten Tage nach seiner Entlassung an begann für Gustav eine weit anstrengendere Arbeit als die, die er vorher zu verrichten gehabt hatte — das Suchen nach einer neuen Beschäftigung.

Dieses fortwährende Laufen, Treppensteigen, Nachfragen und auf Bescheid Warten griff ihn weit mehr an, als das Aufsichtsführen von der Torloge aus, wo es allein darauf ankam, ehrlich zu sein, und das ebenso beständige Abgewiesenwerden schlug ihn dann noch vollends darnieder.

Als einzige Bequemlichkeit gegenüber den vorhergegangenen Zeiten gönnte er es sich, früh zwei Stunden länger zu schlafen. Das tat seinem stets matten, vom Tage todmüde gehetzten Körper über die Maßen wohl, und er hatte ein Mittel sich ausgedacht, das dieses Behagen noch erhöhte. Immer noch ließ er den Wecker um einhalb fünf Uhr morgens schnarren, um die Zeit, um die er sonst aus dem Bett zum Dienst herausgemußt hatte. Aber jetzt war das ja leider nicht mehr nötig; die stets vergebliche Stellenjagd begann auch um sieben Uhr noch früh genug, und er konnte auf diese Art einmal das Glück auskosten, noch liegen bleiben zu können, wenn man noch so müde war und doch früher

hatte aufstehen müssen. Dann lag er in einem leichten Halbschlummer mit geschlossenen Augen, halb der Wirklichkeit entrückt, zufrieden da, und die Sorgen taten ihm die Liebe, in diesen Morgenstunden seinem Bett fernzubleiben.

Aber wenn er darnach erwachte, hob die Trostlosigkeit des Tages sogleich von neuem an.

Gustav wollte sich keiner Arbeit scheuen und mußte nur die eine Bedingung stellen, daß sie seine schwachen Kräfte nicht überstieg; aber gerade solcher Bewerber, die durch ein körperliches Leiden auf leichtere Arbeiten angewiesen waren, gab es übergenug, und die meisten davon waren noch weit kräftiger als Gustav und wurden ihm vorgezogen.

Über diesen fruchtlosen Bemühungen wurde das Abschiedsgeschenk Rabes trotz aller Sparsamkeit aufgebraucht. Dann besaß Gustav noch fünfhundert Mark Ersparnisse als Rückhalt. Er hatte dafür eine preußische Staatsschuldverschreibung sich gekauft, und dieses Papier sollte einmal sein Erbe vorstellen, damit es nicht von ihm hieß, er habe keinen roten Heller hinterlassen.

Jetzt mußte er bald in die Lage kommen, seinen Schatz zu verkaufen. Aber bevor er diesen schweren Entschluß faßte, bot sich ihm ein Ausweg, auf den er selbst nie gekommen wäre.

Gustav pflegte allmonatlich dem ihn behandelnden Arzt sich vorzustellen und sprach mit ihm dabei offenherzig von seiner Not, als der freundliche Mann ihn fragte, ob er denn noch nicht etwas Passendes gefunden habe.

Darauf erkundigte der Arzt sich weiter: „Haben Sie die Beiträge zur Krankenkasse fortbezahlt, auch nachdem Sie außer Stellung gekommen waren?“

Gustav bejahte.

„Nun, mein lieber Herr Reutter,“ fuhr der Arzt fort, „dann hätte ich einen Vorschlag für Sie. Ich kann es ganz gut mit meinem Kassenarztgewissen verantworten, wenn ich Sie krank schreibe. Daß Sie nicht gesund sind, fühlen Sie ja selber, und warum sollen Sie nicht auch den Vorteil von der Krankenversicherung haben, nachdem Sie jahrelang dazu beigesteuert haben? Ich gebe Ihnen dann tagsüber Ausgehezeit, so daß Sie sich daneben doch weiter umtun können, und sonst hilft Ihnen das Krankengeld doch wenigstens in etwas weiter. Haben Sie dann mal wirklich was für sich gefunden, dann will ich Sie auch gern wieder gesund schreiben, obwohl ich leider wahrscheinlich nicht überzeugt sein werde, daß Sie es auch wirklich sind.“

Gustav nahm den Vorschlag des Arztes mit herzlichem Danke an. Damit hatte er wenigstens Zeit gewonnen, und diese Zeit wollte er schon ausnützen.

Als er sich verabschiedete, schien er neuen Mut gefaßt zu haben, und der freundliche Ratgeber nickte ihm aufmunternd zu.

Aber sobald der Patient fort war, drückte sich in dem Gesicht des Arztes trübe Hoffnungslosigkeit aus.

Was war auch bei einem Falle zu machen, dessen Diagnose auf phthisis incipiens lautete.

14

Da Gustav bis zu seiner Krankmeldung für die erste Lohnklasse der großen Leipziger Ortskrankenkasse, der er nach den Bestimmungen angehörte, die Beiträge bezahlt hatte, ließ es sich zur Not mit dem die Hälfte seines früheren Gehaltes ausmachenden Krankengelde auskommen.

Es waren nur mehr zwei davon zu erhalten, denn vor zwei Jahren hatte auch der Jüngste auswärts eine Stellung als Buchbindergehilfe angenommen, um, nachdem das Wandern aus der Mode gekommen war, auf diese Art die Welt sich ein wenig anzusehen, und so waren von dem einst so zahlreichen Haushalte nur Gustav und Helene zurückgeblieben.

Die vierzehn Mark auf die Woche mußten zwar genau eingeteilt werden, aber sie reichten hin.

Helene tat noch ein übriges, indem sie wieder zu der Beschäftigung griff, mit der sie vor ihrer Heirat sich er-

nährt hatte: sie nähte Schirme und verdiente sogar, nachdem sie sich wieder eingearbeitet hatte, so viel damit, daß Gustav und sie selbst auch ohne das Krankengeld von diesem Erwerb ihren Unterhalt hätten bestreiten können.

Sie sah, wie ihr Mann nur mit Mühe sich aufrecht erhielt und trotzdem keine Ruhe sich gönnte, und bat ihn, sich zu schonen.

„Pflege du dich!“ sagte sie, „du hast lange genug dich plagen müssen, bist auch jetzt gar nicht recht extra wohlauf, und grad' — gottlob! — hat's sich bei uns so getroffen, daß ich tüchtig was schaffen kann, was für uns beide genug ist. Gesund bin ich und kräftig auch, und gern tu' ich's, das magst du mir glauben. Also geh, sei so gut und lass' deine Plagerei dahinten.“

Aber Gustav weigerte sich, ihrer Bitte zu folgen und fuhr fort, auf immer neuen und nutzlosen Gängen um Arbeit sich abzuhetzen.

Wenn Helene dann ihm dringlicher zuredete, entgegnete er: „Du weißt nicht, Helene, wie das mit mir ist. Einmal schon hab' ich's verschuldet, daß meine Frau für mich gearbeitet hat, und ich faulenzte unterdessen, und das hab' ich jetzt noch nicht verwinden können. Wer weiß, ob Röschen nicht noch lebte, wenn ich damals mich aufgerafft hätte aus meinem faulen Dämmern und Duseln.“

Helene beschied sich schließlich. Dafür suchte sie ihn wenigstens so kräftig wie möglich zu nähren; sie gab ihren Verdienst fast nur für Stärkungsmittel aus und machte es ihm, wenn er nach Hause kam, so bequem und behaglich wie möglich.

Gustav dagegen schränkte sich ein, wo er konnte. Obwohl er nur langsam und unter Schmerzen zu gehen vermochte, lief er auch die weitesten Wege, um den Groschen für die elektrische Bahn zu sparen, und nur selten einmal, wenn er in der Sonnenhitze vor Durst fast verging, trank er an einer Bude ein Glas Selterwasser.

Zuletzt entschloß er sich auch, die Wohnung, die für die zwei Leute ja in der Tat zu groß war, aufzugeben. Er hatte fast ein Vierteljahrhundert darin gelebt, und die langen Jahre mit ihrem Glück und Unglück hatten sie ihm wert gemacht. Wenn es ihm trübe ging, kam ihm diese alte, liebe Wohnung wie eine freundliche Zufluchtsstätte vor, und diese Stuben, in denen in der langen Zeit fast nichts sich verändert hatte, machten ihm immer wieder die schöne Vergangenheit lebendig und ließen ihm das unvergessene Röschen greifbar deutlich erscheinen.

Aber schon für die Hälfte des Mietzinses, den er hier bezahlen mußte, konnte er eine andere Wohnung haben, und das allein durfte den Ausschlag geben.

Helene fand weit draußen in Lindenau ein kleines, passendes Logis, das den Ausblick auf eins der wenigen noch übriggebliebenen Bauernhäuschen des ehemaligen Dorfes und auf einen kleinen Obstgarten hatte, und da sich ein Mieter fand, der die alte Wohnung sofort übernahm, konnte der Umzug sogleich vor sich gehen.

Gustav legte dabei, trotz der Abmahnungen seiner Frau, mit Hand an. In einem fast krankhaften Bestreben, um jeden Preis sich nützlich zu machen, über-

anstrengte er sich und mußte dafür damit büßen, daß er ein paar Tage im Bett zu liegen gezwungen war.

Zu seiner Überraschung fühlte er in der neuen Wohnung sich sehr schnell heimisch. Die Stuben waren hell und sonnig, und Helene hatte die frühere Stellung der Möbel und selbst die Anordnung der vielen Bilder und Photographien nach Möglichkeit beibehalten. Nur nicht so ruhig war es in dem Hause. Als Gustav am Einschlafen war, wurde er dadurch gestört, daß in dem oberhalb gelegenen Logis ein Ehepaar schreiend sich zankte; aber schließlich schlief er über dem Keifen ein.

Am anderen Morgen wachte er überaus wohlgelaunt auf. Er glaubte lange nicht so gut geschlafen zu haben, wie in dieser ersten Nacht, die er in der neuen Wohnung zugebracht hatte. Das schien ihm eine gute Vorbedeutung zu sein, und er wollte sogleich aufstehen. Aber Helene hielt ihn davon ab und brachte ihm sein Frühstück ans Bett.

Wie sie ihm zum Aufsetzen die Kissen richtete, fragte er plötzlich: „Sag' mal, Helene, warum gibst du dir eigentlich so große Mühe mit mir?"

Helene rückte noch schnell die Betten zurecht und trat dann rasch zurück. Aber Gustav hatte schon gesehen, daß sie bei seiner Frage errötet war.

Sie machte sich am Fenster zu schaffen und erwiderte: „Wie du auch fragst, Gustav! — Weil du mein Mann bist!"

Und leise fügte sie hinzu: „Mein lieber Mann."

Gustav schwieg eine Weile, dann sagte er: „Lenchen, komm mal her."

Er hatte seine Frau jetzt zum ersten Male mit einem Kosenamen gerufen, und daneben lag eine herzliche Innigkeit in seiner Stimme, wie Helene sie früher nie gehört hatte.

Zögernd trat sie an sein Bett heran und blickte ihm, immer noch rot im Gesicht, in die Augen.

Gustav faßte ihre Hand und drückte sie leise. Dann sagte er: „Lenchen, du darfst mir nicht böse sein, wenn ich nicht so zu dir gewesen bin, wie es hätte sein sollen. Du weißt ja, ich habe immer nur an mein gutes Röschen gedacht. — Nun ja, und darüber habe ich wohl manches versehen, so daß mir jetzt erst die Augen aufgegangen sind, was du alles für mich getan hast. Und nicht bloß für mich, auch für die Kinder, und was du für eine gute Mutter für sie gewesen bist und was für eine liebe, brave Frau für mich. Dafür bin ich dir viel Dank schuldig, Lenchen, und du mußt mir's, wie gesagt, verzeihen, daß ich jetzt erst dahinter gekommen bin."

Helene hatte bei seinen Worten leise zu weinen begonnen, und auch Gustav waren Tränen in die Augen getreten.

Schließlich nahm sie sich zusammen und erwiderte: „Ach, so lass' doch die alten Geschichten, Gustav. Es ist ja nicht der Rede wert, und ich tue ja alles so gern für dich. Vorderhand wollen wir nur schauen, daß du bald gesund bist. Das ist jetzt weitaus die Hauptsache."

Wenige Wochen nach dem Umzuge gelang es Gustav endlich, in dem Bureau, das die Industrieausstellung

für das kommende Jahr vorbereitete, eine Beschäftigung zu finden. Er wurde zwar nur aushilfsweise eingestellt, aber diese einstweilige Arbeit war ihm wenigstens auf Wochen hinaus gesichert, und jedenfalls drückte ihn nicht mehr das Gefühl nieder, zu Hause ein überflüssiger, unnützer Esser zu sein.

Er mußte zugreifen, wo gerade jemand gebraucht wurde, und kam deshalb tagsüber fast keinen Augenblick zur Ruhe. Dann war es ihm abends um so wohler, wenn er so warm, sorgfältig und zärtlich sich gepflegt wußte, und er freute sich auf den Ruhetag am Ende der Arbeitswoche wie ein Wanderer auf die Rast nach einem mühseligen Wege.

Die Sonntage kamen ihm in dem Vororte feierlicher vor als in der Stadt. Hier war es ganz still auf den Straßen. Die Arbeiter, die großenteils die Bevölkerung Lindenaus ausmachten, schliefen tief in den Tag hinein, noch gebunden durch die große Ermüdung der verflossenen Werktage oder auch vereinzelt in der Nachwirkung des Sonnabendrausches befangen, so daß in diesem Viertel die Stille eines Sonntagmorgens auf dem Dorfe herrschte.

Dazu lag die neue Wohnung der Kirche ziemlich nahe, und die schwingenden Glockenklänge konnten voll und deutlich zum Ohr dringen.

Gustav mußte weit zurückdenken, ehe er auf die Zeit kam, in der ihm die Glocken einmal ähnliche Sonntage eingeläutet hatten.

Das war in Borna gewesen, in dem kleinen Neste, wo er sein zweites Jahr abgedient hatte. Da war es

Sonntags früh auf den sauber gekehrten Gassen auch so feierlich und still gewesen. Aber die braven Ackerbürger waren dort schon beizeiten wach, und ab und zu trat einer, auf den Kirchgang wartend, im Feiertagsanzug in die Tür, nur barhaupt und ohne Rock, so daß die frischen, weißen Hemdärmel in der Sonne leuchteten. Bloß gegenüber, im Hofe des Massenquartiers, den er von seinem Kammerfenster aus übersehen konnte, war es lebhafter. Da putzten die Reiter, die jetzt Karabiniers hießen, in ihren weißen Stalljacken die Pferde oder polierten die Kandaren, und pfiffen sich dazu eins, bis es vom Rathaus einhalb neun Uhr schlug. Dann liefen sie in ihr Quartier, und eine gute Viertelstunde darauf ging es in einem schwerfälligen, sporenklirrenden Schritt über den blitzblanken Markt zur Kirchenparade. Damals hatten die Reiter noch die alten sächsischen Raupenhelme gehabt, und jetzt trugen sie, wenn ihm recht war, blanke Tombakhelme.

Das war nun siebenundzwanzig Jahre her, und seitdem war er, mit Ausnahme des Feldzuges, kaum je aus Leipzig herausgekommen.

Er erinnerte sich, daß er damals hochfliegende Pläne gehegt und nur erst nach dem Augenblick sich gesehnt hatte, in dem seine Dienstzeit zu Ende sein würde. Dann hatte er tausenderlei Großes vor.

Aber das Leben hatte es anders mit ihm gewollt. Zuerst hatte er da bei seinen Phantasien ganz auf Röschen und dann über seinem Röschen ganz auf die Phantasien vergessen. Er hatte allerdings noch frohe Pläne für die Zukunft gemacht, aber als diese Zukunft

herangekommen war und so ganz anders ausgeschaut hatte, als er es sich geträumt hatte, war er immer bescheidener in seinen Wünschen für das Kommende geworden, und jetzt war er froh, wenn er am Sonntage wußte, daß er die Woche darauf wieder in irgend einer Arbeit sich abquälen durfte.

Nicht einmal dieser Gewißheit konnte er lange sich erfreuen. Im März 1897 wurde er entlassen, weil die Vorbereitungsarbeiten für die Ausstellung vollendet waren, und von neuem begann die Jagd nach Arbeit.

Das trostlose Suchen wurde indessen bald unterbrochen.

Gustav zog sich in dem naßkalten Frühjahrswetter eine heftige Erkältung zu. Der Arzt glaubte, die Frau des Kranken nun allmählich auf das Unvermeidliche vorbereiten zu müssen und teilte ihr seine Befürchtung mit, daß die jetzige Krankheit einen tödlichen Ausgang nehmen würde.

Helene hatte wohl schon lange die Überzeugung gewonnen, daß Gustavs Leiden unheilbar sei, aber nun kam ihr doch der Gedanke überraschend, daß er so bald sie verlassen sollte.

Darum klammerte sie sich an den schwachen Trost, den ihr der Arzt nur aus Mitleid gelassen hatte, indem er sagte: „Möglich ist es ja, daß er noch einmal sich erholt," und wartete und pflegte Gustav so geschickt und mit solcher Sorgfalt, daß es in der Tat mit ihm sich besserte.

Als er dann dem Arzte dafür danken wollte, daß

hatte aufstehen müssen. Dann lag er in einem leichten Halbschlummer mit geschlossenen Augen, halb der Wirklichkeit entrückt, zufrieden da, und die Sorgen taten ihm die Liebe, in diesen Morgenstunden seinem Bett fernzubleiben.

Aber wenn er darnach erwachte, hob die Trostlosigkeit des Tages sogleich von neuem an.

Gustav wollte sich keiner Arbeit scheuen und mußte nur die eine Bedingung stellen, daß sie seine schwachen Kräfte nicht überstieg; aber gerade solcher Bewerber, die durch ein körperliches Leiden auf leichtere Arbeiten angewiesen waren, gab es übergenug, und die meisten davon waren noch weit kräftiger als Gustav und wurden ihm vorgezogen.

Über diesen fruchtlosen Bemühungen wurde das Abschiedsgeschenk Rabes trotz aller Sparsamkeit aufgebraucht. Dann besaß Gustav noch fünfhundert Mark Ersparnisse als Rückhalt. Er hatte dafür eine preußische Staatsschuldverschreibung sich gekauft, und dieses Papier sollte einmal sein Erbe vorstellen, damit es nicht von ihm hieß, er habe keinen roten Heller hinterlassen.

Jetzt mußte er bald in die Lage kommen, seinen Schatz zu verkaufen. Aber bevor er diesen schweren Entschluß faßte, bot sich ihm ein Ausweg, auf den er selbst nie gekommen wäre.

Gustav pflegte allmonatlich dem ihn behandelnden Arzt sich vorzustellen und sprach mit ihm dabei offenherzig von seiner Not, als der freundliche Mann ihn fragte, ob er denn noch nicht etwas Passendes gefunden habe.

Darauf erkundigte der Arzt sich weiter: „Haben Sie die Beiträge zur Krankenkasse fortbezahlt, auch nachdem Sie außer Stellung gekommen waren?“

Gustav bejahte.

„Nun, mein lieber Herr Reutter,“ fuhr der Arzt fort, „dann hätte ich einen Vorschlag für Sie. Ich kann es ganz gut mit meinem Kassenarztgewissen verantworten, wenn ich Sie krank schreibe. Daß Sie nicht gesund sind, fühlen Sie ja selber, und warum sollen Sie nicht auch den Vorteil von der Krankenversicherung haben, nachdem Sie jahrelang dazu beigesteuert haben? Ich gebe Ihnen dann tagsüber Ausgehezeit, so daß Sie sich daneben doch weiter umtun können, und sonst hilft Ihnen das Krankengeld doch wenigstens in etwas weiter. Haben Sie dann mal wirklich was für sich gefunden, dann will ich Sie auch gern wieder gesund schreiben, obwohl ich leider wahrscheinlich nicht überzeugt sein werde, daß Sie es auch wirklich sind.“

Gustav nahm den Vorschlag des Arztes mit herzlichem Danke an. Damit hatte er wenigstens Zeit gewonnen, und diese Zeit wollte er schon ausnützen.

Als er sich verabschiedete, schien er neuen Mut gefaßt zu haben, und der freundliche Ratgeber nickte ihm aufmunternd zu.

Aber sobald der Patient fort war, drückte sich in dem Gesicht des Arztes trübe Hoffnungslosigkeit aus.

Was war auch bei einem Falle zu machen, dessen Diagnose auf phthisis incipiens lautete.

14

Da Gustav bis zu seiner Krankmeldung für die erste Lohnklasse der großen Leipziger Ortskrankenkasse, der er nach den Bestimmungen angehörte, die Beiträge bezahlt hatte, ließ es sich zur Not mit dem die Hälfte seines früheren Gehaltes ausmachenden Krankengelde auskommen.

Es waren nur mehr zwei davon zu erhalten, denn vor zwei Jahren hatte auch der Jüngste auswärts eine Stellung als Buchbindergehilfe angenommen, um, nachdem das Wandern aus der Mode gekommen war, auf diese Art die Welt sich ein wenig anzusehen, und so waren von dem einst so zahlreichen Haushalte nur Gustav und Helene zurückgeblieben.

Die vierzehn Mark auf die Woche mußten zwar genau eingeteilt werden, aber sie reichten hin.

Helene tat noch ein übriges, indem sie wieder zu der Beschäftigung griff, mit der sie vor ihrer Heirat sich er-

nährt hatte: sie nähte Schirme und verdiente sogar, nachdem sie sich wieder eingearbeitet hatte, so viel damit, daß Gustav und sie selbst auch ohne das Krankengeld von diesem Erwerb ihren Unterhalt hätten bestreiten können.

Sie sah, wie ihr Mann nur mit Mühe sich aufrecht erhielt und trotzdem keine Ruhe sich gönnte, und bat ihn, sich zu schonen.

„Pflege du dich!“ sagte sie, „du hast lange genug dich plagen müssen, bist auch jetzt gar nicht recht extra wohlauf, und grad' — gottlob! — hat's sich bei uns so getroffen, daß ich tüchtig was schaffen kann, was für uns beide genug ist. Gesund bin ich und kräftig auch, und gern tu' ich's, das magst du mir glauben. Also geh, sei so gut und lass' deine Plagerei dahinten.“

Aber Gustav weigerte sich, ihrer Bitte zu folgen und fuhr fort, auf immer neuen und nutzlosen Gängen um Arbeit sich abzuhetzen.

Wenn Helene dann ihm dringlicher zuredete, entgegnete er: „Du weißt nicht, Helene, wie das mit mir ist. Einmal schon hab' ich's verschuldet, daß meine Frau für mich gearbeitet hat, und ich faulenzte unterdessen, und das hab' ich jetzt noch nicht verwinden können. Wer weiß, ob Röschen nicht noch lebte, wenn ich damals mich aufgerafft hätte aus meinem faulen Dämmern und Duseln.“

Helene beschied sich schließlich. Dafür suchte sie ihn wenigstens so kräftig wie möglich zu nähren; sie gab ihren Verdienst fast nur für Stärkungsmittel aus und machte es ihm, wenn er nach Hause kam, so bequem und behaglich wie möglich.

21*

Gustav dagegen schränkte sich ein, wo er konnte. Obwohl er nur langsam und unter Schmerzen zu gehen vermochte, lief er auch die weitesten Wege, um den Groschen für die elektrische Bahn zu sparen, und nur selten einmal, wenn er in der Sonnenhitze vor Durst fast verging, trank er an einer Bude ein Glas Selterwasser.

Zuletzt entschloß er sich auch, die Wohnung, die für die zwei Leute ja in der Tat zu groß war, aufzugeben. Er hatte fast ein Vierteljahrhundert darin gelebt, und die langen Jahre mit ihrem Glück und Unglück hatten sie ihm wert gemacht. Wenn es ihm trübe ging, kam ihm diese alte, liebe Wohnung wie eine freundliche Zufluchtsstätte vor, und diese Stuben, in denen in der langen Zeit fast nichts sich verändert hatte, machten ihm immer wieder die schöne Vergangenheit lebendig und ließen ihm das unvergessene Röschen greifbar deutlich erscheinen.

Aber schon für die Hälfte des Mietzinses, den er hier bezahlen mußte, konnte er eine andere Wohnung haben, und das allein durfte den Ausschlag geben.

Helene fand weit draußen in Lindenau ein kleines, passendes Logis, das den Ausblick auf eins der wenigen noch übriggebliebenen Bauernhäuschen des ehemaligen Dorfes und auf einen kleinen Obstgarten hatte, und da sich ein Mieter fand, der die alte Wohnung sofort übernahm, konnte der Umzug sogleich vor sich gehen.

Gustav legte dabei, trotz der Abmahnungen seiner Frau, mit Hand an. In einem fast krankhaften Bestreben, um jeden Preis sich nützlich zu machen, über-

anstrengte er sich und mußte dafür damit büßen, daß er ein paar Tage im Bett zu liegen gezwungen war.

Zu seiner Überraschung fühlte er in der neuen Wohnung sich sehr schnell heimisch. Die Stuben waren hell und sonnig, und Helene hatte die frühere Stellung der Möbel und selbst die Anordnung der vielen Bilder und Photographien nach Möglichkeit beibehalten. Nur nicht so ruhig war es in dem Hause. Als Gustav am Einschlafen war, wurde er dadurch gestört, daß in dem oberhalb gelegenen Logis ein Ehepaar schreiend sich zankte; aber schließlich schlief er über dem Keifen ein.

Am anderen Morgen wachte er überaus wohlgelaunt auf. Er glaubte lange nicht so gut geschlafen zu haben, wie in dieser ersten Nacht, die er in der neuen Wohnung zugebracht hatte. Das schien ihm eine gute Vorbedeutung zu sein, und er wollte sogleich aufstehen. Aber Helene hielt ihn davon ab und brachte ihm sein Frühstück ans Bett.

Wie sie ihm zum Aufsetzen die Kissen richtete, fragte er plötzlich: „Sag' mal, Helene, warum gibst du dir eigentlich so große Mühe mit mir?"

Helene rückte noch schnell die Betten zurecht und trat dann rasch zurück. Aber Gustav hatte schon gesehen, daß sie bei seiner Frage errötet war.

Sie machte sich am Fenster zu schaffen und erwiderte: „Wie du auch fragst, Gustav! — Weil du mein Mann bist!"

Und leise fügte sie hinzu: „Mein lieber Mann."

Gustav schwieg eine Weile, dann sagte er: „Lenchen, komm mal her."

Er hatte seine Frau jetzt zum ersten Male mit einem Kosenamen gerufen, und daneben lag eine herzliche Innigkeit in seiner Stimme, wie Helene sie früher nie gehört hatte.

Zögernd trat sie an sein Bett heran und blickte ihm, immer noch rot im Gesicht, in die Augen.

Gustav faßte ihre Hand und drückte sie leise. Dann sagte er: „Lenchen, du darfst mir nicht böse sein, wenn ich nicht so zu dir gewesen bin, wie es hätte sein sollen. Du weißt ja, ich habe immer nur an mein gutes Röschen gedacht. — Nun ja, und darüber habe ich wohl manches versehen, so daß mir jetzt erst die Augen aufgegangen sind, was du alles für mich getan hast. Und nicht bloß für mich, auch für die Kinder, und was du für eine gute Mutter für sie gewesen bist und was für eine liebe, brave Frau für mich. Dafür bin ich dir viel Dank schuldig, Lenchen, und du mußt mir's, wie gesagt, verzeihen, daß ich jetzt erst dahinter gekommen bin."

Helene hatte bei seinen Worten leise zu weinen begonnen, und auch Gustav waren Tränen in die Augen getreten.

Schließlich nahm sie sich zusammen und erwiderte: „Ach, so laß' doch die alten Geschichten, Gustav. Es ist ja nicht der Rede wert, und ich tue ja alles so gern für dich. Vorderhand wollen wir nur schauen, daß du bald gesund bist. Das ist jetzt weitaus die Hauptsache."

Wenige Wochen nach dem Umzuge gelang es Gustav endlich, in dem Bureau, das die Industrieausstellung

für das kommende Jahr vorbereitete, eine Beschäftigung zu finden. Er wurde zwar nur aushilfsweise eingestellt, aber diese einstweilige Arbeit war ihm wenigstens auf Wochen hinaus gesichert, und jedenfalls drückte ihn nicht mehr das Gefühl nieder, zu Hause ein überflüssiger, unnützer Esser zu sein.

Er mußte zugreifen, wo gerade jemand gebraucht wurde, und kam deshalb tagsüber fast keinen Augenblick zur Ruhe. Dann war es ihm abends um so wohler, wenn er so warm, sorgfältig und zärtlich sich gepflegt wußte, und er freute sich auf den Ruhetag am Ende der Arbeitswoche wie ein Wanderer auf die Rast nach einem mühseligen Wege.

Die Sonntage kamen ihm in dem Vororte feierlicher vor als in der Stadt. Hier war es ganz still auf den Straßen. Die Arbeiter, die großenteils die Bevölkerung Lindenaus ausmachten, schliefen tief in den Tag hinein, noch gebunden durch die große Ermüdung der verflossenen Werktage oder auch vereinzelt in der Nachwirkung des Sonnabendrausches befangen, so daß in diesem Viertel die Stille eines Sonntagmorgens auf dem Dorfe herrschte.

Dazu lag die neue Wohnung der Kirche ziemlich nahe, und die schwingenden Glockenklänge konnten voll und deutlich zum Ohr dringen.

Gustav mußte weit zurückdenken, ehe er auf die Zeit kam, in der ihm die Glocken einmal ähnliche Sonntage eingeläutet hatten.

Das war in Borna gewesen, in dem kleinen Neste, wo er sein zweites Jahr abgedient hatte. Da war es

Sonntags früh auf den sauber gekehrten Gassen auch so feierlich und still gewesen. Aber die braven Ackerbürger waren dort schon beizeiten wach, und ab und zu trat einer, auf den Kirchgang wartend, im Feiertagsanzug in die Tür, nur barhaupt und ohne Rock, so daß die frischen, weißen Hemdärmel in der Sonne leuchteten. Bloß gegenüber, im Hofe des Massenquartiers, den er von seinem Kammerfenster aus übersehen konnte, war es lebhafter. Da putzten die Reiter, die jetzt Karabiniers hießen, in ihren weißen Stalljacken die Pferde oder polierten die Kandaren, und pfiffen sich dazu eins, bis es vom Rathaus einhalb neun Uhr schlug. Dann liefen sie in ihr Quartier, und eine gute Viertelstunde darauf ging es in einem schwerfälligen, sporenklirrenden Schritt über den blitzblanken Markt zur Kirchenparade. Damals hatten die Reiter noch die alten sächsischen Raupenhelme gehabt, und jetzt trugen sie, wenn ihm recht war, blanke Tombakhelme.

Das war nun siebenundzwanzig Jahre her, und seitdem war er, mit Ausnahme des Feldzuges, kaum je aus Leipzig herausgekommen.

Er erinnerte sich, daß er damals hochfliegende Pläne gehegt und nur erst nach dem Augenblick sich gesehnt hatte, in dem seine Dienstzeit zu Ende sein würde. Dann hatte er tausenderlei Großes vor.

Aber das Leben hatte es anders mit ihm gewollt. Zuerst hatte er da bei seinen Phantasien ganz auf Röschen und dann über seinem Röschen ganz auf die Phantasien vergessen. Er hatte allerdings noch frohe Pläne für die Zukunft gemacht, aber als diese Zukunft

herangekommen war und so ganz anders ausgeschaut hatte, als er es sich geträumt hatte, war er immer bescheidener in seinen Wünschen für das Kommende geworden, und jetzt war er froh, wenn er am Sonntage wußte, daß er die Woche darauf wieder in irgend einer Arbeit sich abquälen durfte.

Nicht einmal dieser Gewißheit konnte er lange sich erfreuen. Im März 1897 wurde er entlassen, weil die Vorbereitungsarbeiten für die Ausstellung vollendet waren, und von neuem begann die Jagd nach Arbeit.

Das trostlose Suchen wurde indessen bald unterbrochen.

Gustav zog sich in dem naßkalten Frühjahrswetter eine heftige Erkältung zu. Der Arzt glaubte, die Frau des Kranken nun allmählich auf das Unvermeidliche vorbereiten zu müssen und teilte ihr seine Befürchtung mit, daß die jetzige Krankheit einen tödlichen Ausgang nehmen würde.

Helene hatte wohl schon lange die Überzeugung gewonnen, daß Gustavs Leiden unheilbar sei, aber nun kam ihr doch der Gedanke überraschend, daß er so bald sie verlassen sollte.

Darum klammerte sie sich an den schwachen Trost, den ihr der Arzt nur aus Mitleid gelassen hatte, indem er sagte: „Möglich ist es ja, daß er noch einmal sich erholt," und wartete und pflegte Gustav so geschickt und mit solcher Sorgfalt, daß es in der Tat mit ihm sich besserte.

Als er dann dem Arzte dafür danken wollte, daß

er ihn wieder gesund gemacht habe, wehrte dieser freundlich ab und zeigte auf Helene.

„Der haben Sie's allein zu verdanken! Die hat Sie wieder auf die Beine gebracht!“ sagte er und drückte ihr dabei herzhaft die Hand.

Gustav nickte ihr dankbar zu und antwortete dem Arzte lächelnd: „Ja, Herr Doktor, ich bin eben ein wahrer Glückspilz, wenn's auch zuweilen gar nicht so aussehen will. Es ist schon ein Glück, wenn einer mal eine gute Frau kriegt, aber wie glücklich ist der nun erst dran, der's auch mit der zweiten so gut trifft!“

Nachdem Gustav von diesem Krankenlager so weit sich wieder erholt hatte, daß er ausgehen konnte, wollte er seufzend von neuem auf die Arbeitssuche sich begeben. Aber dieses Mal kam er überraschend schnell zu einem Ziele.

Ein älterer Arbeiter, der mit seiner zahlreichen Familie das Dachlogis des Hauses bewohnte, und der ihn stets schon freundlich gegrüßt hatte, hielt ihn an, als er von einem kurzen Spaziergange zurückkehrte.

„Herr Nachbar,“ sprach er Gustav an, „ich habe gehört, daß Sie nun wieder anfangen wollen. Nun sucht unsere Fabrik Arbeiter, und die Arbeit ist leicht, auch von jemanden zu verrichten, der sich nicht gar zuviel zutrauen darf, wie Sie, Herr Nachbar. Und dabei gibt's doch zwei Mark fünfzig Tagelohn für den Anfang. Da habe ich Ihnen das bloß sagen wollen, damit Sie sich's wenigstens überlegen können.“

Gustav tat sich weiter nach dieser Gelegenheit um und griff zu. Er meldete sich im Kontor der Fabrik,

eines großen Unternehmens für Herstellung von automatischen Musikwerken, und wurde auch angenommen.

Bei der Arbeit, die er leistete, handelte es sich darum, die Blechscheiben der Automaten an bezeichneten Stellen zu durchlochen, und das ließ sich nach einiger Übung ohne große Mühe vollbringen.

Gustav war herzlich froh darüber, daß ihm damit so schnell geholfen war, und angesichts dessen bemächtigte sich seiner eine fast ausgelassene Laune.

Als er beim Fabrikportier seine Marke und die mit derselben Zahl versehene Lohnbüchse in Empfang nahm und dabei die Nummer 111 erhielt, meinte er, da werde er heute es wohl einen Kümmel sich kosten lassen müssen.

Im Arbeitssaale hatte er neben seinen Hausgenossen sich gesetzt, und wenn er eine neue Scheibe zur Hand nahm, auf der nur die Punkte und Striche für die Noten aufgezeichnet waren, die aber noch nicht mit dem Titel des Musikstückes bedruckt war, erging er sich ihm gegenüber in Vermutungen, was das wohl für ein Lied sein würde, das er gerade unter den Händen hatte. Da wollte er einmal wissen, daß es „Mädle, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite!“ wäre, das andere Mal sollte es „Ei, du lieber Augustin, alles ist hin“ sein.

In seiner freudigen Stimmung ließ es ihn ziemlich gleichgültig, daß es unter seinen Arbeitskollegen sehr üble Elemente gab.

Zum größten Teile waren es allerdings Leute, denen es wie ihm ergangen war. Sie hatten aus irgend einem Grunde ihre Arbeit verloren und waren nun

glücklich, hier ein leidliches Brot gefunden zu haben. Daneben aber arbeiteten an einem Tische etwa sechs achtzehnjährige Kerls zusammen, die weniger durch Arbeitseifer als durch unflätige Redensarten und Schnapstrinken sich auszeichneten.

Wenn sie dann betrunken waren, entstand entweder zwischen ihnen selbst eine Schimpferei oder sie wandten sich gemeinsam gegen die eben erst der Schule entwachsenen Jungen, die die frischen Scheiben heranschleppten, die fertiggestellten wieder forttrugen und überhaupt den Arbeitern Handreichungen zu leisten hatten.

Diese kleinen Burschen wurden von ihnen mit Ohrfeigen und Prügeln traktiert, daß sie oft vor Schmerz laut aufschrien.

Darüber empfanden die älteren Arbeiter wohl Mißfallen, aber meist sahen sie nur mit mürrischen Mienen nach den Mißhandelnden hinüber, und selten kam es soweit, daß einer zu einem tadelnden Worte sich verstieg.

Wenn es zu arg wurde, bekam auch ab und zu einer der Schlimmsten seine Entlassung, aber die Fabrikleitung brauchte zu notwendig Arbeiter, als daß sie jeden erst eigens sich hätte ansehen können, und so ergänzte sich der verrufene Arbeitstisch stets wieder aus denselben Leuten.

Gustav kannte diese schlimmste Sorte Menschen, die sich gemeinhin als Gelegenheitsarbeiter zu bezeichnen pflegen, zu gut, als daß er allein in einen Wortwechsel mit ihnen sich eingelassen hätte, aber einmal konnte er doch nicht seinen Zorn und seine Entrüstung zurückhalten.

Einer der Kerls hatte einem Jungen, der ohnehin schon durch sein elendes Aussehen Mitleid erregte, einen Fußtritt versetzt, so daß er im Fallen an ein Tischbein sich stieß und mit blutender Stirn liegen blieb, und schlug darnach noch auf ihn ein, weil er nicht sofort sich aufraffen konnte.

Da stand Gustav auf.

Mit vor Aufregung zitternden Händen hielt er sich am Tische, und zwischen Hustenanfällen kam es stoßweise aus seiner gequälten Brust: „Gemeiner Hund — du! Ich hab' kaum mehr die Kraft, mich fortzuschleppen, aber jetzt möcht' ich, daß ich wieder stark wäre, bloß daß ich dir eine runterhauen könnte!"

Er konnte vor Husten nicht weiter reden. Dafür nahm sein Hausgenosse sich der Sache an.

Begütigend legte er Gustav die Hand auf die Schulter und sagte: „Lassen Sie nur, Herr Nachbar! Das ist nichts für Sie."

Dann trat er zu dem Burschen hin, der, lang und dürr, den kleinen, breiten, gedrungenen Mann wohl um Kopfeslänge überragte. Er hielt ihm die Faust vor das wüste Gesicht und schrie: „Jetzt will ich dir was sagen. Wenn du gottverdammter Lausekerl einen von den Jungen noch mal auch nur anrührst, dann schlag ich dich grün und blau, so wahr ich —"

Er hatte einen gewöhnlichen Schwur tun wollen, aber als er das freche, höhnische Feixen des Burschen sah, fuhr er rasch fort: „— so wahr ich dir jetzt eins hinter die Ohren gebe!"

Damit gab er ihm eine so gewaltige Ohrfeige,

daß der lange Kerl ein paar Schritte rückwärts stolperte.

„Auf Abschlag!“ setzte der Kleine noch hinzu.

Der Geschlagene hatte unterdessen, vor Wut heulend, sein Klappmesser aus der Tasche gezogen und wollte sich auf seinen Gegner stürzen.

„Achtung! Er hat's Messer!“ schrien die übrigen.

Aber der Kleine blieb ruhig. Er packte einen Stuhl bei der einen Lehnstütze und stauchte ihn auf den Boden, so daß der Stuhl zersplitterte und ihm der Fuß und die Lehne als ein langer Prügel in der Hand blieben.

„Nun komm!“ sagte er zu dem Großen.

Aber der wagte sich nicht heran; schimpfend klappte er sein Messer zusammen und verschwor sich, beim Direktor die Sache anzuzeigen.

Das hatte indessen nur den Erfolg, daß die Friedensstörer allesamt entlassen wurden.

Die Übriggebliebenen vertrugen sich fortan sehr gut. Ein paar davon brachten den Plan auf, einen Verein zu gründen, damit man auch einmal, ohne hinter der Arbeit zu sitzen, ein vernünftiges Wort austauschen könnte. Irgend einen Zweck sollte die Sache aber auch haben, und da mehrere ganz hübsch mehrstimmig zu dem Takte der Hämmer gesungen hatten, sollte es ein Gesangverein werden.

Als Gustav gefragt wurde, ob er sich beteiligen wolle, erklärte er freundlich sich bereit, den kleinen Beitrag von fünfzig Pfennigen auf den Monat zu bezahlen und fügte spaßend hinzu: „Nur als aktives Mit-

glied werde ich kaum zu verwenden sein. Mit dem Singen ist's bei mir vorbei. Dagegen huste ich wunderschön und pfeife prachtvoll auf dem letzten Loche, wenn ihr das etwa gebrauchen könnt."

Mit dem Eintritt der ersten kühleren Herbsttage fühlte er sich immer schlechter. Auf den Weg zur Fabrik, den ein anderer bequem in zehn Minuten zurücklegte, mußte er schließlich eine halbe Stunde verwenden, weil er oft minutenlang an die Mauer eines Hauses sich lehnen mußte, bis ein Hustenanfall vorüber war. Am schwersten fiel es ihm aber, dann auf dem Heimweg die zwei Treppen zu seiner Wohnung zu steigen. Er zog sich an dem Geländer Stufe um Stufe in die Höhe, und auf den Absätzen lehnte er sich an die Wand, um von der Anstrengung sich zu erholen.

Anfang Oktober mußte er sich krank melden. Er war zwar noch nicht gezwungen, den ganzen Tag im Bett zu verbringen, aber schon die paar Schritte aus der Kammer zu dem Lehnstuhl am Wohnstubenfenster verursachten ihm unbeschreibliche Mühe. Von dort aus pflegte er stundenlang auf den gegenüberliegenden Obstgarten zu sehen, in dem die Bäume kahl zu werden begannen. Dabei schien ihm sein Körper, wenn er nicht gerade von erstickenden Hustenanfällen geplagt war, wie in einem wohligen Schlummer versunken zu sein, aber seine Gedanken waren wach und von einer schönen, ruhigen Milde.

Er merkte deutlich, daß er bald würde sterben müssen, und verlangte nach dem heiligen Abendmahl.

Auf Helenes Ersuchen erfüllte ein junger Diakonus

ihm seine Bitte und kam darnach nochmals aus eigenem Antriebe wieder, um in einer einfachen, natürlichen Weise mit dem Kranken über die Tröstungen des Christentums sich zu unterhalten und ihm ohne salbungsvolle Worte den Gedanken an den Tod vertraut zu machen.

Ein paarmal kam auch der Bodenmeister, um seinen Sohn zu besuchen.

Der alte Mann war selbst schlimm daran. In dem gebrochenen Bein war die Gicht aufgetreten, und das machte dem Achtzigjährigen schwer zu schaffen. Er mußte oft wochenlang zu Hause bleiben, weil es ihm unmöglich war, die Treppen zur Wohnung wieder zu ersteigen. Dazu bekümmerte ihn das Schicksal seiner Kinder: die Tochter war ihm gestorben, den Pflegesohn wähnte er durch eine verderbliche Leidenschaft unrettbar zugrunde gerichtet, der jüngere leibliche Sohn verkam unter seinen Augen, und nun lag der andere auf dem Sterbelager.

Er war selbst des Trostes so sehr bedürftig, daß er seinen Sohn nicht trösten konnte. Darum saß er stumm an seinem Stuhl und griff nur manchmal leise nach seiner Hand.

Dann lächelte Gustav ihm voll Liebe zu; er streichelte die Hand des Vaters und flüsterte: „Sie lieber, guter Vater!“

Der Bodenmeister weinte still vor sich hin und bat insgeheim Gott, daß der Todesengel, der sichtlich über dem Haupte seines Sohnes schwebte, ihn, den Greis, vor jenem abrufen möge, aber er fühlte, daß seine

Bitte vergeblich war und daß er sein Leben noch weiter würde tragen müssen.

Nach Feierabend kam jedesmal Paul und holte den Vater ab.

Auch Reinhold ließ sich einmal sehen.

Er sah gealtert aus; Bart und Haar waren an manchen Stellen grau geworden, und sein Gesicht drückte Verbitterung aus.

Wenn er sprach, verwickelte er sich oft in zerfahrenen, sprunghaften Sätzen und brach dann wieder mit einem Male ab. Über sich verlor er kein Wort, aber seine Gedanken verrieten sich ohne seinen Willen.

Als der Bruder ihm von seinen Leiden und Beschwerden erzählte, nickte er zustimmend und sagte mit einem lauten Aufatmen und in einer derberen Art, als er sonst sich zu geben pflegte: „Der eine so, der andere so! Es ist ein Hundeleben!"

Nach einer Weile fuhr er fort: „Was hat man schließlich von dem bißchen Leben gehabt, wenn's 'mal zu Ende geht? s'ist am Ende doch weiter nichts gewesen als das Plagen um das Stückchen täglich Brot!"

„Nun, so schlimm, wie du's machst, ist es wohl noch nicht," antwortete Gustav. „Jede Woche hat auch ihren Sonntag."

„Ach, so meine ich es nicht," entgegnete Reinhold. „Aber sage mal, ist dir in deinem Leben jemals eine Zeit vorgekommen, wo du so alles hast hinter dich werfen können, wo du dir gesagt hast, jetzt will ich mal ein paar Tage bloß ganz an mich denken und mein Leben genießen?"

„O ja. — Als Buchhändler habe ich einmal vierzehn Tage Urlaub gehabt. Wo ich in Dürrenberg gewesen bin, mit Röschen und den Kindern.“

„Und seitdem nicht wieder?“

„Nein.“

„Na, da kannst du immerhin von Glück sagen, und auch ich selbst habe mir schließlich sogar mehrmals eine solche Zeit gemacht. Ich müßte doch eigentlich ganz zufrieden sein. — Ja, ich weiß wirklich nicht, was ich noch will.“

Er schwieg nachdenklich.

Gustav wollte ihm auf die Sprünge helfen und sagte: „Vielleicht meintest du Paul und überhaupt die, die um Tagelohn arbeiten, wie auch ich zuletzt. Das ist freilich schlimm, daß es da heißt: ein Feiertag mehr, ein Tagelohn weniger. Denen wäre es schon zu gönnen, wenn sie auch nur mal ein paar Tage im Jahre ausspannen könnten, ohne daß sie darüber um ihr Auskommen in Verlegenheit kämen.“

„O ja, das ist schon recht,“ erwiderte Reinhold. „Aber das trifft schließlich alles bei mir nicht zu. Nein, daß man so gar nicht kann, wie man will, daß einen das Leben überall so unterkriegt, das ist das Schlimmste. Ich will ja arbeiten, — ja, gewiß, aber ich will meine Freude daran haben, und die habe ich nur, wenn ich das, was ich arbeite, auch arbeiten will, und bei mir ist es gerade das Elend, daß ich das, was ich will, nicht kann.“

Gustav verstand nicht recht, worüber Reinhold sich beklagte. Nach seiner Anschauung war er ein beneidens-

werter Mann, rüstig, gesund, in einer ausgezeichneten und bequemen Stellung, — nur den dummen Streich mit der Heirat hätte er nicht machen sollen. Dadurch mußte ihm wohl der Kopf voll Sorgen sein; anders vermochte er den Unmut des Bruders gar nicht sich zu erklären.

Beim Abschied sagte er deshalb: „Nur nicht den Mut verlieren, Reinhold! Ich dächte, wenn man uns drei Brüder jetzt vergleicht, da ist's nicht schwer, den, dem's am besten geht, herauszufinden. Paul und ich, wir zwei liegen auf der Bahn, aber du hast dich bis jetzt noch nicht unterkriegen lassen."

Trübe entgegnete Reinhold: „Weißt du das so bestimmt?"

Gustav gab lebhaft zur Antwort: „Und ob! Wenn ich nur alles so genau wüßte!" — —

Helene ertrug diese Zeit, in der Gustav mit jedem Tage deutlich schwächer wurde, mit Fassung.

Während der Vater und die Brüder den notwendigen Ausgang der Krankheit dem Patienten zu verhehlen nicht mehr für nötig hielten, war sie die einzige, die ihn ab und zu mit einem hoffnungsvollen Zuspruch erquickte.

Gustav war ihr dafür innig dankbar. Es graute ihm nicht vor dem Tode, aber trotz seiner christlichen Überzeugung von der Auferstehung erweckte der Gedanke an das Sterben in ihm einen kalten, geheimnisvollen Schauder, der ihm das warme Leben doppelt lieb machte, und es tat ihm wohl, daß wenigstens ein Mensch ihn noch nicht zu den Aufgegebenen und Hoffnungslosen zählte.

Gleichwohl war er davon überzeugt, daß auch sie über seinen Zustand unterrichtet war, und gab seiner Befürchtung Ausdruck, daß sie nach seinem Tode Mangel leiden würde.

Helene konnte ihn darüber beruhigen, und schließlich gab er sich auch in dieser Hinsicht zufrieden.

Aber er dachte weiter nach und sagte: „Siehst du, Lenchen, das ist es, was mich mit am meisten kränkt: daß ich dir und meinen Kindern nichts hinterlassen kann, daß gar nichts übrig geblieben ist, obwohl ich mein Lebenlang tüchtig zugegriffen habe. Und selbst wenn ich jetzt davon komme, arbeiten kann ich doch nicht wieder, — wovon dann leben? Der Konsolschein ist dafür ein Pappenstiel, und die Invalidenrente ist zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig. Oder soll ich von meinen Kindern mich ernähren lassen? Sei nur ruhig, Lenchen, ich weiß schon, was du sagen willst, — gottlob hätte ich ja dann dich. Aber weißt du, Lenchen, das macht einem so das Gefühl, als ob man ganz ohne Nutzen gelebt hätte. Ist es da nicht am Ende so, daß das einzige, was von mir übrig bleibt, meine Kinder sind, denen es wahrscheinlich wieder so wie mir gehen wird?"

Helene suchte ihm diese traurigen Gedanken auszureden, aber er kam immer wieder darauf zurück, und dann schien es ihm eine kleine Beruhigung zu sein, daß er wenigstens den Staatsschuldschein als ein tatsächliches Zeugnis seiner Lebensarbeit hinterlassen konnte.

In den ersten Dezembertagen nahm die Schwäche in ihm so überhand, daß er das Bett nicht mehr verlassen

konnte und schließlich nicht einmal mehr zu sprechen vermochte. Er konnte nur noch mit den Augen seiner Frau zu verstehen geben, wie dankbar er für ihre unermüdliche Liebe war, und ließ seine Blicke nicht von ihr, wenn sie an sein Bett sich setzte.

Am neunten Dezember starb er nach einem schweren Todeskampfe.

Helene fand nach dem ersten Schmerze in den folgenden Stunden und Tagen kaum einen Augenblick Zeit, Gustav ein ruhiges Gedenken zu weihen, und wenn sie abends nach einem letzten Blick auf den Toten in der Kammer sich zur Ruhe legte, war sie durch die Unzahl von Gängen und Besorgungen so übermüdet, daß sie einschlief, noch bevor sie des einigermaßen unheimlichen Gefühles, eine Leiche in der Nebenstube zu wissen, sich voll bewußt geworden war.

Erst als sie am Vorabende des Begräbnisses alle Anordnungen getroffen zu haben glaubte, nahm sie einen schmerzensreichen Abschied von dem Gatten.

Am Morgen hatte sie dann die Blumen entgegenzunehmen, die dem Toten als letztes Ehrengeschenk dargebracht wurden, und die oft unerwarteten Gaben erweckten in ihr immer von neuem eine schmerzliche Rührung.

Gerade diese Arbeiter und diese armen, kleinen Leute, in deren Mitte sie wohnte und deren Namen sie manchmal nicht einmal kannte, bewiesen darin ein besonders teilnehmendes Mitfühlen, vielleicht weil sie nicht wußten oder auch verlernt hatten, den reichen Schatz an Menschenliebe, der in ihnen versteckt lag, an anderen Orten zu zeigen.

Da hatte der Inhaber des armseligen Krämerladens, bei dem Gustav nichts weiter als des Morgens beim Gang zur Arbeit seine Hustenpastillen gekauft hatte, einen Kranz geschickt, obwohl er doch nun nichts mehr an ihn absetzen würde, dann brachte der Mieter von oberhalb, der seine Frau schlug und Gustav wegen der Besuche des Diakonus einen Duckmäuser und Pfaffenknecht geschimpft hatte, selbst seine Gabe und sah mit scheuer Ehrfurcht in das bleiche Totengesicht, und die Mitarbeiter aus der Fabrik gaben ihrem Kollegen ein paar wunderschöne Palmenzweige ins Grab mit.

Darüber hinaus hatten sie noch mehr getan. Wohl von ihren eigenen Verhältnissen ausgehend, nahmen sie an, daß die Witwe des Toten für die ersten Tage in Verlegenheit kommen könnte, und veranstalteten eine Sammlung, die über einundzwanzig Mark ergab. Diese Summe überreichte dann der Nachbar und Hausgenosse Gustavs Helenen, indem er mit ungeschickten Worten um Entschuldigung bat, daß er ihr das Geld anzubieten wagte.

Helene war erst in Zweifel, ob sie das so ehrlich Gebotene nicht zurückweisen sollte, denn ihre Zukunft lag gesichert vor ihr, und die Geber hätten sicher großenteils ihre sauer verdienten Groschen besser selbst gebrauchen können, aber schließlich meinte sie, durch eine Ablehnung den guten Willen zu verletzen, und nahm das Geschenk mit dankbarer Rührung an. Wenn es auch bei ihr nicht vonnöten war, konnte sie doch vielleicht anderswo damit ein willkommenes Werk tun, und auf diese Weise ließ sie diesen braven Arbeitern das Bewußtsein einer schönen Tat.

Um die Mittagsstunde des zwölften Dezember setzte der kleine Leichenzug sich in Bewegung. Es dauerte lange, bis der fast endlos scheinende Weg von Lindenau bis zum Johannisfriedhofe in dem langsamen Schritt zurückgelegt war.

Der junge Diakonus, der Gustav schon in der Krankheit seelsorgerisch beigestanden hatte, begleitete ihn bis zu seiner letzten Ruhestätte.

Es war ein unfreundliches Wetter an diesem Tage, und als Gustav neben seinem Röschen in das Grab gebettet wurde, ging ein kalter Regenschauer nieder und verhüllte die Wintersonne mit einem trüben Schleier.

— — — — — — — — — — — — — —

Helene behielt die kleine Wohnung in Lindenau, die ihr lieb geworden war. Es bot sich ihr bald eine dauernde Beschäftigung als Schirmnäherin und damit ein reichliches Auskommen.

Sie blieb einsam für sich und kam wenig aus dem Haus; höchstens ging sie einmal nach dem Friedhof oder besuchte ihre Stieftochter, die Kindergärtnerin, das einzige der Kinder, das in Leipzig geblieben war.

Mit ihrem Schwiegervater und ihren Schwägern kam sie fast nie mehr in Berührung. Nur in der ersten Zeit nach Gustavs Tode hatte sie Paul, der der Vormund der unmündigen Kinder geworden war, mehrmals zu sich bitten müssen, um geschäftliche Sachen mit ihm zu besprechen.

Darnach hatte er aber gar nicht sich wieder sehen lassen, und so entschloß sie sich, ihn aufzusuchen. An einem Sonntagmorgen ging sie nach seiner Wohnung

und sah ihn beim Eintreten in das Haustor im Hofe Holz hacken.

Mit einem freundlichen Gruße trat sie auf ihn zu, aber er schaute sich scheu um und ging nach dem Hausflur.

„Komm hierher!“ sagte er.

„Aber warum denn?“ fragte Helene und folgte ihm.

„Das ist ihr neuestes,“ antwortete Paul, als beide im Torweg standen. „Sie ist eifersüchtig auf dich. Ich sage dir, Helene, was sie dir und mir für Redensarten angehangen hat, weil ich wegen der Vormundschaftssache zu dir mußte, das übersteigt alle Begriffe. Gemeinheiten, wie sie sich gar nicht ausdenken lassen! Das fließt ihr nur so von der Zunge! Ich frage mich manchmal: ist das nur überhaupt zu glauben?“

Helene traute ihrer Schwägerin diese Bosheit recht wohl zu und sagte ruhig: „Mir ist es egal, was sie über mich sagt, aber du! Was brauchst du dir's gefallen zu lassen? Verbiete ihr den Mund!“

Paul zuckte mit einer jammervollen Gebärde die Achseln.

In diesem Augenblick hörte man im Hofe eine breite, zeternde Stimme von oben herunterschallen: „Paul! Paul! Wo bleibst du nur? Ich brauche das Holz, aber fix. Oder stehst du etwa wieder bei dem frechen Ding aus dem Grünwarenkeller? Wart! Der will ich's anstreichen, der gemeinen Hure!“

Die beiden im Torweg hatten Wort für Wort verstanden.

„Da hörst du's,“ sagte Paul bitter.

Plötzlich drückte ſich in ſeinem Geſicht eine ungeheure Wut aus; er warf den Kloben Holz, den er in den Flur mitgenommen hatte, krachend auf das Hofpflaſter hinaus und reckte die Arme wie zu einem gewaltigen Schlage.

Aber die Hand ſank ihm gleich wieder und, noch von einem zornigen Ekel geſchüttelt, flüſterte er mutlos: „Ach! — Es iſt ja doch alles futſch!“

15

In den ersten zwei Jahren ließ Reinholds Ehe mit Camilla sich besser an, als zu erwarten gewesen war. Im Anfang hielt das, was Camilla Liebe nannte, noch vor, und als diese Liebe sich abgekühlt hatte, begegnete ihr wenigstens kein anderer, der irgendwie einen Vergleich mit Reinhold hätte vertragen können, so daß sie gewissermaßen aus Mangel an einem geeigneten Ersatz ihrem Manne in der Tat treu war.

Außerdem hatte sie in einem jähen Stimmungswechsel Geschmack daran gefunden, die Hausfrau zu spielen. Sie gab ihre Tätigkeit auf der Variétébühne auf, und unbewußt schien ihr das geregelte Leben wohl zu tun. Mindestens spielte sie einstweilen die ungewohnte Rolle einer soliden Frau ganz leidlich.

Reinhold war sich nicht klar darüber, ob diese Laune etwas Gutes für ihn zu bedeuten hatte. Camilla schien ihm trotz der äußeren Umwandlung ganz wie

sonst über den Dingen zu stehen. Sie hatte seiner Überzeugung nach nicht die geringste Anlage zur Hausmutter, der ihre schöne Wohnung, ihre blanke Küche und ihre eigene und ihres Mannes Behaglichkeit Lebenszweck sind, und war auch weit entfernt davon, mit ihrem Herzen an solchen hausbackenen Dingen teilzunehmen.

Aber merkwürdigerweise und zu Reinholds Erstaunen dauerte diese hausmütterliche Anwandlung längere Zeit an. Er bequemte sich schließlich der neuen Lage an und wurde ein ebenso solider Hausvater.

In seiner Stellung verdiente er Geld genug, um Camilla und sich das Leben gut und bequem machen zu können. Die beiden gingen oft aus und bildeten ein stattliches Paar. Es schmeichelte Camilla, wenn sie dann, ohne eigens zurückzublicken, fühlte, daß die Leute stehen blieben und ihnen nachsahen.

Aber es gab auch viele Abende, an denen sie am runden Sofatisch beieinander saßen. Reinhold mußte dann an Lina denken, die früher vor Jahren an Camillas Stelle gesessen hatte, und es drängte sich ihm auf, wie verschieden das Band, das ihn an die erste Frau gefesselt hatte, von dem war, durch das er jetzt mit der zweiten verbunden war.

Die beiden Gatten unterhielten sich meist ganz gut.

Camilla war durchaus nicht über das Durchschnittsmaß begabt, aber sie besaß die findige, amüsante Schlauheit der schlecht erzogenen Armeleutekinder, die in der Schule schon ihren Ehrgeiz darein setzen, den Lehrer zu betrügen und beinahe unmögliche Listen ersinnen, um einen Pfennig für eine Näscherei zu ergattern.

Daneben hatte sie während ihres vielbewegten Lebens manche Gedanken aufgeschnappt und konnte nun ganz gewandt darüber sprechen.

Reinhold fand sogar eine der seinen sehr eng verwandte Lebensanschauung in ihr. Auch sie war der Ansicht: „Vor allen anderen komme ich. Mögen die anderen machen, was sie wollen! Wenn sie klug sind, machen sie's genau so wie ich."

Im Anfang wollte ihm diese Entdeckung gar nicht behagen, aber er sah bald ein, daß er wegen dieses Falles sein System nicht zu ändern brauchte. Im Kampfe, um vorwärts zu kommen, war das jedenfalls die einzig rechte Art, und es stand allen frei, ihrer sich zu bedienen. Aber er hatte das Vertrauen, daß bei einem entscheidenden Zusammenprall dann sein auf einer reifen Individualität sich aufbauender Egoismus als der Sieger sich erweisen würde über etwa den Camillas, der aus brutalen und den allgemeinsten Instinkten hervorgegangen war.

An diesen Abenden ließ ihn Camilla ohne Scheu in ihre geheimen Pläne Einsicht nehmen. Sie hatte in ihrer Laufbahn allmählich jede körperliche Scham verloren und ließ nun auch ihre Gedanken ganz unverhüllt sehen.

„Weißt du auch," sagte sie zu Reinhold, „weshalb ich jetzt die Solide, die Hausfrauliche spiele?"

Reinhold horchte gespannt auf und schüttelte verneinend den Kopf.

„Na, Alterchen," fuhr Camilla fort, „ich will dir's ganz offen sagen. Erstensmal gefällt mir's wirklich so

halbwegs, und besonders freut's mich, daß ich es doch ganz leidlich kann. Nicht?"

„O ja," antwortete Reinhold.

„Das wollt' ich meinen. Und dann zweitens und hauptsächlich, weil ich mal Ruhe haben wollte. Siehst du, Alterchen, das Mimen so jeden Abend fällt einem mit der Zeit doch kolossal auf die Nerven, und dazu der Tabaksqualm und hinterher das Biersaufen! So was hält man nicht lange aus, und dabei wird man schnell alt."

„Ja, nur zu schnell!" wiederholte sie nach einer Pause mit einem kleinen Seufzer.

Dann trat sie zum Spiegel und betrachtete sich aufmerksam: „Sieh mal hier, zum Beispiel diese Krähenfüße um die Augen, die dürfte man als zweiunddreißigjährige junge Frau noch nicht haben, und hier diese Falte in den Mundwinkeln ist auch zu früh da."

Sie setzte sich wieder an den Tisch und plauderte weiter: „Das kommt eben von dem vielen Faxenziehen. Davon bekommt man Falten und Runzeln, wie so eine alte, dürre Hexe. Und ich bin doch sonst nicht gerade mager."

Dabei schlug sie sich stolz auf ihre volle Büste und warf einen zufriedenen Blick in den Spiegel, der ihrem gewohnten Platze am Tische gerade gegenüber hing.

„Deshalb," ging ihre Rede weiter, „habe ich mir jetzt für ein bis zwei Jahre Ruhe vorgenommen. Da brauche ich keine Faxen zu ziehen. Oder möchtest du das etwa gerne haben?"

Reinhold schreckte auf und entgegnete: „Nein, nein."

„Na also! Dann setzt man so ein bißchen bequemes Fett an, das füllt die Falten und Runzeln wieder aus und macht die Haut glatt, und dann kann auch das lustige Leben wieder losgehen. Denn lustig ist die Geschichte auf dem Brettl, und lustig bleibt sie, und amüsieren kann man sich dabei am allerbesten. Und wenn ich mich nur amüsiere, — das andere ist mir alles egal." — —

Die selbstverordnete Verjüngungskur bekam Camilla in der Tat ausgezeichnet. Im Frühjahr 1897 sah sie wie eine Fünfundzwanzigjährige aus. Sie fing nun wieder an, nach den Couplets, die gerade in der Mode waren, sich umzutun und studierte sie ein. Dann hatte sie lange Verhandlungen mit ihrer früheren Kostümschneiderin, die ihre alte Kundin lange vermißt hatte und jetzt in Schmeicheleien gar nicht sich genug tun konnte.

Camilla hatte bei ihren Übungen bemerkt, daß allein ihre Stimme nach der zweijährigen Ruhe nicht sich gebessert hatte; sie war durchaus nicht kräftiger und wohlklingender geworden. Eigentlich hatte sie auch in dieser Beziehung ein günstiges Ergebnis erwartet, aber da sie darin sich getäuscht sah, mußte sie diesen Mangel auf eine andere Art wett zu machen suchen.

Das sollte durch die Kostüme geschehen, und wie sie darein gekleidet im Spiegel sich betrachtete, lobte sie die Schneiderin, die ihre Absichten so gut verstanden hatte.

Diese Mieder saßen wie angegossen, trotzdem sie nur aus einem winzigen Stückchen Zeug bestanden,

das vorn zur Not noch die Brustwarzen bedeckte, während es, breit und tief ausgeschnitten, den Rücken bis zur Taille bloß ließ. Sie lächelte stolz, wie sie ihren schönen Körper im Spiegel bewunderte, und erlebte schon im voraus den Augenblick, in dem sie von der Bühne aus in die runden Doppelkreise der Operngläser oder in unversteckte, heiße Männeraugen sehen würde.

Sie wußte, dann würde sie singen können, wie sie wollte, — des Beifalls war sie gewiß, und wenn sie zum Schluß sich tief nach vorn verneigen würde, dann würden alle diese Männer wie Rasende klatschen, allein um noch einen gierigen Blick auf ihre Brüste werfen zu können.

Als Reinhold nach Hause kam, stellte sie sich ihm in ihrem Staate vor.

Er hatte ihr kein Wort erwidert, als sie ihm ihren Entschluß, wieder aufzutreten, mitteilte, aber sie hatte herausgefühlt, daß es ihm nicht recht war, und war nun begierig zu erfahren, wie er weiter dazu sich stellen würde.

„Nun, Alterchen, was sagst du nun?" fragte sie gemütlich. „Wie gefall' ich dir?"

„Halb nackt bist du," murmelte Reinhold.

Camilla hatte diese Antwort erwartet, aber sie stellte sich erstaunt und fuhr gereizt auf: „Eh?! Du wirst doch nicht etwa den Eifersüchtigen spielen?"

Reinhold antwortete geringschätzig: „Wie werde ich unseren Ehekontrakt vergessen?! Nein, nein. Aber alles was wahr ist, schön bist du, wirklich und wahrhaftig schön!

Er umarmte sie und küßte sie gierig auf die nackte Brust. Wieder einmal gehörte er mit seinen Sinnen ihrem Körper, während sein Geist von dem ihren immer mehr abgestoßen sich fühlte.

Camillas Wiederauftreten auf der ihr noch wohlbekannten Bühne der Wirtschaft in der Eisenbahnstraße erweckte einen so außerordentlichen Beifall, daß ein Variététheateragent auf sie aufmerksam wurde. Nachdem er einmal ihr zugehört und sie sich angesehen hatte, suchte er sie auf und stellte ihr vor, wenn sie diesem lumpigen Arbeiterpublikum ihr Talent widme, dann wäre das eine Perle vor die Säue geworfen. Es fiel dem redegewandten Manne nicht schwer, sie davon zu überzeugen, daß sie vor einem „feineren" Publikum noch viel mehr Erfolg haben würde. Camilla verließ infolgedessen den Wirt, ihren alten Freund, treulos und ließ sich von dem Agenten ein Engagement für ein Variétélokal am Königsplatz verschaffen, das allerdings auf einer etwas höheren Stufe stand als das, in dem sie bisher aufgetreten war. Der Zuhörerkreis setzte sich da meist aus jungen Kaufleuten und Studenten zusammen, zwischen denen hie und da extravagierende Familienväter zu finden waren.

Der Agent hatte sie nicht getäuscht: auch hier wurde sie mit Beifall überschüttet, und — darauf war sie stolz — diesmal galt er ihr nur persönlich. Denn hier war nicht daran zu denken, die revolutionären Lieder, denen die Proletarier in der Ostvorstadt zugejauchzt hatten, zu singen; hier sang sie nur ihre mehr oder weniger verhüllten Zoten. Aber auch die trug

eine andere vielleicht ebenso oder gar noch besser vor; sie, ihre Schönheit war doch das, was zuletzt den Sieg errang.

Camilla selber war es übrigens ganz gleichgültig, was sie sang. Reinhold hatte bisher geglaubt, sie sei damals durch jene sozialdemokratischen Lieder mit fortgerissen worden, aber jetzt mußte er einsehen, daß er seine Frau immer noch zu hoch eingeschätzt hatte.

Namentlich seitdem sie den Schauplatz ihrer Tätigkeit nach dem Königsplatze verlegt hatte, kümmerte er sich fast gar nicht mehr um sie. Er holte sie nach der Vorstellung nicht mehr ab, wie er früher meist getan hatte, und überließ es ganz ihrem Gutdünken, was sie dann anfangen wollte.

Draußen in der Eisenbahnstraße hatte er sich wohl noch mit ihr an einen Tisch gesetzt. Dann waren zuweilen fanatische Worte gesprochen worden, und die ehrlich, aber täppisch bewundernden Reden, die dabei an Camilla gerichtet wurden, hatten ihn nicht unwillig machen können. Jetzt aber bestellte meist einer der geckenhaften, parfümierten Jünglinge Sekt, einer suchte den anderen im Aufschneiden zu übertreffen, und einer schwatzte immer dümmeres, unreiferes und schaleres Zeug als der andere. Wenn dann allmählich der Wein zu wirken begann, brachten sie anzügliche Witzchen vor und fürchteten sich doch vor dem stattlichen Frauenzimmer, bis wohl gar einer von der Trunkenheit überwältigt wurde.

Reinhold erkannte genau, daß Camilla über diese Herrchen sich bloß lustig machte, aber trotzdem war ihm die Sache zu langweilig und zu dumm.

Mit so einem lächerlichen Burschen brach ihm Camilla nicht die Treue. Das merkte er deutlich aus ihrem Benehmen heraus.

Und wenn es geschah, was lag am Ende daran? Seinetwegen sollte sie es fortan getrost tun dürfen. Er wollte nicht mehr eifersüchtig sein, denn er wußte, daß sie über kurz oder lang doch irgend einem sich an den Hals werfen würde. Trotzdem dachte er noch immer daran, ob er sie noch allein besäße. Aber er bezwang sich und ging ihr nicht nach.

In diesen Zweifeln gab er sich um so eifriger seiner Arbeit hin, und es war ihm möglich, an seinem Zeichentische seiner eifersüchtigen Unruhe ledig zu werden.

Während der zweijährigen soliden Ehelaune Camillas war der Prinzipal überaus zufrieden mit ihm gewesen.

„Das ist recht," hatte er gesagt, „und das gefällt mir, was Sie mir jetzt immer bringen, Herr Wehrenpfennig. Da gibt es nichts Ausschweifendes, das ist alles hübsch, nett und doch gediegen!"

Im Gegensatze dazu hatte Reinhold noch keiner Arbeit sich so geschämt wie der in dieser Zeit entstandenen. Er hatte sie ohne Lust schnell hingezeichnet und war dann stets schnell nach Hause geeilt, um seiner schönen Frau sich zu widmen. In diesen Zeichnungen war nirgends ein höherer Schwung zu spüren, zu dem ihn etwa die glühende Sinnenlust, die er in Camilla fand, hätte entzünden müssen, und in der Tat hatte er auch in den beiden Jahren des ungestörten Zusammenlebens mit ihr keinen Augenblick das Verlangen verspürt,

der Umwälzung, die in ihm sich vollzogen hatte, Ausdruck zu geben.

Erst jetzt, wie er von Camilla sich loszureißen begann, ballten sich ihm die Erfahrungen und Eindrücke der jüngsten Vergangenheit greifbarer zusammen, und es drängte ihn, sie zu bildnerischen Symbolen auszugestalten.

Im Banne dieses Triebes übte er auch seine handwerksmäßige Tätigkeit aus und brachte dem Prinzipal Muster, die zum ersten Male seit langer Zeit wieder dessen Kopfschütteln erregten.

„Aber, lieber Herr Wehrenpfennig," tadelte er, „nun glaubte ich mich endlich von Ihnen verstanden, — und jetzt bringen Sie mir wieder solche Sachen. Die Arabesken hier, die haben doch eine ganz verdächtige Ähnlichkeit mit Frauenarmen und -busen, die sich so gewissermaßen verlockend dehnen und strecken, und das Weinmuster! — Hören Sie, der Wein kommt mir wahrhaftig wie betrunken vor, und dabei sind's erst die Trauben. Trotzdem! Ich will Ihnen was sagen: ich will mal die beiden Sachen drucken lassen. Der Geschmack wird nun einmal durch so ähnliches Zeug immer mehr verdorben, die Leute verlangen's und was will unsereins tun? Man muß mit den Wölfen heulen. Also gut! Aber das letzte hier, — nein, daraus ist nichts zu machen. Wissen Sie, wie dieses Muster aussieht? Nein? — Na, dann will ich's Ihnen sagen: wie wenn einer das Pulver erfinden will und kann nicht, — dunkel, grübelnd, bohrend, hoffnungslos! So was ist ja ganz unmöglich!"

Er betrachtete mißbilligend die Zeichnung. Aber mit einem Male begann er schlau zu lächeln und fing von neuem an: „Und doch! Es geht! Das Muster hier führen wir sehr teuer, so teuer als möglich aus und machen gerade so viel, wie wir brauchen. Und dann bekommt's der Sohn vom Geheimen Kommerzienrat Germer in der Tauchnitzstraße für sein Studierzimmer. Denken Sie, der Mensch war Husarenleutnant und jetzt, nach drei Jahren, nimmt er den Abschied, um Chemie zu studieren! Halten Sie so was für möglich? — Für den paßt's gerade."

Der Prinzipal schien äußerst stolz auf seinen klugen Gedanken zu sein und entließ Reinhold sehr gut gelaunt: „Na, dann wäre es ja diesmal noch gegangen. Aber nicht wahr, mein bester Herr Wehrenpfennig, das nächste Mal bringen Sie wieder etwas nach meinem Geschmack? So etwas Hübsches, Nettes! Na, Sie wissen schon."

Reinhold hatte auf die Ausführungen des Prinzipals kaum hingehört. Der Tadel des kleinlichen Mannes berührte ihn nicht im geringsten. Er war nur froh, in der vereinbarten Zeit wieder die pflichtmäßige Anzahl Muster geliefert zu haben, und vergrub sich darnach von neuem in seine Ideen und Entwürfe.

Es schwebte ihm ein Gedanke vor, den er bildnerisch festzuhalten strebte: er wollte das Weib darstellen, das Weib in den zwei Gestalten, wie er es in seinen beiden Frauen, in Lina und in Camilla, gefunden hatte.

Dabei folgte er einer Gedankenreihe, die er selbst sich zusammengestellt hatte.

Als die vollkommene Gattin galt ihm das Weib, das dem Manne zugleich Mutter, Tochter und Geliebte war. Das waren die drei Verhältnisse, die, auf den einfachsten, rein natürlichen, nicht erst geschaffenen Voraussetzungen beruhend, die Frau überhaupt mit der Außenwelt verbinden konnten, und in dieser dreifachen Eigenschaft sollte die Gattin dem Gatten begegnen. Sie sollte ihm mütterlich beistehen, wenn er im schweren Lebenskampfe des ermutigenden Zuspruchs oder nach einem Fehlschlage des aufrichtigen Trostes bedurfte, und sollte ihm die kleinen Sorgen vom Wege fernhalten; sie sollte sein Kind sein, das er nach seinem Willen und zu seiner Freude zu sich heraufziehen und für sich bilden könnte, und das zu ihm aufblicken sollte, damit er seines Wertes sich bewußt werde; sie sollte zuletzt seine Geliebte sein, die ihm Glut um Glut und Seligkeit um Seligkeit zurückgab und deren Schönheit die Freude seiner durstigen Augen war.

Er für sein Teil hatte die merkwürdige Erfahrung machen müssen, daß das Schicksal ihm dieses sein Ideal in zwei Abschnitten hatte zuteil werden lassen. Da war zuerst Lina, die Mutter und Tochter, oder zwei in einem: die Schwester, und dann Camilla, die Geliebte, oder nicht einmal das — nur ein schöner Körper, der seine Sinnlichkeit reizte.

Diese zwei Arten des Weibes hatte er in seinen Gedanken zu zwei symbolischen Gestalten verkörpert: die eine schlank, die schmächtige Gestalt durch das herabwallende Haar verhüllt, eine Mutter, von deren jungfräulichen Brüsten ein milder, erquickender Segen aus-

ging, eine Madonna ohne Glorie, — die andere prangend und üppig, eine schöne, freche Dirne, die lüstern auf ihrem Bett sich wälzte und in deren ungeheurem Schoße eine Welt versank.

Aber wiederum gelang es ihm nicht, die im Geiste so deutlich geschauten Bilder mit dem Stift festzuhalten; er kam zwar in seinen Entwürfen weiter als jemals zuvor, aber zuletzt, wenn er aus dem bei der Arbeit ihn ergreifenden befangenen Eifer aufwachte, befriedigten sie ihn doch wieder nicht, weil sie nicht im entferntesten das wiedergaben, was er gewollt hatte.

Wochenlang mühte er sich immer von neuem ab, aber es blieb dabei; Einzelheiten gelangen ihm ganz gut, aber das Ganze war stets ungeschickt, und jedenfalls war von den Gedanken, die er bildlich ausdrücken wollte, darin keine Spur zu finden.

Unterdessen kam der erste November heran, für den der Prinzipal ein paar Muster sich ausgebeten hatte. Reinhold warf schnell ein paar „hübsche, nette" Kleinigkeiten aufs Papier, aber wie er die letzte noch kurz sich überlegte, geriet er wieder in seine alte, fruchtlose Grübelei.

Er zog ein Blatt aus dem Stoße von Skizzen, den er einstweilen an den Tischrand geschoben hatte, und betrachtete es. Es war ein Akt: das Hinterteil der Dirne. Er erinnerte sich, daß er beim Zeichnen nicht sich Rat gewußt hatte, wie er die Linien der Oberschenkel ansetzen sollte. Er bekam es auch jetzt nicht heraus, und in einer bitteren Laune verzierte er gedankenlos die ohnehin fast regelmäßigen Linien des

Entwurfes mit einer die kleinen Unterschiede noch vollständig ausgleichenden Ranke. Dabei fand er mit einem Male Geschmack an dem Einfall, und sein Trübsinn schlug plötzlich in Übermut um. Er fügte zu der Ranke einen zierlichen Barockrahmen hinzu und setzte in die Mitte einen kleinen pickenden Vogel. Die Grundlinien und den Vogel führte er in Gold aus, die Ranke in Blaßgrün und das übrige in Abtönungen von dunkelgrau bis weiß. Als die Arbeit fertig war, sah das Muster sehr „nett und hübsch" aus.

Der Prinzipal war diesmal mit seinem Zeichner sehr zufrieden und gab die Muster sogleich zur Ausführung in die Fabrik.

Nach ein paar Tagen ließ er den Probedruck sich vorlegen. Die Tapeten wurden dabei mit Zwecken an die Längswand eines großen Saales befestigt und auf der größeren Fläche namentlich hinsichtlich der Farbenwirkung nochmals geprüft.

Das grüngraugoldene Muster mit dem kleinen Vogel wurde zuerst angeheftet. Der Prinzipal betrachtete es und schien nichts auszusetzen zu haben.

Da fing der Lehrjunge, der die anderen Tapetenrollen brachte, an der Tür zu lachen an. Er winkte dem Arbeiter, der das Muster an die Wandleisten genagelt hatte, und auch der grinste lustig, obwohl er erst dem Jungen die Ungezogenheit in Gegenwart des Chefs hatte verweisen wollen.

Der Prinzipal zog ein finsteres Gesicht und trat mit Reinhold hinzu, aber Reinhold konnte den beiden ihr Lachen nicht übelnehmen.

Von seitwärts, von der Tür aus, war von dem Muster nur die glatte Fläche und das dick aufgetragene Gold zu sehen, und diese lange Reihe schön gerundeter Hinterteile nahm sich unendlich grotesk aus. Und auf jedem saß ein kleiner, niedlicher Vogel und pickte mit seinem Schnäbelchen.

Der Chef war sprachlos vor Wut.

Endlich brachte er hervor: „Herr! Wie konnten Sie sich erlauben? Was ist das für eine Gemeinheit? Für eine Ruchlosigkeit?"

Einen Augenblick dachte Reinhold daran, sich herauszureden, er habe selbst nicht die leiseste Ahnung von dieser Wirkung gehabt, aber dann antwortete er ruhig: „Als ich gestern durch die Sporergasse ging, wurde ein Bordell neu eingerichtet. Wie wär's, wenn Sie den Stadtreisenden dorthin schickten?"

Über diese neue Frechheit war der Fabrikant einen Augenblick wie erstarrt. Schließlich zischte er: „Hinaus mit Ihnen! Hinaus!!"

Reinhold verließ ruhig das Zimmer und räumte in seiner Zeichenstube das, was ihm gehörte, zusammen. Er nahm das umfangreiche Paket selbst unter den Arm und verließ die Fabrik in einer vergnügten Laune und gar nicht traurig darüber, daß er seine schöne Stellung eingebüßt hatte.

Mindestens war nun dem bisherigen, unerträglichen Zustand ein Ende gemacht, aus dem er sich nicht hatte emporreißen können und in dem er am Ende zu grunde gegangen wäre. Diese Beschäftigung, die zwischen Kunst und Handwerk stand und ihn immer wieder ver-

lockt hatte, auf dem ihm versagten Gebiet der Kunst sich zu versuchen, war jetzt für ihn ausgeschlossen, und damit war ihm auch dieses unselige Rennen nach einem Ziel unmöglich geworden, das er niemals erreichen konnte und das ihn doch stets wieder anzog.

Er wußte noch nicht, was er jetzt beginnen würde; aber eines stand fest in ihm: was das auch immer sein würde, mit Zeichnen oder Malen würde es nichts zu tun haben.

Mit einem festen Entschlusse warf er alle Skizzen und Entwürfe ins Feuer. Es währte lange Zeit, bis er von jedem einzelnen Blatte sich getrennt hatte, und die graue Asche, die hernach im Ofen aufgehäuft war, stimmte ihn trübe.

Er ging aus. Aber er wußte nicht, zu wem er in der Wirtschaft sich setzen sollte, und trank darum einsam ein Glas nach dem andern. Davon wurde er allmählich lustig, und in dieser Stimmung fiel es ihm nicht schwer, mit ein paar fröhlichen Gästen sich bekannt zu machen.

In den Tagen darauf sah er sich nach irgend einer Beschäftigung um; indessen mitten im Winter war nicht so leicht unterzukommen, und im Grunde fehlte es ihm auch an dem rechten, ernstlichen Eifer zum Suchen. Denn er hatte, seitdem Camilla wieder selbst angefangen hatte, sich Geld zu verdienen, eine ansehnliche Summe sich erspart, von der er recht gut einige Monate leben konnte, und brauchte deshalb sich nicht zu eilen.

Einstweilen genoß er seine Freiheit.

Einen unschätzbaren Vorteil hatte er jedenfalls

jetzt errungen: seitdem er bei seinen fruchtlosen Entwürfen seine Ideen über Lina und Camilla so gründlich durchdacht hatte, vermochte er nicht mehr eifersüchtig zu sein. Das, was er früher hatte heucheln müssen, war jetzt eine Tatsache, die ihn ungemein befriedigte.

Er schien gerade zur rechten Zeit zu diesem Standpunkte sich durchgerungen zu haben, denn Camilla hatte endlich einmal einen entdeckt, der sie würdig dünkte, ihres Mannes Nachfolger in ihrer Liebe zu sein.

Das war ein kleiner Infanterieleutnant, sehr jugendlich noch, milchweiß mit roten, runden Apfelbacken und ganz semmelblondem Haar, aber ein flottes, munteres Kerlchen, das sich nur noch nicht recht an sie heranwagte. Aber schließlich faßte er sich doch einmal einen Mut; er wurde erhört und kam sich darnach äußerst heldenhaft vor, daß er das schöne Frauenzimmer sich erobert hatte. Aber sein Hochgefühl war nicht ungetrübt; er hatte stets kleine Befürchtungen, daß ihm der hintergangene Gatte einen fatalen Skandal einbrocken könnte, durch den seine militärische Laufbahn Schaden nehmen würde.

Camilla beruhigte ihn darüber.

Vorsichtshalber teilte sie Reinhold offen mit, daß ihre Liebe jetzt einem anderen gehöre. Als Reinhold wider ihr Erwarten ganz gleichgültig blieb, war sie ein wenig geärgert.

Mürrisch fragte sie: „Und wie wird das nun mit der Wohnung? Willst du ausziehen oder soll ich? Mir ist's einerlei."

Reinhold antwortete: „Mir eigentlich auch. Aber ich denke, ich bleibe hier. Denn du hast die Veränderung verursacht. Schließlich, wenn du dich verpflichtest, deinen Geliebten nicht hierherzubringen, soll mir's auch gleichgültig sein, wenn du dableibst. Nicht als ob ich eifersüchtig wäre! Aber für drei ist die Wohnung einmal nicht gedacht und auch nicht groß genug."

„Gut," entgegnete Camilla nach einigem Überlegen. „Er mag sich dann ein Zimmer anderswo mieten, denn der Weg nach Möckern ist mir zu weit. Und im übrigen bleibe ich hier."

In der Tat benutzte sie, wenn ihr Leutnant abgehalten war, die gemeinsame Wohnung, und Reinhold vermied es durchaus nicht, sie zu treffen.

Als Camilla seinerzeit auf seinen Vorschlag eingegangen war, hatte sie einen geheimen Racheplan gehabt. Sie gedachte ihren Mann dafür zu bestrafen, daß er augenscheinlich ihrer schon früher satt geworden war als sie seiner, und ließ darum absichtlich ihr Bett in dem gemeinsamen Schlafzimmer stehen. Aber Reinhold merkte, daß sie ihn nur verlocken wollte, um ihn dann zurückzuweisen, und blieb fest. Mit der Zeit vergaß auch Camilla über seiner Gleichgültigkeit ihren stillen Groll, und am Ende kam es so weit, daß die beiden oft mehrere Tage hintereinander in derselben Wohnung hausten und in demselben Zimmer schliefen, ohne daß ihre Seelenruhe durch irgendwelche Gefühle der Sympathie oder der Antipathie gestört worden wäre. Sie nahmen gegenseitig ihre Anwesenheit zur Kenntnis und waren damit miteinander fertig.

Nur die alte Aufwärterin verwunderte sich über dieses sonderbare Eheleben, aber das kümmerte weder den Mann noch die Frau.

— — — — — — — — — — — — — —

Über Gustavs Tod empfand Reinhold nur eine geringe Betrübnis.

Er war selbst über seine Teilnahmlosigkeit erstaunt. Seit seiner Heirat war er zwar dem Vater und den Brüdern ferner gerückt, und Gustav insbesondere hatte er der Krankheit halber zuweilen wochenlang nicht zu Gesicht bekommen, aber er hatte ihn trotzdem stets als einen lieben Bruder und Freund hoch und wert gehalten. Freilich mußte er ja ohne weiteres einräumen, daß Gustavs Tod nur eine Erlösung von einem elenden Siechtum war, aber selbst bei dieser Erwägung hätte er wenigstens die Empfindung eines schmerzlichen Vermissens haben müssen, die in solchen Fällen die Trauer ausmacht. Aber er fühlte nicht einmal das.

Der Grund für diese Gleichgültigkeit schien ihm in einer Änderung seiner ganzen Lebensanschauung zu liegen. Seitdem er seine Arbeit aufgegeben hatte, machte er überall die Erfahrung, daß es ihm unmöglich war, irgend ein Vorhaben noch so ernsthaft zu unternehmen und das, was ihm zustieß, noch so ernsthaft aufzufassen, als es vordem der Fall gewesen war. Dieses ganze Leben kam ihm mit einem Male wie eine recht müßige Sache vor, und Geschehnisse, wie daß seine Frau an einen anderen sich hängte oder daß sein Bruder von der Plage seines Elends befreit wurde, dünkten ihn

wahrhaftig nicht dazu angetan, über diesen Lauf der Welt groß sich zu erregen.

Und daß er stets abgewiesen wurde, wenn er irgendwo ganz obenhin fragte, ob man ihn brauchen könne, das war erst recht kein Grund, den Kopf hängen zu lassen.

Ein einziges Mal hatte er ernstlich sich auf die Suche begeben und auch wirklich Erfolg gehabt. Er war in einer Rahmenfabrik als Vergolder angenommen worden. Aber ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß kaum drei Wochen nach seinem Eintritt die Arbeiter der Fabrik wegen der Ablehnung einer Lohnforderung die Arbeit niederlegten. Reinhold hatte nicht übel Lust, ihrem Beispiele zu folgen, denn die mechanische Arbeit des Goldauftragens wurde ihm allmählich über die Maßen langweilig, aber er ärgerte sich über den Zwang, der von der streikluftigen Majorität auf die ausgeübt wurde, die gegen die Arbeitsniederlegung sich erklärt hatten, und arbeitete mit einigen wenigen weiter.

Als ihm dann auf dem Nachhausewege das übliche „Streikbrecher" und einige andere Schimpfworte entgegengerufen wurden, und gar ein paar Ausständige ihm zu nahe kamen, riß er einem Straßenkehrer den Kehrichtbesen aus der Hand und bedrohte sie damit. Die Angreifer zogen sich wirklich vor seinen übertriebenen Gebärden zurück und behelligten ihn nicht weiter. Dafür hatte Reinhold den Straßenkehrer zu besänftigen, der ihm den Mißbrauch des städtischen Kehrbesens arg übelgenommen hatte.

Der „Streikbrecher" arbeitete noch ein paar Tage;

als er aber eines Morgens den Beginn der Arbeitszeit verschlafen hatte, ging er gleich überhaupt nicht mehr in die Fabrik, und die Streikenden hatten die Genugtuung, ihn zu ihrer Partei bekehrt zu haben.

Von dieser Zeit an richtete Reinhold sein Leben ganz nach seinem Gefallen ein.

Meist stand er spät auf. Aus Langeweile holte er dann wieder seine Bücher hervor. Er durchlas sie nun zum drittenmal, und abermals schienen ihm die Fragen, die da behandelt wurden, kleiner geworden zu sein. Jedenfalls stand er ihnen wieder um ein gut Teil fremder gegenüber.

Sein Interesse an der Lektüre war deshalb nur ein mäßiges, und oft schaute er über das Buch hinweg träumend ins Leere. Dann überdachte er sein Leben und bemühte sich aus der großen Summe der Ereignisse ein greifbares Resultat herauszufinden und in der mannigfachen Verschiedenheit der Handlungen das Gemeinsame und Leitende zu entdecken. Er kam indessen damit zu keinem rechten Ende, was wohl daran lag, daß an jener Summe die Posten der Zukunft noch fehlten.

In den wenigen Wochen war der früher so entschlossene, tatkräftige Mann ganz verwandelt. Früher war es ihm schlechterdings nicht möglich gewesen, stundenlang, wie er jetzt es zu tun pflegte, einem Gedanken nachzuhängen, mit einer nachlässigen Beharrlichkeit, ohne dabei irgendwie den ernstlichen Drang zu haben, eine Klarheit sich zu schaffen. Da hatte es geheißen, zuerst rasch einen freien Blick gewinnen und

einen Entschluß fassen und dann frisch ins Zeug gehen. — Jetzt kam er nicht einmal über das erste hinaus und gab sich ganze Tage lang diesen dämmernden Träumereien hin, die ihn, mit dem beständigen Alleinsein zusammenwirkend, verdrossen und fast menschenscheu machten.

Endlich vermochte er seine Einsamkeit nicht mehr zu ertragen. Er sehnte sich danach, einmal wieder zu jemand zu sprechen. Von diesem Wunsche getrieben ging er aus und schweifte lange zwecklos in den Straßen herum. Überall blieb er stehen, wo ein Verkehrsunfall einen kleinen Zuschauerkreis angelockt hatte, und war froh, bei dieser Gelegenheit mit irgend einer wildfremden Person ein Wort reden zu können.

Trotz seiner Sehnsucht nach Menschen vermied er es, den Vater oder Paul aufzusuchen. Die wußten so viel von ihm, und er wiederum kannte sie so gut, daß sie gleichsam zu ihm selbst und zu seinem Leben gehörten, und sich selbst wollte er gerade entgehen. Ein Fremder war ihm da schon lieber; mochte er sein, wer er wolle. Er, Reinhold, hatte ja keinen anderen Wunsch, als nur nicht mehr allein zu sein.

Aber es hielt schwer, mitten am Werktage jemand zu finden, der Zeit und gleich die Lust zu einem Gespräch mit einem Unbekannten hatte. Diese vielen Menschen, die in den Straßen sich drängten, hatten fast alle eine Verrichtung, und in den Gastwirtschaften war es um diese Zeit leer und unfreundlich.

Dagegen sah er in einer Destillation eine ganze Anzahl Leute am Schanktische lehnen, die allesamt eine

gute Weile Muße haben mußten, — zufällige oder grundsätzliche Arbeitslose, Dienstleute, die nach einer Kommission mit einem Schnaps sich stärkten, Droschkenkutscher, die auf eine Fahrt lauerten, und andere. Da mußte er am ehesten Zerstreuung finden.

Reinhold trat in den Laden ein. Er ließ sich einen Schnaps geben und hörte anfangs nur zu; dann sprach er ab und zu mit und fand sich überraschend leicht in die engen und niedrigen Gedankenkreise der Gäste. Sie schwatzten ja mitunter ganz unglaublich dummes Zeug, aber er war froh, daß der endlose Tag ihm auf diese Art etwas schneller verging und daß die Unterhaltung und der Branntwein ihn von seinen finsteren Grübeleien gründlich befreiten. Mit jedem neuen Gläschen fand er das Leben fideler und ging schließlich spät nachts schwer betrunken nach Haus.

Am anderen Morgen empfand er eine kleine seelische Unbehaglichkeit über den wüsten Abend. Es waren doch zuletzt rechte Sauereien geredet worden, und auch das unmäßige Trinken war gar nicht nach seinem Geschmack gewesen. Darum sann er auf ein anderes Mittel, das ihn zerstreuen könnte und kam am Ende durch eine englische Flugschrift, die er zufällig aus seinem Bücherregale herauszog, auf einen annehmbaren Ausweg.

Als es Abend wurde, setzte er sich ins Café Bauer und ließ sich der Reihe nach alle englischen und amerikanischen Zeitungen geben. Was darin über innere und äußere Politik gesagt war, war ihm ziemlich einerlei, dagegen interessierte er sich über die Maßen für den lokalen Teil, der die Tagesereignisse von London und

Newyork aufzählte. Beim Lesen der Straßen- und Platznamen wurde die Erinnerung an seine Wanderjahre wieder ganz frisch in ihm. Diese Straßen und Plätze standen ihm deutlich vor Augen, und zuweilen war ihm selbst eine einzelne Firma im Gedächtnis geblieben, die nach dem Zeitungsbericht letzthin eine Feuersbrunst zu erleiden gehabt hatte oder bei der ein Einbruch verübt worden war. Einmal stieß er sogar unter den zahllosen Reklamen des „Herald" zufällig auf den Namen seines Newyorker Brotherrn. George Parker schien sein Geschäft vergrößert zu haben; er pries außer seinem Atelier für Innendekorationsmalerei und seiner Tapetendruckerei einen noch nie dagewesenen, unzerstörbaren Pneumatikreifen an.

Diese Erinnerungen bereiteten Reinhold eine harmlose Freude und vertrieben ihm die grauen Grillen auf eine schönere Art, als an jenem trostlosen Abende der Branntwein.

Nachdem er die Zeitungen durchgelesen hatte, pflegte er noch eine Zeitlang das lebhafte Treiben in dem Café zu beobachten oder plauderte auch in den freien Minuten mit dem Zeitungskellner ein paar Worte auf englisch. Dann war allmählich die Zeit herangekommen, in der er zu Hause Schlaf finden zu können meinte.

Freilich hatte er, wenn er so lange, vom Frühabend bis nach Mitternacht, im Café saß, am Ende eine ganze Menge getrunken, und zum Teil war es wohl auch dem genossenen Bier zuzurechnen, daß er schläfrig wurde, aber dem ließ sich einmal nicht ausweichen, — wer ausging, mußte etwas verzehren, —

und es war ja so wunderschön, ganz rasch einzuschlafen, ohne daß man vorher die große Trübsal und Bitterkeit des Tages noch einmal hatte durchkosten müssen.

Um auch am Tage beschäftigt zu sein, begann er die englische Broschüre, die ihm den guten Gedanken eingegeben hatte, ins Deutsche zu übersetzen. Sie behandelte die Gewerkschaftsbewegung, und da er mit diesem Stoffe vertraut war, machte ihm die Übertragung keine allzugroßen Schwierigkeiten.

Abends nahm er dann wieder die Zeitungen vor. Nacheinander begrüßte er die Örtlichkeiten und Verhältnisse wie alte, gute Freunde, und hatte dabei gewissermaßen nur die reine Freude des ersten Wiedersehens nach einer langen Trennung.

Aber als diese Empfindung nach einiger Zeit nachließ, drängten sich ihm Vergleiche zwischen damals und jetzt auf. Er dachte daran, wie er damals seinen Kurs selbst gewählt hatte und das Steuer mit fester Hand gehalten hatte, und jetzt wurde er getrieben und folgte widerstandslos der Strömung. Diese Betrachtung vergällte ihm die Erinnerung an jene Jahre; er fand plötzlich in den Zeitungen nur Hohn für sich und stand wieder ratlos da.

Der wüste Abend war ihm noch in warnender Erinnerung. Lieber suchte er um jeden Preis eine Arbeit. Er hatte nur den einen Wunsch, am Tage keine Zeit zum Nachdenken übrig zu haben und abends todmüde zu sein, und nahm deshalb die schwerste Beschäftigung an, die sich ihm bot: er ließ sich als Erdarbeiter bei einem Schleusenbau anwerben.

Wenn bei dem Hacken und Schaufeln seine ungeübten Kräfte zu erlahmen drohten, mußte ihm allerdings wieder der Schnaps aufhelfen. Das ging einmal für den Anfang nicht anders, sonst wäre er der harten Arbeit unterlegen. Dafür war er allabendlich so herrlich müde und zerschlagen, daß der ganze Sonntag noch von dem wohligen Gefühl des Ausruhens erfüllt war und daß die müßigen, selbstquälerischen Überlegungen den in dem Behagen der Ruhe sich Dehnenden und Streckenden nicht im geringsten beunruhigen konnten.

Reinhold fühlte sich durch diese gewaltige Ausarbeitung jeden Tag frischer werden. Er hatte sein Heilmittel gefunden: nach all dem Tappen und Zweifeln war das Einfachste für ihn das Beste gewesen, und nur der Branntwein wollte ihm an dieser Naturkur nicht gefallen. Einstweilen glaubte er aber, ihn noch zu seiner Stärkung beibehalten zu müssen.

In den ersten Märztagen nahm dieses heilsame Leben ein plötzliches Ende. Reinhold geriet mit einem Aufseher, der ihn seiner Meinung nach zu Unrecht gescholten hatte, in Streit und wurde entlassen. Seinen bitteren Zorn hinunterwürgend, packte er sein Werkzeug auf den Rücken und ging nach Hause.

Aber der Unmut trieb ihn wieder fort. Er suchte den ersten besten Schnapsschank auf und fand bei den Gästen ein ihm wohltuendes Bedauern. Sie schimpften allesamt mit ihm auf die Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit der Unternehmer, zum Dank dafür hielt er sie frei und ersäufte schließlich seinen Groll im Branntwein.

Am nächsten Tage trieb er es nach einem schwachen Zögern wieder so. Die Arbeit und Plage, die er vorher so freudig auf sich genommen hatte, waren ihm jetzt leid, und gerade nach dieser Schinderei wollte er eigens sich einmal recht gehen lassen. Das Geld hatte er ja dazu, und es war doch zehnmal gescheiter, eins zu trinken und lustig zu sein, als daheim Trübsal zu blasen.

Allnächtlich kam er nun betrunken nach Haus. Wenn er darnach gegen Mittag aufwachte, sehnte er sich bereits wieder nach einem Schnaps und war bald wieder auf dem Wege zur Destillation. Bei diesem Tageslaufe, gegen den er nicht im geringsten mehr sich sträubte, war es ihm gleichgültig, daß seine Kleidung vernachlässigt ausschaute und daß er unsaubere Wäsche trug. Dann paßte er nur um so besser zu seinen Genossen.

Er begann ihnen aber nicht nur äußerlich ähnlich zu werden, sondern nahm auch in sein Denken nnd Betragen vieles von ihrem Wesen hinüber. Er gewöhnte sich an ihre rohe, an Flüchen reiche Sprache, fand ihre Albernheiten halbwegs interessant und eignete sich ihre laute und streitsüchtige Art an.

Von Tag zu Tag wurde ihm der Branntwein unentbehrlicher. Er trieb sich tagsüber herum, bis er fühlte, daß er genug hatte, und begann am nächsten Morgen wieder dieselbe Reihe.

Ein einziges Mal kam er nüchtern nach Haus. Das war am Tage nach dem sächsischen Bußtage, den er durch einen besonders großen Rausch gefeiert hatte, — am zehnten März.

Er hatte am Ranstädter Steinweg in der Schnapsbrennerei zur goldenen Sonne seine Flasche sich füllen lassen und stand darnach müßig am Geländer der Pleißenbrücke. Da kam flußabwärts ein Nachen, in dem zwei Schutzleute saßen. Der eine davon suchte ein Frauenzimmer aus dem Wasser in den Kahn zu zerren, aber die Person riß sich immer wieder von ihm los und wollte wieder untertauchen. Offenbar war sie am Naundörfchen in die Pleiße gesprungen, und die Männer waren ihr vom Feuerwehrdepot aus nachgefahren, um sie zu retten.

Jetzt trieben der Kahn und die Selbstmörderin auf die Brücke zu, von der aus eine immer größer werdende Menge dem aufregenden Vorgange zusah.

Reinhold stützte sich gerade auf die Mitte des Geländers, wo unterhalb der Rettungsring hing. Er konnte den Kampf genau beobachten und sah deutlich die Verzweiflung in den Zügen der Selbstmörderin und ihre Angst vor der Rettung und dem Leben.

Von rückwärts hörte er sich angerufen: „So werfen Sie doch den Ring hinunter, damit sie sich festhalten kann!“

Reinhold richtete sich auf und erwiderte: „Fällt mir gar nicht ein. Das Frauenzimmer will ja durchaus ersaufen und wird schon wissen warum. S'ist ja kein kleines Kind mehr.“

Da warf eine dicke Frau, die neben ihm stand, den Ring ins Wasser und zankte dabei: „Das ist doch ganz egal, Sie gräßlicher Mensch.“

Reinhold zuckte die Achseln.

Kurz hinter der Brücke gelang es den Polizisten, die Ertrinkende an das gemauerte Ufer zu drängen und an einer kleinen Treppe gewaltsam in den Nachen zu heben. Sie war noch sehr jung und hübsch und schien aus Furcht vor der Schande einer außerehelichen Mutterschaft den Tod gesucht zu haben. Jetzt lag sie keuchend und mit irren Augen um sich starrend auf der Erde.

Als Reinhold ihren schwangeren Leib sah, lachte er höhnisch auf und murmelte: „So wären's gleich zwei gewesen!"

Aber er vermochte es doch nicht über sich, zu seinen Zechkameraden zurückzukehren und ging finster nach Hause.

16

Seit dem Anfang des Jahres 1898 hatte Camilla nur ſelten in der gemeinſamen Wohnung ſich blicken laſſen, und gar ſeit dem Karneval hatte ſie ſie überhaupt nicht mehr betreten.

Sie ſchien von dem kleinen Leutnant ſich getrennt zu haben oder doch an ihm nicht Genüge zu finden und beglückte neben ihm noch andere mit ihrer Gunſt. Mehrmals hatte Reinhold ſie in Begleitung eines ganzen Schwarmes eleganter Herren geſehen, denen meiſt der Offizier trotz der Zivilkleidung anzuſehen war. Schließlich hatte er ſie ganz aus den Augen verloren.

Das war ihm bisher gar nicht ſonderlich zum Bewußtſein gekommen. Erſt als er nicht mehr wie ſonſt gleich nach dem Aufſtehen zu ſeinem Morgenbranntwein eilen konnte, dachte er daran, wie lange ſie ausgeblieben war.

Er war kurz nach dem Erlebniſſe am Ranſtädter Steinweg erkrankt; ſein Magen ſchien durch die Un-

als er aber eines Morgens den Beginn der Arbeitszeit verschlafen hatte, ging er gleich überhaupt nicht mehr in die Fabrik, und die Streikenden hatten die Genugtuung, ihn zu ihrer Partei bekehrt zu haben.

Von dieser Zeit an richtete Reinhold sein Leben ganz nach seinem Gefallen ein.

Meist stand er spät auf. Aus Langeweile holte er dann wieder seine Bücher hervor. Er durchlas sie nun zum drittenmal, und abermals schienen ihm die Fragen, die da behandelt wurden, kleiner geworden zu sein. Jedenfalls stand er ihnen wieder um ein gut Teil fremder gegenüber.

Sein Interesse an der Lektüre war deshalb nur ein mäßiges, und oft schaute er über das Buch hinweg träumend ins Leere. Dann überdachte er sein Leben und bemühte sich aus der großen Summe der Ereignisse ein greifbares Resultat herauszufinden und in der mannigfachen Verschiedenheit der Handlungen das Gemeinsame und Leitende zu entdecken. Er kam indessen damit zu keinem rechten Ende, was wohl daran lag, daß an jener Summe die Posten der Zukunft noch fehlten.

In den wenigen Wochen war der früher so entschlossene, tatkräftige Mann ganz verwandelt. Früher war es ihm schlechterdings nicht möglich gewesen, stundenlang, wie er jetzt es zu tun pflegte, einem Gedanken nachzuhängen, mit einer nachlässigen Beharrlichkeit, ohne dabei irgendwie den ernstlichen Drang zu haben, eine Klarheit sich zu schaffen. Da hatte es geheißen, zuerst rasch einen freien Blick gewinnen und

einen Entschluß fassen und dann frisch ins Zeug gehen. — Jetzt kam er nicht einmal über das erste hinaus und gab sich ganze Tage lang diesen dämmernden Träumereien hin, die ihn, mit dem beständigen Alleinsein zusammenwirkend, verdrossen und fast menschenscheu machten.

Endlich vermochte er seine Einsamkeit nicht mehr zu ertragen. Er sehnte sich danach, einmal wieder zu jemand zu sprechen. Von diesem Wunsche getrieben ging er aus und schweifte lange zwecklos in den Straßen herum. Überall blieb er stehen, wo ein Verkehrsunfall einen kleinen Zuschauerkreis angelockt hatte, und war froh, bei dieser Gelegenheit mit irgend einer wildfremden Person ein Wort reden zu können.

Trotz seiner Sehnsucht nach Menschen vermied er es, den Vater oder Paul aufzusuchen. Die wußten so viel von ihm, und er wiederum kannte sie so gut, daß sie gleichsam zu ihm selbst und zu seinem Leben gehörten, und sich selbst wollte er gerade entgehen. Ein Fremder war ihm da schon lieber; mochte er sein, wer er wolle. Er, Reinhold, hatte ja keinen anderen Wunsch, als nur nicht mehr allein zu sein.

Aber es hielt schwer, mitten am Werktage jemand zu finden, der Zeit und gleich die Lust zu einem Gespräch mit einem Unbekannten hatte. Diese vielen Menschen, die in den Straßen sich drängten, hatten fast alle eine Verrichtung, und in den Gastwirtschaften war es um diese Zeit leer und unfreundlich.

Dagegen sah er in einer Destillation eine ganze Anzahl Leute am Schanktische lehnen, die allesamt eine

gute Weile Muße haben mußten, — zufällige oder grundsätzliche Arbeitslose, Dienstleute, die nach einer Kommission mit einem Schnaps sich stärkten, Droschkenkutscher, die auf eine Fahrt lauerten, und andere. Da mußte er am ehesten Zerstreuung finden.

Reinhold trat in den Laden ein. Er ließ sich einen Schnaps geben und hörte anfangs nur zu; dann sprach er ab und zu mit und fand sich überraschend leicht in die engen und niedrigen Gedankenkreise der Gäste. Sie schwatzten ja mitunter ganz unglaublich dummes Zeug, aber er war froh, daß der endlose Tag ihm auf diese Art etwas schneller verging und daß die Unterhaltung und der Branntwein ihn von seinen finsteren Grübeleien gründlich befreiten. Mit jedem neuen Gläschen fand er das Leben fideler und ging schließlich spät nachts schwer betrunken nach Haus.

Am anderen Morgen empfand er eine kleine seelische Unbehaglichkeit über den wüsten Abend. Es waren doch zuletzt rechte Sauereien geredet worden, und auch das unmäßige Trinken war gar nicht nach seinem Geschmack gewesen. Darum sann er auf ein anderes Mittel, das ihn zerstreuen könnte und kam am Ende durch eine englische Flugschrift, die er zufällig aus seinem Bücherregale herauszog, auf einen annehmbaren Ausweg.

Als es Abend wurde, setzte er sich ins Café Bauer und ließ sich der Reihe nach alle englischen und amerikanischen Zeitungen geben. Was darin über innere und äußere Politik gesagt war, war ihm ziemlich einerlei, dagegen interessierte er sich über die Maßen für den lokalen Teil, der die Tagesereignisse von London und

Newyork aufzählte. Beim Lesen der Straßen- und Platznamen wurde die Erinnerung an seine Wanderjahre wieder ganz frisch in ihm. Diese Straßen und Plätze standen ihm deutlich vor Augen, und zuweilen war ihm selbst eine einzelne Firma im Gedächtnis geblieben, die nach dem Zeitungsbericht letzthin eine Feuersbrunst zu erleiden gehabt hatte oder bei der ein Einbruch verübt worden war. Einmal stieß er sogar unter den zahllosen Reklamen des „Herald" zufällig auf den Namen seines Newyorker Brotherrn. George Parker schien sein Geschäft vergrößert zu haben; er pries außer seinem Atelier für Innendekorationsmalerei und seiner Tapetendruckerei einen noch nie dagewesenen, unzerstörbaren Pneumatikreifen an.

Diese Erinnerungen bereiteten Reinhold eine harmlose Freude und vertrieben ihm die grauen Grillen auf eine schönere Art, als an jenem trostlosen Abende der Branntwein.

Nachdem er die Zeitungen durchgelesen hatte, pflegte er noch eine Zeitlang das lebhafte Treiben in dem Café zu beobachten oder plauderte auch in den freien Minuten mit dem Zeitungskellner ein paar Worte auf englisch. Dann war allmählich die Zeit herangekommen, in der er zu Hause Schlaf finden zu können meinte.

Freilich hatte er, wenn er so lange, vom Frühabend bis nach Mitternacht, im Café saß, am Ende eine ganze Menge getrunken, und zum Teil war es wohl auch dem genossenen Bier zuzurechnen, daß er schläfrig wurde, aber dem ließ sich einmal nicht ausweichen, — wer ausging, mußte etwas verzehren, —

und es war ja so wunderschön, ganz rasch einzuschlafen, ohne daß man vorher die große Trübsal und Bitterkeit des Tages noch einmal hatte durchkosten müssen.

Um auch am Tage beschäftigt zu sein, begann er die englische Broschüre, die ihm den guten Gedanken eingegeben hatte, ins Deutsche zu übersetzen. Sie behandelte die Gewerkschaftsbewegung, und da er mit diesem Stoffe vertraut war, machte ihm die Übertragung keine allzugroßen Schwierigkeiten.

Abends nahm er dann wieder die Zeitungen vor. Nacheinander begrüßte er die Örtlichkeiten und Verhältnisse wie alte, gute Freunde, und hatte dabei gewissermaßen nur die reine Freude des ersten Wiedersehens nach einer langen Trennung.

Aber als diese Empfindung nach einiger Zeit nachließ, drängten sich ihm Vergleiche zwischen damals und jetzt auf. Er dachte daran, wie er damals seinen Kurs selbst gewählt hatte und das Steuer mit fester Hand gehalten hatte, und jetzt wurde er getrieben und folgte widerstandslos der Strömung. Diese Betrachtung vergällte ihm die Erinnerung an jene Jahre; er fand plötzlich in den Zeitungen nur Hohn für sich und stand wieder ratlos da.

Der wüste Abend war ihm noch in warnender Erinnerung. Lieber suchte er um jeden Preis eine Arbeit. Er hatte nur den einen Wunsch, am Tage keine Zeit zum Nachdenken übrig zu haben und abends todmüde zu sein, und nahm deshalb die schwerste Beschäftigung an, die sich ihm bot: er ließ sich als Erdarbeiter bei einem Schleusenbau anwerben.

Wenn bei dem Hacken und Schaufeln seine ungeübten Kräfte zu erlahmen drohten, mußte ihm allerdings wieder der Schnaps aufhelfen. Das ging einmal für den Anfang nicht anders, sonst wäre er der harten Arbeit unterlegen. Dafür war er allabendlich so herrlich müde und zerschlagen, daß der ganze Sonntag noch von dem wohligen Gefühl des Ausruhens erfüllt war und daß die müßigen, selbstquälerischen Überlegungen den in dem Behagen der Ruhe sich Dehnenden und Streckenden nicht im geringsten beunruhigen konnten.

Reinhold fühlte sich durch diese gewaltige Ausarbeitung jeden Tag frischer werden. Er hatte sein Heilmittel gefunden: nach all dem Tappen und Zweifeln war das Einfachste für ihn das Beste gewesen, und nur der Branntwein wollte ihm an dieser Naturkur nicht gefallen. Einstweilen glaubte er aber, ihn noch zu seiner Stärkung beibehalten zu müssen.

In den ersten Märztagen nahm dieses heilsame Leben ein plötzliches Ende. Reinhold geriet mit einem Aufseher, der ihn seiner Meinung nach zu Unrecht gescholten hatte, in Streit und wurde entlassen. Seinen bitteren Zorn hinunterwürgend, packte er sein Werkzeug auf den Rücken und ging nach Hause.

Aber der Unmut trieb ihn wieder fort. Er suchte den ersten besten Schnapsschank auf und fand bei den Gästen ein ihm wohltuendes Bedauern. Sie schimpften allesamt mit ihm auf die Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit der Unternehmer, zum Dank dafür hielt er sie frei und ersäufte schließlich seinen Groll im Branntwein.

Am nächsten Tage trieb er es nach einem schwachen Zögern wieder so. Die Arbeit und Plage, die er vorher so freudig auf sich genommen hatte, waren ihm jetzt leid, und gerade nach dieser Schinderei wollte er eigens sich einmal recht gehen lassen. Das Geld hatte er ja dazu, und es war doch zehnmal gescheiter, eins zu trinken und lustig zu sein, als daheim Trübsal zu blasen.

Allnächtlich kam er nun betrunken nach Haus. Wenn er darnach gegen Mittag aufwachte, sehnte er sich bereits wieder nach einem Schnaps und war bald wieder auf dem Wege zur Destillation. Bei diesem Tageslaufe, gegen den er nicht im geringsten mehr sich sträubte, war es ihm gleichgültig, daß seine Kleidung vernachlässigt ausschaute und daß er unsaubere Wäsche trug. Dann paßte er nur um so besser zu seinen Genossen.

Er begann ihnen aber nicht nur äußerlich ähnlich zu werden, sondern nahm auch in sein Denken nnd Betragen vieles von ihrem Wesen hinüber. Er gewöhnte sich an ihre rohe, an Flüchen reiche Sprache, fand ihre Albernheiten halbwegs interessant und eignete sich ihre laute und streitsüchtige Art an.

Von Tag zu Tag wurde ihm der Branntwein unentbehrlicher. Er trieb sich tagsüber herum, bis er fühlte, daß er genug hatte, und begann am nächsten Morgen wieder dieselbe Reihe.

Ein einziges Mal kam er nüchtern nach Haus. Das war am Tage nach dem sächsischen Bußtage, den er durch einen besonders großen Rausch gefeiert hatte, — am zehnten März.

Er hatte am Ranstädter Steinweg in der Schnapsbrennerei zur goldenen Sonne seine Flasche sich füllen lassen und stand darnach müßig am Geländer der Pleißenbrücke. Da kam flußabwärts ein Nachen, in dem zwei Schutzleute saßen. Der eine davon suchte ein Frauenzimmer aus dem Wasser in den Kahn zu zerren, aber die Person riß sich immer wieder von ihm los und wollte wieder untertauchen. Offenbar war sie am Naundörfchen in die Pleiße gesprungen, und die Männer waren ihr vom Feuerwehrdepot aus nachgefahren, um sie zu retten.

Jetzt trieben der Kahn und die Selbstmörderin auf die Brücke zu, von der aus eine immer größer werdende Menge dem aufregenden Vorgange zusah.

Reinhold stützte sich gerade auf die Mitte des Geländers, wo unterhalb der Rettungsring hing. Er konnte den Kampf genau beobachten und sah deutlich die Verzweiflung in den Zügen der Selbstmörderin und ihre Angst vor der Rettung und dem Leben.

Von rückwärts hörte er sich angerufen: „So werfen Sie doch den Ring hinunter, damit sie sich festhalten kann!“

Reinhold richtete sich auf und erwiderte: „Fällt mir gar nicht ein. Das Frauenzimmer will ja durchaus ersaufen und wird schon wissen warum. S'ist ja kein kleines Kind mehr.“

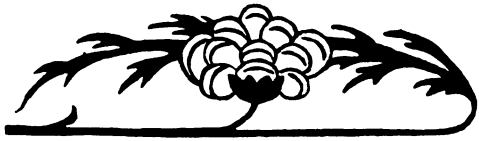
Da warf eine dicke Frau, die neben ihm stand, den Ring ins Wasser und zankte dabei: „Das ist doch ganz egal, Sie gräßlicher Mensch.“

Reinhold zuckte die Achseln.

Kurz hinter der Brücke gelang es den Poliziſten, die Ertrinkende an das gemauerte Ufer zu drängen und an einer kleinen Treppe gewaltſam in den Nachen zu heben. Sie war noch ſehr jung und hübſch und ſchien aus Furcht vor der Schande einer außerehelichen Mutterſchaft den Tod geſucht zu haben. Jetzt lag ſie keuchend und mit irren Augen um ſich ſtarrend auf der Erde.

Als Reinhold ihren ſchwangeren Leib ſah, lachte er höhniſch auf und murmelte: „So wären's gleich zwei geweſen!“

Aber er vermochte es doch nicht über ſich, zu ſeinen Zechkameraden zurückzukehren und ging finſter nach Hauſe.



16

Seit dem Anfang des Jahres 1898 hatte Camilla nur selten in der gemeinsamen Wohnung sich blicken lassen, und gar seit dem Karneval hatte sie sie überhaupt nicht mehr betreten.

Sie schien von dem kleinen Leutnant sich getrennt zu haben oder doch an ihm nicht Genüge zu finden und beglückte neben ihm noch andere mit ihrer Gunst. Mehrmals hatte Reinhold sie in Begleitung eines ganzen Schwarmes eleganter Herren gesehen, denen meist der Offizier trotz der Zivilkleidung anzusehen war. Schließlich hatte er sie ganz aus den Augen verloren.

Das war ihm bisher gar nicht sonderlich zum Bewußtsein gekommen. Erst als er nicht mehr wie sonst gleich nach dem Aufstehen zu seinem Morgenbranntwein eilen konnte, dachte er daran, wie lange sie ausgeblieben war.

Er war kurz nach dem Erlebnisse am Ranstädter Steinweg erkrankt; sein Magen schien durch die Un-

mäßigkeit im Trinken arg mitgenommen zu sein und nahm keine Nahrung mehr an. Reinhold setzte trotzdem seinen Wandel noch ein paar Tage fort, aber am Ende überwältigte ihn die Krankheit. Am vierzehnten März legte er sich fiebernd nieder und erwachte nach einer schlechten Nacht matt und kraftlos. Den ganzen Tag über blieb er im Bett und ließ sich nur mittags eine Suppe von der Aufwartefrau besorgen. Diese Enthaltsamkeit tat ihm gut; er fühlte sich am Abend wohler und stand auf, um irgendwo noch eine Tasse Fleischbrühe oder sonst etwas ganz Leichtes zu sich zu nehmen.

Er besann sich, im Café Bauer einmal eine besonders kräftige Bouillon getrunken zu haben und kehrte dort ein. Der Zeitungskellner freute sich, ihn endlich wiederzusehen und brachte ihm die gewohnten Zeitungen. Reinhold nahm sie zur Hand und begann das, was ihm gerade auffiel, langsam und bedächtig durchzulesen, diesmal wie etwas Fremdes und ganz und gar Unbekanntes, ohne jede Bitterkeit.

Währenddessen wurde es elf Uhr und darüber, und Reinhold rüstete sich zum Gehen.

Plötzlich sah er Camilla in der Gesellschaft mehrerer Herren das Café betreten. Es schien ihm, als ob auch sie ihn erblickt hätte und nun absichtlich an einem Tisch in seiner Nähe sich niederließe.

Nachdem sie sich gesetzt hatte, erkannte sie ihn jedenfalls bestimmt; sie sah ihn scharf an, aber sie grüßte ihn nicht.

Sie und ihre Begleiter hatten ersichtlich ein reich-

liches Abendbrot schon hinter sich, denn die Gesichter waren stark gerötet, und die Stimmen klangen laut und ein wenig trunken.

Camilla schwieg erst eine Zeitlang und hatte für ein paar Witze der Herren nur ein mechanisches Lächeln. Dann aber, als der Kellner um die Aufträge der Gesellschaft bat und einer ihrer Begleiter sie mit einem: „Und Sie, schönes Fräulein?“ nach ihren Wünschen fragte, entgegnete sie in einem ziemlich scharfen Tone: „Bester Herr, nennen Sie mich doch nicht immer Fräulein. Ich bin nun einmal Frau.“

Derjenige der Herren, der als ihr augenblicklicher Günstling neben ihr saß und halb sich an sie schmiegte, blickte auf und sagte verwundert: „Aber, Millachen, davon hast du ja noch keinen Ton gesagt. Sag' mal, was war denn das für ein Jammerlappen, der dich so ohne weiteres hat echappieren lassen? Oder bist du etwa gar Witwe?“

Camilla lehnte sich in ihren Stuhl zurück und antwortete: „Herrschaften, das war ein Kerl, der euch allesamt in die Tasche gesteckt hätte.“

Sie überflog dabei mit ihren Blicken den Tisch, an dem nicht eben sonderlich durch Kraft, Schönheit oder Klugheit hervorstechende Vertreter des männlichen Geschlechtes saßen. Vielmehr war an den meisten die Frisur und die Kleidung das weitaus wertvollste.

Und kopfnickend wiederholte sie: „Euch alle zusammen hätte er in die Tasche stecken können.“

Die Offiziere schienen etwas geärgert zu sein und erwiderten mit lauten, halb unwilligen Ausrufen.

„Oho!“ machte ein kleiner, leichtgewichteter Schwarzkopf und „Nanu!“ ein langer, dürrer Blonder.

Nur Camillas Nachbar fühlte sich weniger getroffen und erkundigte sich weiter: „Na, und was treibt er denn jetzt?“

Sie zog die Achseln hoch und ließ einen leisen Pfiff hören.

„Ja, Camillachen?“ drängte der Frager. „Sag' doch, was macht er denn?“

Camilla sah starr auf Reinhold und antwortete mit hochgezogenen Brauen und geheimnisvoll flüsternd: „Er säuft!“

„Pfui, wie gemein!“ klang es um den Tisch herum. Gleichzeitig nahmen die Herren ihre Gläser zur Hand und gossen den Kognak hinunter.

Dann lachten sie über ihren Witz.

Auch Camilla wurde von nun an lebhafter und war bald in ein nach allen Seiten zugleich geführtes, zweideutiges Gespräch verwickelt.

Der Günstling schien endlich aufbrechen zu wollen und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Aber sie stellte sich, als ob sie nichts verstände und zwang ihn dadurch, ganz laut sein Anliegen zu wiederholen.

„Gehen wollen wir!“ sagte er schließlich.

„Wohin denn?“ machte Camilla sich über ihn lustig.

„Nun, nach Hause,“ antwortete er.

„Nein, das ist heute ganz unmöglich,“ hielt sie dawider.

„Aber warum denn?“ fragte er kläglich.

Jetzt flüsterte sie ihm etwas ins Ohr und sagte

dann laut: „Herrschaften, ich bitte zur Kenntnis zu nehmen: heute, morgen, übermorgen und überübermorgen bin ich indisponiert."

Diese Ankündigung wurde mit einem lauten Gelächter aufgenommen, und auch der Günstling beruhigte sich nun.

„Dann trinken wir halt immer noch eins!" rief er und bestellte eine Serie Punsch.

Aber Reinhold stand auf und ging.

Die Antwort Camillas: „Er sauft", die er trotz des leisen Flüstertones deutlich verstanden hatte, klang ihm beständig in den Ohren, und er hatte dann nur noch mechanisch auf das darauffolgende Gespräch gehört, ohne daß er den Sinn auch nur eines Wortes erfaßt hätte.

Draußen schlug er die seinem Heimwege entgegengesetzte Richtung der Promenade ein. Die kalte, feuchte Nachtluft weckte ihn aus der dumpfen Betäubung, zu der ihn Camillas Worte niedergeschmettert hatten, und im Gehen begann er nachzudenken.

Was dieses Weib sonst über ihn sagen mochte, mußte ihm gleichgültig sein; sie hatte vielleicht noch ganz andere und schlimmere Dinge über ihn erzählt. Das Schreckliche in diesem Falle war nur, daß sie recht hatte, ganz unzweifelhaft recht. Es war gar nicht dagegen zu streiten: er war in den letzten Wochen ein Säufer geworden. Nichts, aber auch gar nichts unterschied ihn von seinen Kumpanen, die er selbst früher nicht anders als Saufause und Tagediebe genannt hatte.

Da das seine Richtigkeit hatte, mußte er ohne

Zweifel Camilla dankbar sein, das sie ihm die Augen geöffnet hatte.

Er sann darüber nach, aus welchem Grunde sie ihn wohl gewarnt hätte. Denn für eine Warnung nahm er ihre Worte, in denen er keine Spur von boshaftem Hohn, sondern eher einen starken, unwilligen Zorn verspürt hatte.

War etwa doch in ihrer Leidenschaft zu ihm etwas gewesen, was über eine rein sinnliche Empfindung hinausging? Oder war es ein Bedauern darüber, daß etwas, das ihr einstmals zur Freude gedient hatte, allmählich ihr zu einem Abscheu sich verwandelte? Wie hatte sie es überhaupt erfahren, in welchem Zustand er sich befand? Hatte sie es aus seinem Äußeren durch ihre Frauenschlauheit mit einem Schlage erraten oder hatte sie ihn gar irgendwo im Rausche gesehen?

Er sann hin und her, aber er kam zu keinem rechten Resultat.

Im Grunde waren das ja auch müßige Fragen. Jetzt galt es vor allem, dem Elend ein Ende zu machen.

Arbeit konnte ihm allein helfen; aber keine, die in etwas Ähnlichem wie in jenem Graben und Schaufeln bestand. Die damalige Anstrengung hatte zwar seinem Körper wohlgetan und ihm auch den Kopf frei gemacht, aber ihre Eintönigkeit mußte auf die Dauer unerträglich für einen sein, der, wie er, Zeit seines Lebens ein Handwerk, das an eine Kunst grenzte, und zuletzt gar ein Kunsthandwerk ausgeübt hatte, — unerträglich, wenn er nicht durch den Alkohol darüber sich hinwegtäuschte.

Da blieb also weiter nichts übrig, als wieder die Dekorationsmalerei anzufangen oder am besten das Musterzeichnen.

Einen Augenblick sträubte er sich gegen diese Folgerung, — er hatte ja diese Beschäftigung verschworen, — aber dann gab er klein bei. So war es am besten. Durch einen bekannten Arbeiter der Tapetenfabrik hatte er ohne sein Zutun erfahren, daß der Prinzipal mit den neuen Zeichnern nicht auskommen könne; sie machten ihm nichts zu Danke. Der erste, der an Reinholds Stelle getreten war, war schon wieder entlassen, und auch mit dessen Nachfolger gab es fast täglich Skandal. Da würde er also leicht wieder ankommen, und jetzt würde er dem Chef wohl niemals wieder mit zu überschwenglichen oder zu gewagten Vorlagen Not machen, jetzt würde er der Mann nach seinem Herzen sein.

Auch von seinen hochfliegenden malerischen Ideen fühlte er sich jetzt frei. Das war für ihn in dem Augenblick abgetan, in dem er seinem künstlerischen Streben durch das Verbrennen der Skizzen Valet gesagt hatte.

Früher war er wie die anderen auf den glänzenden Schein des hohen Zieles zugeeilt, von dem glühenden Streben getrieben, in den lichten Glanz zu gelangen, und zuweilen hatte es ihn gedünkt, als wäre er mit wenigen weit voraus, aber jetzt hatte er einmal ausgesetzt mit Laufen, und in dieser Pause war er zu der Erkenntnis gekommen, daß die ersehnte und lockende Sonne immer vor den rennenden Menschen hereilte und daß sie unerreichbar war.

Das war nun freilich nicht nach seinem Geschmack, dieses Dahintrotten ohne Lust und Eifer, nur um nicht liegen zu bleiben und von den anderen zertreten zu werden, und er meinte, wenn jetzt der Tod ihn bei der Hand ergriffe, würde er ihm einen herzlichen Willkomm bieten.

Aber selbst den Knochigen herbeizurufen, verspürte er doch keine Lust, rein aus dem starken Lebenstriebe heraus, der ihn alle die vergangenen Jahre hindurch beseelt und ihm das Leben zu einem freudigen Kampfe gestaltet hatte.

Notgedrungen entschloß er sich, die Rüstung des Kämpfers abzulegen und den Rest des Lebensweges im schlichten, grauen Pilgerkleide zurückzulegen.

Während dieser Überlegungen war Reinhold mehrere Male um den Promenadenring herumgegangen. Erst gegen zwei Uhr raffte er sich auf und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein.

Zu seinem Erstaunen sah er von unten in seiner Schlafstube Licht brennen.

Sein erster Gedanke war: da ist einer eingebrochen; der dumme Kerl wird zwar nicht viel zum Mitnehmen gefunden haben, aber gleichwohl wirst du dich auf ihn werfen und ihn festzuhalten suchen; er hat dann vielleicht ein Messer oder eine andere Waffe zur Hand, und du bist mit einem Male der leidigen Zweifel enthoben.

Entschlossen öffnete er die Haustür und erklomm im Finstern die zwei Treppen. Aber schon während des Hinaufsteigens schlug er sich den Verdacht, daß ein

Einbrecher ihn heimgesucht habe, aus dem Kopfe. Vielmehr mußte er an Camilla denken, die er vor wenigen Stunden erst so unerwartet wiedergesehen hatte. Sie besaß ja noch von früher her den Haus- und Flurschlüssel.

Wie er die Tür öffnete, fand er das, was ihm bereits vorher zur Gewißheit geworden war, bestätigt.

Camilla lag schlafend, noch halb angekleidet, auf ihrem Bette. Auf dem Nachttisch brannte eine Kerze, die sie wohl auszulöschen vergessen hatte.

Reinhold konnte nach dem Eindruck, den er im Café Bauer von ihr bekommen hatte, ihre Anwesenheit nicht anders sich erklären, als daß sie gekommen war, um ihm ins Gewissen zu reden. Er hatte sie also doch unterschätzt. Aber als er näher zusah, merkte er, daß sie betrunken war.

Sie hatte ihr Mieder und ihre Röcke ausgezogen und noch das Korsett abgelegt, darnach schien sie von der Trunkenheit überwältigt worden zu sein.

Die abgelegten Kleidungsstücke waren unordentlich vor das Bett hingestreut, und sie selbst lag in einem tiefen Schlaf, in dem sie weder durch das Geräusch, das Reinhold verursachte, noch durch den Lichtschein der Kerze, den er auf ihr Gesicht fallen ließ, gestört wurde. Allein die frostige Nachtkälte schien sie unwillkürlich zu empfinden, denn sie schauerte in ihrem gelbseidenen Hemd zusammen und zog die gleichfarbige, spitzenbesetzte Unterwäsche herauf, die ihr beim Auskleiden bis zu den Füßen herabgeglitten war.

Reinhold setzte sich ihr gegenüber auf den Bettrand und betrachtete sie nachdenklich.

Jetzt war es ihm erst recht zweifelhaft, was er von ihr halten sollte. Schließlich glaube er das richtige zu treffen, wenn er annahm, daß sie tatsächlich in einer guten Absicht ihn habe aufsuchen wollen und nur ihre Trunkenheit in Betracht zu ziehen vergessen hatte.

Das Licht war unterdessen tief niedergebrannt, aber vor dem Verlöschen flammte der letzte, lange Dochtrest noch einmal hell auf und beleuchtete die Schlafende.

Sie war schön, auch in diesem Zustande, von der ein wenig zu vollen, üppigen Schönheit ausschweifender Dirnen, deren Reize im Alter in eine einzige große Fettmasse zerfließen.

Aber der Odem von Punsch und Zigaretten, der von ihrem halbgeöffneten Munde ausging, ekelte Reinhold an. Er deckte die Regungslose mit ihren Röcken zu und verließ die Schlafstube.

Im Wohnzimmer machte er auf dem Sofa sich ein Lager zurecht. Wie er sich niederlegte, fühlte er plötzlich eine starke Ermattung, die die Folge seines Unwohlseins und der seelischen Aufregungen des Tages war, und fiel in einen festen, traumlosen Schlaf.

Kurz vor zehn Uhr wachte er auf.

Draußen schien die schöne Sonne, und auf die nebelige, frostige Nacht war ein heller, milder Tag gefolgt.

Reinhold fühlte sich durch den langen Schlaf überaus gekräftigt. Jetzt, nachdem er in der Nacht den so schweren Entschluß sich abgerungen hatte, lag endlich einmal das Leben wieder klar vor ihm, und deshalb kehrte ihm auch ein kleiner Teil der früheren Lebens-

mutes zurück, der freilich großenteils auf der verzweifelten Erwägung beruhte: „Frisch darauf los, da es doch keinen anderen Ausweg gibt!“

Das kalte Waschwasser, vor dem er in den letzten Wochen etwas sich gescheut hatte, tat ihm jetzt über die Maßen wohl. Er suchte sich frische Wäsche hervor und zog seine Feiertagskleider an.

Gleich heute wollte er in der Tapetenfabrik sein Heil versuchen.

Ehe er sich auf den Weg machte, trat er noch einmal in die Schlafstube. Er hatte vor, Camilla zu sagen, daß er ihr die Wohnung ganz überlassen und daß er für sich anderswo ein Unterkommen suchen werde.

Aber sie schlief noch immer. In der Nacht schien sie einmal vor Frost aufgewacht und dann unter die Decke gekrochen zu sein. Das Tageslicht fiel gerade auf ihr Bett, und seine kalte Helle ließ das scharf hervortreten, was der warme Kerzenschein verborgen hatte, — das überall sich ansetzende, aufgeschwemmte Fett, die graue, fahle Gesichtsfarbe und die tiefen Fältchen und Runzeln, die von neuem in die glatte Haut sich eingegraben hatten.

Reinhold glaubte das Geschick dieser unersättlichen Frau vorauszusehen, wie sie langsam, in demselben Maße, wie ihre Reize abnahmen, immer tiefer in den Schmutz sank, bis endlich jeder vor dem wüsten, unförmigen Weibe zurückwich. Dann würde sie, gleich wie er es getan hatte, zur Schnapsflasche ihre Zuflucht nehmen und irgendwo verkommen.

Er ließ sie weiter schlafen und ging.

Erſt auf der Straße beſann er ſich darauf, daß draußen in der Fabrik der Prinzipal nie vor Nachmittag ſich einſtellte. Am beſten würde er überhaupt den Chef abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, in ſeiner offiziellen Sprechzeit, aufſuchen, in der ſeine Angeſtellten mit ihren Anliegen ſich direkt an ihn wenden konnten. Ja, er fand, daß das ſogar viel beſcheidener ausſah, als wenn er zu einer ungewöhnlichen Stunde vorſprach.

Er hatte alſo noch reichlich einen halben Tag Zeit und bog, um die Stunden hinzubringen, zu einem kleinen Spaziergang von der Richtung nach Volkmarsdorf ab.

Aber je länger er in den ſieghaften Frühlingsmorgen hineinging, deſto trüber wurde es ihm zu Mute. Rings um ihn keimte alles einem freudigen Leben in Sonne und Luſt entgegen, und er ſelbſt ſah in eine dunkle, troſtloſe Zukunft.

Dieſes kecke, jugendliche Drängen führte ihm ſeine eigene Hoffnungsloſigkeit recht deutlich vor Augen und beraubte ihn des eben erſt gewonnenen friſchen Mutes.

Wiederum begann er zu zweifeln, ob nicht ein freigewählter Tod der Laſt dieſes Lebens, die er möglicherweiſe noch jahrelang würde ſchleppen müſſen, vorzuziehen ſei. Indeſſen das die Flinte ins Korn werfen war von je ſeinem ganzen Empfinden ſo zuwider geweſen, daß er auch diesmal der Verſuchung nicht erlag.

Aber als er an der Schillerſtraße eine Tafel mit der Aufſchrift: „Achtung! Dacharbeit!“ auf dem Fußſteige aufgeſtellt ſah, wich er nicht aus, ſondern ging geradeaus ſeinen Weg weiter.

Es fiel kein Ziegel vom Dache, und Reinhold lächelte hinterher selbst über seine Torheit.

In der Nähe des Obstmarktes wurde er durch den Lärm eines vorüberfahrenden Löschzuges der Feuerwehr aus seinem Trübsinn aufgeschreckt. Diese Einrichtung hatte schon immer sein Wohlgefallen erregt; die kräftigen Männer, die jungen, starken Pferde, die so scharf im Zügel gingen und vor allem das schnelle Zurhandsein, — alles das machte den Eindruck einer schönen Vollkommenheit, die er sonst selten vorgefunden hatte.

Reinhold ließ die Fahrzeuge an sich vorüber und folgte dann der Menschenmasse, die sogleich an den letzten Wagen sich angeschlossen hatte und rennend mit den galoppierenden Pferden Schritt zu halten suchte.

Der Löschzug bog in den Grimmaischen Steinweg ein. Gegen den Johannisplatz zu war die Straße durch eine dichte Menschenkette abgeschlossen, und Reinhold suchte vergebens über die Köpfe hinweg den Ort der Feuersbrunst herauszubekommen.

In diesem Augenblick wurde die Menge durch Schutzleute zurückgetrieben, und nach dem Drängen und Schieben stand Reinhold, der nicht von seinem Platze gewichen war, mit einem Male in der ersten Reihe.

Jetzt hatte er freien Ausblick.

Das erste Haus der Hospitalstraße, ein altes, zweistöckiges Gebäude, stand in hellen Flammen. Aus dem rechten Teile des Erdgeschosses, in dem eine Droguenhandlung sich befand, schlug die Glut nach oben und hatte schon die beiden Stockwerke ergriffen, während

25*

das Dach und die ganze linke Hälfte des Hauses noch ziemlich unversehrt zu sein schienen. Mitunter hörte man vom Brandherd her einen schwachen Knall wie von einer Explosion.

Rund um Reinhold sprachen die Zuschauer über den Brand und seine Entstehung.

„Der Lehrling hat unvorsichtig mit einem Paket Schwärmer hantiert," sagte einer.

„Und da ist die Sache angebrannt?" fragte ein anderer.

„Ja, gewiß," antwortete wieder der erste. „Und schade ist es gerade nicht, daß die alte Bude wegkommt. Jetzt, wo die Kirche neu gebaut ist, paßte das alte Häuschen gleich gar nicht mehr her."

Als man vom Brandplatze her wieder einen dumpfen Knall vernahm, fuhr er fort: „Das ist nun jetzt wahrscheinlich das Benzin, das in die Luft geht, oder so was Ähnliches."

Darauf wieder der zweite: „Aha, jetzt geht mir auch ein Licht auf, warum die Polizei heute so dämlich weit absperrt, — damit, wenn die Fässer und das Feuerwerkspulver im Keller hochgehen, uns das nicht auf die Köpfe fällt."

„Schafskopf!" rief eine neue Stimme von rückwärts. „Das Feuer brennt nach oben und nicht nach unten. Wer jetzt dort im Keller sitzt, dem passiert nichts, wenn er man bloß nicht ersauft von dem vielen Wasser, das da ringespritzt wird."

Jetzt mischte sich ein vierter in die Unterhaltung, der offenbar in dem brennenden Hause Bescheid wußte.

„Jawohl, ganz schön," sagte er. „Wenn nur nicht im Laden die Falltreppe wäre! Da läuft jetzt das Benzin und der Spiritus und das Petroleum die Stufen hinunter und brennt dabei schön blau."

Die Spritzen hatten unterdessen gewaltige Wassermassen in das brennende Haus geschleudert. In den oberen Stockwerken schien auch die Feuersbrunst allmählich gedämpft zu werden, aber gegen den Glutherd im Erdgeschoß richteten selbst die armdicken Strahlen der beiden Dampfspritzen nichts aus.

Reinhold hatte bis jetzt die schöne Ordnung und Sicherheit der Feuerwehr beobachtet und sah sich nun weiter um.

Wenige Schritte vor ihm stand in dem abgesperrten freien Raume eine junge Frau in einfacher sauberer Kleidung. Sie trug ein mit einem Deckel zugedecktes Blecheimerchen in der Hand, das Gefäß, in dem die Arbeiterfrauen ihren Männern das Essen zuzutragen pflegen. Ein Polizeiwachtmeister sprach auf sie hinein; aber sie verstand ihn nicht oder schien ihn vielmehr gar nicht zu hören. Der Beamte forderte sie auf, mit ihm zu kommen, aber sie blieb stehen und sah ihn mit stumpfen Blicken an. Ersichtlich hatte sie mit knapper Not sich aus dem Brande gerettet und war nun noch in der Betäubung des Schreckens befangen.

Vom anderen Ende des Platzes her, wo die Gefährte der Feuerwehr nebeneinander aufgefahren waren, lief ein Mann auf sie zu. Er war noch jung und hatte ein hübsches, gesundes Gesicht und einen kleinen, blonden Schnurrbart; seiner blauen Arbeitsbluse und

der Lederschürze nach konnte er etwa ein Markthelfer sein. Er trug den rechten Arm in einer frischen, weißen Binde und hatte in der linken Hand einen Streifen Verbandzeug, mit dem er hatte weiter verbunden werden sollen. Denn von der Schläfe lief ihm das Blut aus einer langen Rißwunde herab, und die Hälfte des lockigen Kopfhaares war versengt.

„Wo hast du die Kleine?“ rief er von weitem die Frau an.

Bei diesen Worten kam in die Regungslose plötzlich Leben. Sie fuhr zusammen und suchte mit erschrockenen Augen nach etwas.

„Linchen! Mein Jesus!!“ schrie sie und warf sich vor dem Manne nieder.

Der aber riß sie rauh in die Höhe und brüllte sie an: „Wo hast du sie?“

Die Frau schlug die Hände vors Gesicht und jammerte: „Drinnen! Drinnen!“

„Luder!“ beschimpfte sie der Mann in seiner grimmigen Wut.

Er stand eine Weile keuchend da. Dann stieß er hervor: „Ich will hinein!“ und riß sich von der Frau los.

Aber das Blut lief ihm in die Augen, er konnte nicht sehen und blieb hilflos stehen.

Das Weib hatte ihm angstvoll nachgesehen; als er aber verzweifelt stehen blieb, raffte sie sich auf und murmelte: „Dann will ich.“

Wie sie jedoch auf das Feuer blickte, aus dem sie eben erst glücklich entflohen war, sank ihr der Mut. Sie ließ die Arme schlaff herunterfallen und stöhnte: „Ich kann nicht.“

Reinhold wurde durch diesen Vorgang im Innersten erschüttert. Schon der Name „Linchen“ weckte in ihm eine Welt von Erinnerungen auf, in der nur Liebe, Hingabe, Fürsorge und Aufopferung widerklangen.

Die Gedanken drängten sich in seinem Kopfe in ungeheurer Schnelle.

Der verzweifelte Jammer dieser Mutter dünkte ihn ein Ruf des Schicksals zu sein. Jetzt war er vor die Wahl gestellt, ob er dort in den Flammen sein Leben als ein Kämpfer enden oder ob er das armselige Anhängsel gutwillig und ohne weiteres auf seine Schultern nehmen sollte.

Aber diese kleinlichen Erwägungen traten vor dem einen Gefühl zurück: — es kam ihm niedrig und häßlich vor, hier müßig zu bleiben.

Der Anblick der Not gab ihm mit einem Male seine schöne, selbstbewußte Kraft wieder; plötzlich umgewandelt forderte er jetzt das Schicksal heraus und wollte schon Sieger bleiben.

Mit einem raschen Entschlusse trat er vor.

Aber der zunächst stehende Schutzmann eilte herbei und fuhr ihn an: „Was wollen Sie? Zurück in die Reihe!“

Ruhig entgegnete Reinhold: „Was ich hier vorhabe, geht Sie den Teufel an.“

Er ging auf die Jammernde zu und fragte: „Sie! Frau! Wo ist das Kind?“

Das Weib sah ihn verwirrt an, dann begriff sie. Sie eilte auf ihren Mann zu, schüttelte ihn bei der Schulter und drängte, indem sie auf Reinhold wies: „Du! du! Wo das Kind ist?“

Der Mann hatte die Augen immer noch nicht frei bekommen und suchte sich das Blut mit dem Verbandzeug fortzuwischen, aber er gab kurz und klar zur Antwort: „Hausflur, zweite Tür links. Zweite Stube, im Korbe auf dem Tische am Fenster."

Reinhold sah nach dem brennenden Hause. Aus dem linken Teile, wo das Kind sich befand, drang erst schwacher Rauch, da war eine Rettung schon möglich.

Allerdings quoll aus dem Hausflur eine dicke Rauchwolke hervor, aber er ging ruhig darauf los. Wenige Schritte vor dem Eingang fühlte er sich festgehalten.

Ein graubärtiger Feuerwehrmann hielt ihm einen nassen Sack hin und sagte: „Um Nase und Mund! Ich gehe mit."

Reinhold schlang sich das nasse Zeug so um, wie er den Graubärtigen es machen sah.

Währenddem sprach er ihn an und nannte ihn dabei unwillkürlich „du".

„Warum kommst du mit?" fragte er.

Der Feuerwehrmann sah ihn erstaunt an. Dann ging er auf seine vertrauliche Anrede ein und antwortete: „Weil das meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist. Und du?"

Reinhold erwiderte: „Weil mir's Spaß macht."

Bei den Worten des Feuerwehrmannes war es ihm plötzlich eingefallen, daß er womöglich, falls er jetzt nicht zurückkäme, für einen Märtyrer der Pflichttreue und Menschenliebe gehalten werden würde.

Er meinte, das würde ein großer Irrtum sein,

und als der andere ihn auf seine Antwort hin zweifelnd anblickte, wiederholte er mit einem leisen Lächeln: „Ja, ja. Glaub's nur, weil mir's Spaß macht."

Dann wandte er sich nach dem Hause zu, und der Feuerwehrmann folgte ihm mit einem geflüsterten: „In Gottes Namen denn!"

Als die beiden Männer in dem Rauche verschwunden waren, blieb die zahllose Menge auf dem weiten, sonnenbeschienenen Platze regungslos stehen und verharrte, die Augen auf die Haustür gerichtet, in einem bangen, erwartungsvollen Schweigen, das durch das taktmäßige Keuchen der Dampfspritzen, durch das Plätschern und Rauschen des Wassers und durch das Wabern des Feuers nur noch angstvoller erschien.

Mitten in die Stille hinein schlug die Uhr der Johanniskirche einhalb ein Uhr.

Als noch der Schall der zwei Schläge in der Luft zu schwingen schien, machte ein dröhnender, schütternder Knall die Erde erbeben. Das brennende Haus schien ein wenig emporgehoben zu werden, die alten, festen Mauern schüttelten sich wie unwillig und sanken dann mit einem dumpfen Krachen in sich zusammen, ein wüstes, qualmendes Trümmerfeld bildend.

— — — — — — — — — — — — — —

Paul wohnte der Beerdigung Reinholds als einziger Verwandter bei. Camilla war ferngeblieben, weil ihr der Friedhof stets einen Schauder erweckte, und der Bodenmeister war wieder von der Gicht gepackt worden, so daß er hatte zu Hause bleiben müssen.

Die Stadt hatte es sich zur Ehrenpflicht gemacht,

das Begräbnis auf Gemeindekosten auszurichten, und, da die gänzlich verkohlten Überreste der beiden Männer nicht zu unterscheiden gewesen waren, war angeordnet worden, daß die Leichen in einem Grabe beigesetzt würden.

Neben einer Trauerparade der Kameraden des Feuerwehrmannes befand sich ein großer Teil des Rates, der Stadtverordneten und der städtischen Beamten in dem Grabgeleite. Außerdem nahm aber eine mindestens ebenso große Anzahl sozialdemokratischer Arbeiter an der Feier teil.

Irgend ein Parteigenosse hatte sich darauf besonnen, daß Reinhold vor Jahren, noch zur Zeit des Sozialistengesetzes, wegen Aufreizung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt worden war, und daraus war die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie abgeleitet worden.

So kam es, daß die zwei so verschiedenen Teile der Versammlung am Grabe die Worte des Geistlichen, der die Toten als Opfer der Pflichttreue und Nächstenliebe pries, je nach ihrer Gesinnung sich ganz entgegengesetzt zurechtlegten.

Paul, der als einziger Verwandter zuerst nach dem Prediger die drei Handvoll Erde auf Reinholds Sarg hatte fallen lassen, ging nach der Feier allein vom Friedhofe weg.

Er hatte sich absichtlich niemand angeschlossen. Denn Reinhold hatte zu keiner der beiden Parteien gehört, die ihn hier im Tode gewissermaßen sich streitig machten. So sehr Paul sonst seine Genossen in Schutz

nahm, in diesem Falle mußte er doch zugeben, daß sie mit ihrer Anschauung genau so im Unrecht waren, wie die anderen, die Reinhold für ihr Christentum beanspruchten.

Durch die ernste Feier war er so tief bewegt, daß er sich scheute, sogleich vom Grabe weg nach Hause zurückzukehren. Planlos lief er auf den Spazierwegen des Rosentales umher, bis es dunkel zu werden begann, und machte sich dann erst auf den Nachhauseweg.

Als er durch das Haustor ging, hörte er im Hofe Meta, seine jetzt fünfzehnjährige Älteste, mit dem nichtsnutzigen, halberwachsenen Sohne des Hausmannes sich streiten. Schamlose Worte flogen hinüber und herüber, aber es ekelte ihn in diesem Augenblicke davor, das Mädchen zur Rede zu stellen.

Langsam stieg er die vier Treppen hinan und trat beim Vater ein.

Der achtzigjährige Mann war ganz weiß geworden. Er saß auf einem Stuhl am offenen Fenster und freute sich der köstlichen, lauen Frühlingsluft, die von draußen ins Zimmer hereinströmte.

„Guten Abend, Großvater?“ sagte Paul und trat zu ihm hin.

Der Bodenmeister drückte ihm die dargereichte Hand und grüßte zurück: „Guten Abend, mein Junge!“

Nach einer Weile fuhr er fort: „Siehst du, nun Reinhold auch in der Erde liegt, sind bloß noch wir zwei übrig.“

Paul nickte traurig.

Dann sahen sie beide auf das Johannistal hinaus,

über dessen noch kahle Bäume allmählich dicke Nebel sich legten.

Leise seufzend fing der Greis wieder an: „Meine Augen! — Die werden jetzt auch mit Macht schlechter. Ich sehe alles so grau. Oder liegt das etwa nicht an mir? Sag' einmal, Paul, geht es dir auch so?"

Paul erwiderte: „Nun ja, Großvater, es dunkelt, weil es Abend werden will."

„Nein, dunkel meine ich nicht," beharrte der Bodenmeister mit dem hartnäckigen Eigensinn alter Leute. „Das wäre auch schlimm, wenn es mir dunkel erschiene. Nein, so weit ist es gottlob noch nicht; ich meine grau, so ein trübes, trauriges Grau, ohne Licht und Farbe. Glaube mir, mein Junge, das ist schon schlimm genug."

Leise antwortete Paul: „Da mögen Sie schon recht haben, Großvater."

Unten im Hofe schienen unterdessen der Bursche und das Mädchen sich versöhnt zu haben. Ab und zu drang ein Kichern und dazwischen ein halb unterdrückter Schrei herauf.

Aber die zwei Einsamen oben am Fenster hörten nichts davon. Sie sahen zu, wie der dicke Nebel die Gärten und die Häuser einhüllte, bis nichts mehr darin zu unterscheiden war.

Paul rüttelte sich zuerst aus seinem trüben Nachdenken auf.

Er schloß das Fenster und sagte dabei: „Es wird kalt draußen, Großvater. Das ist nichts für Ihr Bein."

Dann setzte er mit einem schüchternen Versuch, den

Trübſinn abzuſchütteln, hinzu: „Sie ſind ſowieſo nicht mehr der Jüngſte.“

„Das weiß Gott,“ beſtätigte der Achtzigjährige. „Bei mir wird das Elend wohl nicht mehr lange dauern.“

Mit einem Male wurde Paul wieder ganz ernſt und erwiderte faſt heftig: „Aber dann mag es nur auch gleich bei mir zu Ende ſein!“

Der alte Mann ſah ſeinen Sohn kummervoll an und ſagte milde: „Wie Gott will, mein armer Junge! Es iſt ja freilich wahr, wir zwei haben eine redliche Laſt zu ſchleppen.“

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Die Juden von Zirndorf

Roman von Jakob Wassermann

Jakob Wassermann

Die Juden von Zirndorf

Umschlag-Zeichnung
von Th. Th. Heine

Preis geh. 4 M. 50 Pfg.
Eleg. gebunden 6 Mark

Neue Zeit, Wien: „... Man findet in seinem Roman herrlich schöne, gedankenreiche Stellen, die in großer stilistischer Meisterschaft merkwürdigen Inhalt bringen ..."

Hermann Bahr schreibt, daß seit Jahren kein deutsches Buch so groß und tief auf ihn gewirkt habe, wie „Die Juden von Zirndorf".

Jakob Wassermann

Melusine

Ein Liebesroman

Umschlag-Zeichnung von H. Obrist

Preis geheftet 2 Mark 50 Pfg.

Frankfurter Zeitung: „Von der ersten Seite des Buches an fühlt man sich seltsam und unwiderstehlich festgehalten. Man merkt schon an dem Ton, an der Vortragsart des Verfassers, daß er uns Verhältnisse schildert, aus denen es kein Entrinnen giebt, bange, zerrüttete, trostlose Verhältnisse, in denen die Gefangenen nur stumm, eintönig, unaufhörlich weinen, ohne etwas ändern zu können an ihrem Geschick ... Eine große Sehnsucht weht durch das Buch, das ganz in Moll klingt und das ein eigenartiges und dichterisches genannt werden darf."

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Heinrich Mann

Im Schlaraffenland

Ein Roman unter feinen Leuten

3. und 4. Tausend

Umschlag-Zeichnung von Th. Th. Heine

Geheftet 4 Mark 50 Pf.
Gebunden 5 Mark 50 Pf.

Die Gegenwart:
Heinrich Mann hat eine tapfere That gethan, als er diesen Brennspiegel schliff, und er hat sich dabei als überlegener, scharfsichtiger und starker Künstler gezeigt.

Hessische Landeszeitung:
Wir können stolz darauf sein, daß unsere deutsche Litteratur in diesem Roman ein Werk besitzt, das den Vergleich mit Maupassants Bel-Ami nicht zu scheuen hat.

Bonner Zeitung:
Es ist zugleich ein künstlerisches und unterhaltendes Werk. Viele waren berufen und wenige auserwählt, viele haben den modernen deutschen Roman schreiben wollen, aber nur einer hat das Ziel erreicht, weil er die herkömmlichen Wege verließ und neue fand.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAY 2 1940

LD 21-100m-7,'39 (402s)

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C024633345